3 1761 07486954 6

Ricarda Huch

Der große Krieg in Deutschland

1

UNIVERSITY OF TORONTO LIBRARY

Digitized by the Internet Archive
in 2010 with funding from
University of Toronto

http://www.archive.org/details/dergrossekriegin01huch

Der
große Krieg in Deutschland

Dargestellt

von

Ricarda Huch

Erster Band

Das Vorspiel

1585—1620

133669/24/8/14

Im Insel-Verlag zu Leipzig 1912

PT
2617
U28G7
Bd.1

Im Jahre 1585 wurde im Schloſſe zu Düſſeldorf die Hochzeit des jungen Herzogs Jan Wilhelm mit Jakobe von Baden ſo pomphaft und majeſtätiſch gefeiert, wie es dem Anſehen des reichen Jülicher Fürſtenhauſes entſprach. Nachdem die Feſtlichkeiten abgelaufen waren, verabſchiedete ſich der Kurfürſt von Köln, Ernſt von Wittelsbach, der Bruder des Herzogs von Bayern, von der Braut, die ſeine Nichte war, und ſagte zu ihr, er ſcheide leichteren Mutes, als er gekommen ſei; denn es habe oftmals an ſeinem Gewiſſen genagt, ob die Heirat, zu der er ſie in wohlwollender Meinung und Abſicht auf ihr Glück überredet habe, ſie auch zufriedenſtellen werde. Nun habe er ſich aber, da er während der Hochzeit ihr lächelndes Antlitz und auch die vielfache Pracht ihrer neuen Umgebung und Höflichkeitsbezeigungen der Familie geſehen habe, darüber zur Ruhe gegeben.

Jakobe lächelte mit Augen und Mund halb gutmütig, halb ſpöttiſch und erwiderte: „Mich dünkt die Umgebung nicht ſo prächtig und die Familie nicht ſo höflich wie Euch. Alle Farben erſcheinen mir hier aſchenfarben und alle Kurzweil wie Langeweile und Trübſal. Mein Schwiegervater, der alte Herzog, den Ihr mir als den verſtändigſten und ſtattlichſten Herrn im Reiche geſchildert hattet, iſt ein alberner Greis, der den Löffel Suppe verſchüttet, den ſeine zitternde Hand zum Munde führt. Meine fromme Schwägerin Sibylle hat mich mit kalten, trocknen Lippen geküßt und die Augen jämmerlich verdreht, als ob ein Leichenbegängnis gefeiert würde.“

Ja, ſagte der Kurfürſt ein wenig verlegen, er habe nicht gewußt, daß es ſo häßlich um den alten Herzog ſtehe; der Schlag, der ihn kürzlich getroffen, habe ſeinen Verſtand geſchwächt, doch ſei ja zu hoffen, daß ſeine Ärzte ihm wieder einen Aufſchwung gäben; andererſeits ſei er bei ſo hohen

Jahren, daß man sich auf seinen Hintritt gefaßt machen müsse, und dann werde sie die Herrin werden. Denn sie habe doch wohl Schönheit und Witz genug, ihren Gemahl, ein wie mächtiger Fürst er auch sei, ihrer noch mächtigeren Herrschaft zu unterjochen. Ihr heimliches Händedrücken und Auf-die-Füßetreten bei der Tafel sei ihm nicht entgangen; sie solle nur bekennen, daß sie mit Jan Wilhelm wohlversehen sei. Dabei streichelte der Kurfürst ihre vollen, dunkelerrötenden Wangen und ihren mit Perlenschnüren behängten Nacken.

Mit ihrem Gemahl sei sie zufrieden, sagte sie; sie hätte nicht geglaubt, daß er so hübsch und so artig sei. Der würde ihr gewiß nicht viel zu schaffen machen.

Der Kurfürst betrachtete sie unschlüssig und gab ihr dann noch eine Reihe guter Lehren und Ermahnungen. Zu leicht solle sie sich's auch nicht vorstellen, sie sei am bayrischen Hofe zwischen frommen und liebevollen Verwandten aufgewachsen, hier in Düsseldorf seien große Aufgaben für sie, aber auch Gefahren, und es gelte Vorsicht und Mißtrauen zu üben. Es wäre wohl schön, wenn sie die Kirche in diesen Landen wieder aufrichten könnte; aber die Stände seien meistenteils kalvinisch und hätten leider allzuviel Macht, sie müsse sich hüten, mit der Gewalt dreinzufahren, lieber Gelegenheiten abwarten und listig durchschlüpfen. Vor allen Dingen solle sie sich zurückhalten, bis sie ein Prinzlein geboren haben werde, das werde ihr Ansehen verleihen, und es werde ja wohl nicht lange damit anstehen.

Ob er etwa meine, er könne ihr jetzt schon etwas anmerken, sagte die junge Frau lachend, indem sie sich seiner Abschiedsküsse zu erwehren suchte. Er solle nur ihretwegen ruhig sein, sie sei nun einmal hier, habe sich darein ergeben und wolle sich mit Gott so gut einrichten, wie es möglich sei.

Seine Ratschläge seien überflüssig, dachte sie, als er sie verlassen hatte; aber er meine es gut mit ihr und habe sie aufrichtig lieb. Warum sollte er sie auch nicht lieben, da sie doch ihr Angesicht so wonnevoll auf dem runden venezianischen Spiegel wie eine Wasserrose auf blanker Seefläche schwimmen sah. Nun wollte sie aber zeigen, daß sie mehr vermöge als Blicke werfen und Laute spielen; sie, die als Protestantin geboren und durch Gottes Fügung an den bayrischen Hof gebracht und zur Kirche zurückgeführt war, wollte im Jülicher Lande die Ketzerei ausrotten und sich dadurch der höchsten Ehre bei Papst und Kaiser, vor allen Dingen bei ihrem Pflegevater, dem Herzog Wilhelm von Bayern, wert machen.

Nach ihrer Meinung konnte es nicht so bleiben, daß Jan Wilhelm, ihr Mann, als ein Kind und fast als ein armer Tropf am Hofe galt; sie hatte den künftigen Herzog eines reichen Landes geheiratet, und als solcher sollte er sich öffentlich zeigen. Ihm kam es vor, als werde er zum ersten Male recht gewürdigt und in seiner Bedeutung erkannt, und er griff hastig nach den Zügeln der Regierung, um die er sich vorher niemals bekümmert hatte. Da es eben damals geschah, daß die Stadt Wesel, die als eine einhellig kalvinische, tapfere und wohlhabende Gemeinde bekannt war, einen katholischen Geistlichen hinausgeschafft hatte, machte sich Jan Wilhelm dahinter und ordnete an, die Stadt solle eine ihrer Kirchen dem katholischen Gottesdienst einräumen. Dagegen erhoben sich die Stände, die protestantisch waren, als gegen eine gewaltsame Neuerung, und auch der alte Herzog, nachdem er eine Weile erstaunt und mißtrauisch zugesehen hatte, verbat sich das vordringliche Gebaren seines Sohnes. Darüber kam es zu bösen Auftritten in der Familie, wobei der alte Herzog vorzüglich Jan Wilhelm bedrohte, Sibylle hingegen Jakoben vorwarf, sie sei schuld an der Verwandlung

ihres Bruders, der bis dahin ein frommer, gehorsamer Sohn gewesen sei. Mit dem Schwiegervater und der Schwägerin hätte sich Jakobe allenfalls fertig zu werden getraut; aber mächtiger als diese waren, wie sie allmählich bemerkte, einige Räte des Herzogs, vor allen Herr von Waldenburg genannt Schenkern, der an Stelle des hinfälligen Alten nach seinem Gutdünken regierte. Dieser war es, dessen Befehlen der Hofstaat und die Dienerschaft gehorchten und der immer dahintersteckte, wenn ihre und ihres Mannes Wünsche auf Widerstand stießen.

Als sie eines Abends mit einigen jungen Herren und Frauen von Adel beim Brettspiel saßen und die Schatulle leer fanden, aus der sie das Geld zu einem neuen Einsatz nehmen wollten, wurde ihnen vom Zahlmeister, nach dem sie schickten, bedeutet, sie hätten mehr verbraucht, als ihnen zustehe, er wolle ihnen wohl für den Augenblick mit einer Kleinigkeit aus seinem Eigenen aushelfen, inskünftige möchten sie aber das Wams nach dem Stücke schneiden und die Schleppe ein wenig stutzen.

Es gelang Jakobe nicht, in ihrem Manne dieselbe Entrüstung zu erregen, die sich ihrer bemächtigt hatte, noch weniger ihn zum Einschreiten gegen den Marschall Schenkern zu bringen, auf den der Zahlmeister sich berufen hatte. So zog sie denn den mächtigen Mann selbst zur Rechenschaft und hielt ihm vor, daß sie nicht etwa ihn um Geld bitte, vielmehr verlange, daß ihr unerbeten geliefert werde, was zur Bestreitung eines fürstlichen Hofhalts erforderlich sei.

Das sei ihnen geliefert worden, entgegnete Schenkern kalt, sie hätten es aber allzuschnell verbraucht.

Das Blut stieg der jungen Frau ins Gesicht. Nicht so viel sei ihr gereicht worden, wie sich zum Nadelgeld für eine unvermählte Prinzessin schicke. Was sie denn ausgegeben hätte? Gewänder und Kleinodien hätte sie mitgebracht, hier

nichts dergleichen erhalten. Ob es ihr etwa verboten sein solle, bei ihrem täglichen Gang in die Messe Almosen auszuteilen? Oder ob ihnen das Brett- und Kartenspiel als ihre einzige Unterhaltung zu mißgönnen sei? Es gebe Untertanen des Herzogs, die prächtiger als sie und ihr Herr aufzögen, ausreisten, so oft und wohin es ihnen beliebte, und Gnaden verteilten wie regierende Fürsten. Dabei lenkte sie das zornige Feuer ihrer dunkelblauen Augen gerade auf ihn.

„Ich genieße," sagte Schenkern mit dreistem Lächeln, „was meine Ämter mir einbringen. Einem jeden das Seine. Ihre Gnaden müssen mit Ihrem Einkommen haushalten und sich in die Stellung Ihres Gemahls fügen lernen, die bescheidener ist als die hochfahrenden Mienen und Worte Eurer Gnaden. Denn bis jetzt ist der junge Herr nur der erste Untertan unseres regierenden Herzogs."

„Der Rat, den Ihr mir gebt, ist gut für Euch," rief Jakobe aufbrausend. „Wir werden sehen, wer sich eher in die Stellung bücken muß, die ihm zukommt, Ihr oder ich."

Einstweilen freilich mußte Jakobe das kärgliche Leben fristen, das ihr vorgeschrieben war, womit es eher schlimmer als besser wurde, um so mehr, als sie nach Verlauf einiger Jahre noch immer nicht schwanger geworden war. Die Sucht sich hervorzutun, zu der sie Jan Wilhelm angespornt hatte, ließ gänzlich bei ihm nach und wich trüben Gedanken, wie daß Gott ihn mit Kinderlosigkeit für seine Sünden strafe, als welche er vorzüglich ansah, daß er seinem Vater getrotzt und daß er Elend über seine Untertanen gebracht habe. Es waren nämlich in die Stadt Wesel, die er zur Einführung eines katholischen Pfarrers hatte zwingen wollen, spanische Truppen eingelegt worden, die sich wegen des Krieges mit den niederländischen Staaten an der Grenze befanden, und er hatte eine Bittschrift der Stadt gelesen, in der sie über

ihre Bedrängung Klage führte. Ein Satz, der darin vorkam, nämlich: „Schreit es nicht zum Himmel, daß schutzlose Witwen und Waisen, die keines anderen Verbrechens schuldig sind, als daß sie in ihrem Glauben verharren wollen, von einer fremden, grausamen Soldateska unausstehliche Marter und Qual Leibes und der Seele erdulden müssen!“ hatte sich ihm so eingeprägt, daß er durch nichts anderes zu verdrängen war. Weder Schelten noch Schmeicheln, wodurch Jakobe ihn wechselweise umzustimmen suchte, noch die sonst beliebte Zerstreuung des Brett- oder Ballspiels verfingen; ja, eines Tages kam es so weit, daß der Prinz sich aufzustehen weigerte, weil ihm die Lust am Leben vergangen sei.

Um diese Zeit starb Dietrich von Horst, der Jan Wilhelm erzogen hatte und dem er, obwohl er von ihm mit Strenge behandelt worden war, so zärtlich anhing, daß man sich nicht getraute, seine Schwermut durch die Todesbotschaft zu vermehren. Die Ärzte des alten Herzogs, unter denen ein sechzigjähriger Mann, der Doktor Solenander, das meiste Ansehen hatte, erteilten den Rat, den Kranken durch eine Reise zu entfernen; währenddessen könne der von Horst bestattet werden, und zugleich würden die neuen Eindrücke den jungen Herzog auf andere Gedanken bringen.

Jakoben, die ihren Gemahl begleiten wollte, riet Solenander freundlich davon ab; er ehre und verstehe ihre Liebe und Treue, urteile jedoch als Arzt, daß eine vollständige Veränderung der Umgebung dem Kranken am dienlichsten sei, besonders auch weil es nicht anders sein könne, als daß die Nähe seiner jungen und schönen Frau ihn zu allerhand Zärtlichkeiten ehelicher Liebe reize, wodurch er seine Kraft erschöpfe, und das müsse eben jetzt am allermeisten vermieden werden. Trotz ihres Vorurteils gegen den Arzt, der kalvinisch war, flößte sein redliches und würdiges Wesen ihr Ver-

trauen ein, so daß sie ihm mit kindlich huldvollem Lächeln erwiderte, sie wolle sich seinen Anordnungen fügen. Freilich war es ihr aufs bitterste zuwider, daß es Schenkern war, dem ihr Mann anvertraut wurde und der ihn wie einen Gefangenen mit sich führte; allein sie tröstete sich damit, daß Jan Wilhelm in einem leidlichen Zustande wiederkommen und daß sie zunächst einmal von dem Druck seiner seltsamen Melancholie frei sein werde.

So recht von Herzen frei und fröhlich, ob man das in dem weitläufigen Schlosse von Düsseldorf sein könne, daran zweifelte sie zwar. Oftmals stand sie vor dem Bilde der verstorbenen Herzogin Maria, der Mutter ihres Mannes, die, wie man ihr erzählt hatte, jahrelang voll irrer und trübseliger Gedanken, fast abwesenden Geistes gewesen war. Nicht ohne Grauen betrachtete sie die schmale, in sich zusammengekrochene Gestalt, die von dem scharlachfarbenen Brokatkleid erdrückt schien, das spukhaft bleiche, angstvolle Gesicht unter den gelblich-roten Haaren und die dünnfingrigen Hände, die sich wächsern um ein Andachtsbuch bogen. Auch ihr gefiel es, Schwiegertochter einer Tochter des hochseligen Kaisers Ferdinand I. und Tante des regierenden Kaisers Rudolf zu sein; trotzdem machte es sie ein wenig lachen, daß man sich hier auf diese mißratene Person so viel zugute tat. Wie ein Gespenst vor der Morgenröte mußte dies Jammerbild vor ihrer Kraft und Schönheit erlöschen! Verse aus einem Gedicht fielen ihr ein, das Graf Philipp von Manderscheid einst für sie gemacht hatte, ihr Geliebter, den ihre Heirat in Raserei und selbstmörderischen Tod getrieben hatte, und die lauteten: Königin Sonne, du leuchtest so! Ich und der Sommer wir brennen lichterloh!

Ein tiefer Unmut stieg in ihr auf: während die Welt überall voll Lust und Prangen war, mußte sie in diesem

Schloſſe eingeſperrt ſein, deſſen Luft Gott weiß woher von verderblichen Übeln voll zu ſein ſchien. Kaum war ſie der düſteren Geſellſchaft ihres Mannes ledig, ſo kam der alte Herzog und klagte ſich unter Weinen und Seufzen an, er habe den einzigen Sohn, der ihm übriggeblieben ſei, zur Verzweiflung getrieben, indem er ihn nicht zur Regierung habe zulaſſen wollen; das habe ihn mit argwöhniſchen und widerwärtigen Gedanken erfüllt; er ſei ein harter, ungerechter Vater geweſen, zur Strafe werde nun ſein Haus ausſterben und Unglück über ſein Land kommen. Jakobe dachte bei ſich, daß dem Alten recht geſchehe; aber lange mochte ſie ihn doch nicht weinen ſehen und beſchwichtigte ihn mit mitleidigen Worten und ausgelaſſenen Neckereien, ſo daß er ſie zuletzt aus ſeinem Jammer kläglich anlachen mußte. Er und Sibylle ſchrieben lange Briefe an Jan Wilhelm, er ſolle ſich nur luſtig machen, daheim gehe alles gut und nach Wunſch; denn Doktor Solenander hatte ihnen geſagt, es ſei wichtig, daß der Kranke heitere Eindrücke erhalte.

Drei Tage ſpäter jedoch wurde der Reiſende von Schenkern zurückgebracht, der erklärte, nach einer anfänglichen Beſſerung habe des Kranken Melancholie ſo zugenommen und ein ſo heilloſes Anſehen gewonnen, daß er ſchleunig habe umkehren müſſen; der Wunſch zu Hauſe zu ſein ſei der einzige Trieb geweſen, der noch einiges Leben in dieſer armen Seele verraten habe. Eine gewiſſe Beruhigung ſchien der Kranke zu ſpüren, als er ſich wieder in Jakobes Händen fühlte; allein wenn er auch allmählich zu einer Lebenstätigkeit zurückkehrte, ſo war dieſe doch unregelmäßig und ungeordnet und erweckte Grauen. Des Nachts beſonders ruhte er nicht, ſondern ging hin und wieder in den langen Gängen des Schloſſes und verlief ſich wohl gar, und wenn der alte Herzog oder ſonſt jemand von der Familie ihm entgegen-

trat mit Beschwörungen, er solle sein Lager aufsuchen, so stierte er sie sinnlos an oder schrie und fuchtelte mit den Armen, bis sie zurückwichen und sich verbargen.

Einmal erwachte Sibylle in der Nacht durch ein absonderliches Krachen der Stiege unter dem Dache, und da sie, vorsichtig schleichend, dem Geräusch nachging, kamen ihr ihres Bruders Bedienstete verstört entgegen und meldeten, daß er in Begleitung eines einzigen Edelknaben auf die Zinne des Schlosses gestiegen sei, um nach dem Feinde auszulugen, und daß er gedroht habe, es dürfe ihnen niemand folgen. Sibylle weckte zitternd den Alten, kleidete ihn notdürftig an und zog ihn, der kaum verstand, was vorging, mit sich fort aus dem Tor hinaus auf den Schloßplatz. Es war November, und der Sturm heulte feucht von Westen her über den Rhein. Nach oben blickend, gewahrte Sibylle auf dem Dache eine schattenhafte Bewegung und unterschied zwei Gestalten, von denen die kleinere eine Fackel trug, deren Flamme die sausende Luft flackernd auseinanderbog; die andere, hoch und schmal, warf lange Arme in die Luft, bückte sich, kniete nieder und beugte sich weit zwischen den Zinnen vor in die Tiefe. Mit entsetztem Finger deutete Sibylle auf das herabhängende Haupt, dessen langes Haar der Wind hin und her blies; plötzlich erlosch die Fackel, die von dem Knaben gehalten wurde, worüber der in seinem Pelz schaudernde Alte erschrak und, beide Arme nach oben ausbreitend, den Namen seines Sohnes hinaufjammerte. Angstvoll drückte Sibylle ihre Hand auf seinen Mund, weil sie glaubte, es sei gefährlich, einen Nachtwandler anzurufen; ohnehin hatte der Wind die schwachen Greisenlaute verweht, und es schien nicht, als ob der irre Träumer sich der Gegenwart seiner Angehörigen bewußt geworden sei.

Jakobe war erwacht, als ihr Mann das Lager verließ;

da sie aber daran gewöhnt war, hatte sie sich nicht darum bekümmert und war wieder eingeschlafen. Als Sibylle mit grämlich scharfen Worten darauf hindeutete, sagte Doktor Solenander, der Schlaf sei der armen Frau wohl zu gönnen, die tagüber Plage und Sorge vollauf habe. Vielleicht sei es ratsam, um verderbliche Zufälle zu verhüten, daß Jakobe künftig das Schlafgemach zuschließe und ihren Mann nicht hinausgehen lasse, vorausgesetzt, daß sie sich getraue, ihn zu bemeistern. Übrigens sei da nichts zu machen, als daß der Körper des Kranken verständig durch gute Luft und milde, bekömmliche Nahrung gepflegt werde, damit von dort aus das trübe Wesen nicht noch genährt werde; er habe auch erfahren, daß die absterbenden Monate November und Dezember Schwermütigen gefährlich wären, und vertröstete auf das neue Jahr, dessen wachsendes Licht Besserung bringen könne.

Diese Hoffnung versiegte in den Frühlingsmonaten, da sich in dem Zustande des Kranken nichts Wesentliches änderte, wie er auch wechselte. Jakobe vermochte ihn wohl nachts im Schlafzimmer festzuhalten, indem sie seinen Wutausbrüchen tapfer standhielt; nun aber weigerte er sich zu essen, weil die Speisen, die man ihm vorsetzte, vergiftet seien, und bezichtigte die kalvinischen Ärzte, daß sie ihm nach dem Leben stellten. Wenn der Alte, Sibylle oder Jakobe vor seinen Augen aus seiner Schüssel aßen, nahm er wohl auch ein wenig davon, aber mit Seufzen und Ekel, und wendete sich bald stillschweigend weg nach der Wand; denn er blieb meistens im Bett liegen und stand erst am späten Abend auf, um stundenlang im Gemach auf und ab zu gehen.

Die Kunde von der seltsamen Erkrankung des Erben von Jülich-Cleve war nicht geheimzuhalten und regte viele Höfe auf, indem die Fürsten das Anrecht und die Anwartschaft

überlegten, die sie etwa an der beträchtlichen Erbschaft könnten geltend machen. Die schwächliche Leibesbeschaffenheit Jan Wilhelms hatte schon in seinen Knabenjahren allerlei besondere Gedanken in der Verwandtschaft aufkommen lassen; als jedoch der junge Herzog mannbar wurde und heiratete, hatte man es dabei bewenden und auf sich beruhen lassen. Wie nun die Nachkommenschaft ausblieb und ein Gebrechen um sich griff, das aller ärztlichen Kunst spottete, setzte man sich allerorten in Bereitschaft, um bei der ersten Gelegenheit zuzugreifen, ehe ein anderer zuvorkäme. Vollends als im Jahre 1592 der alte Herzog starb, dessen erloschener Geist dem Zusammenbruch noch gewehrt hatte, wie eine von Dünsten verhüllte Mondscheibe die Bilder der Erde trübe zusammenhält, die nach ihrem Untergange in Nacht versinken, nahm die Verwirrung und Entzweiung im Schlosse auf das ärgste zu und ebenso die Begier der beteiligten Anverwandten, sich einzumischen.

Sibylle und Jan Wilhelm hatten drei ältere Schwestern, die in der Zeit aufgewachsen waren, als der nun verstorbene Herzog, Wilhelm der Reiche, noch rüstig und seines Geistes mächtig gewesen war. Im evangelischen Glauben erzogen, waren sie froh, den Verfolgungen, die sie durch den wachsenden Einfluß der katholischen Räte erdulden mußten, zu entrinnen, indem sie sich mit protestantischen Fürsten vermählten, die älteste, Marie Eleonore, mit dem brandenburgischen Herzog von Preußen, die beiden anderen mit zwei Wittelsbacher Vettern, dem Pfalzgrafen Philipp Ludwig von Neuburg, der eine unerschütterliche Säule des lutherischen Bekenntnisses war, und dem Pfalzgrafen Johann von Zweibrücken, einem unerschrockenen Vorkämpfer des Kalvinismus. Als Marie Eleonore, von ihrem Vater selbst geleitet, in Preußen anlangte, ergab es sich, daß der Bräutigam blöd-

sinnig und also keineswegs der stattliche Freier war, als welchen man ihn am Jülicher Hofe empfohlen hatte; allein die Braut, von deren Entscheidung abhängig gemacht wurde, was nun geschehen sollte, dachte an ihre trübselige Gefangenschaft im Schlosse zu Düsseldorf, wo ihr Vater, um sie zur Messe zu zwingen, sie an den Haaren geschleift hatte, und urteilte, daß sie es als Herzogin von Preußen eher besser als schlimmer haben und wenigstens in Sicherheit ihrem Glauben obliegen können werde. Demgemäß erklärte sie sich bereit, des Schwachsinnigen Frau zu werden und ihn treu und geduldig zu pflegen. Jetzt ließ sie es sich angelegen sein, ihr väterliches Land den Brandenburgern zuzuwenden, damit es nicht in die Gewalt der Katholiken käme.

Der Pfalzgraf von Zweibrücken, ein biederer, ungestümer Herr, der es nicht anders wußte, als daß die Protestanten Söhne des Lichts und die Katholiken Söhne der Finsternis wären, und die letzteren bekämpfte, wie und wo er vermochte, mißtraute der Jakobe, die erst kürzlich vom Papst durch die goldene Rose ausgezeichnet worden war; aber als er in das Treiben am Düsseldorfer Hofe mit eigenen Augen hineinsah, gewann es damit eine andere Gestalt. Es wurde deutlich, daß der erzkatholische Schenkern, der es mit Spanien hielt, und Sibylle, die täglich lange Briefe voll Heimlichkeiten an die jesuitischen Wittelsbacher in München schrieb, ihre Feinde waren und sie in allen ihren Rechten kränkten.

Die protestantischen Stände, Graf von Falkenstein, die Herren von Bongart, Orsbeck und Palland, mit denen der Pfalzgraf sich in Verbindung setzte, erzählten, die arme Herzogin sei übel daran; obwohl sie stolz und leidenschaftlich sei, vermöge sie allein nichts wider Schenkern, der keinen Zipfel der Macht aus den Händen lassen wolle. Deshalb bediene sie sich ihrer, der Stände, um ihren Willen durch-

zuſetzen; ſowie es ſich aber darum handle, ihnen den Preis zu bewilligen, um den ſie arbeiteten, nämlich die Duldung ihres Bekenntniſſes, ſo weiche ſie aus und zürne wohl gar, daß man ihr, der Herzogin, eine Rechnung mache, anſtatt ihr umſonſt zu dienen. Schenkern würde ſich dem Teufel verſchreiben, um die Macht zu behalten, ja hätte es eigentlich ſchon getan, da er mit den Spaniern im geheimen Bunde ſei. Es ſei weit und breit keine Hilfe für die Herzogin als bei ihnen, möchte ſie es nur einſehen! Sie ihrerſeits ſetzten ihre Hoffnung auf die proteſtantiſchen Erbanſprecher, denen ſie gern den Weg ins Land bahnen wollten.

Wie ſtürmiſch des Pfalzgrafen Sinn auch war, wußte er doch, daß er ſich einſtweilen noch zurückhalten mußte, beſonders weil das Erbrecht ſeiner Frau durch einen Verzicht, den ſie bei der Heirat getan hatte, zweifelhaft und ſein Land zu klein und unausgiebig war, als daß er vereinzelt etwas hätte ausrichten können. Zunächſt riefen die ſtreitenden Parteien die höchſte Macht des Kaiſers an, und Geſandte und Bevollmächtigte reiſten zwiſchen Prag und Düſſeldorf ergebnislos hin und wieder. Die Inſtruktionen Kaiſer Rudolfs waren nämlich darauf zugerichtet, daß der Zuſtand womöglich erhalten bliebe, in dem alle Parteien ſich die Wage hielten, und höchſtens etwa Schenkern ein wenig geſchützt würde, von dem man ſich am eheſten Nutzen verſprach; denn ſo blieb der Kaiſer Schiedsrichter und konnte nach dem Ausſterben der regierenden Familie deſto beſſer die Beute an ſich reißen.

Zuweilen war Jakobe niedergeſchlagen und weinte verſtohlen, um nachher deſto fröhlicher zu ſein. Es gehörte zu ihrem Hofſtaat ein Narr, den ſie wohl leiden mochte, weil er ſie jederzeit zum Lachen brachte. Er hatte ein bartloſes Geſicht, dem nicht anzuſehen war, ob er jung oder alt ſei,

und eine jämmerliche Miene, obwohl er sich gewöhnt hatte, seinem Berufe gemäß beständig Späße zu machen, ja auch das Ernsthafte in alberner Form vorzubringen. Jakobe pflegte stundenlang tolles Zeug mit ihm zu schwatzen und lachte bis zu Tränen dabei, besonders wenn ihre Schwägerin Sibylle dazukam und scheele Blicke auf ihre Ausgelassenheit warf. Einmal beriet sie mit dem Narren, was sie anstellen könnten, um ihren schwermütigen Gemahl zu erheitern, und nach allerlei Vorschlägen, mit denen sie sich gegenseitig steigerten, kamen sie überein, der Narr solle Kleider und Kopfputz der Herzogin anlegen und so zu Jan Wilhelm gehen und ihm schöntun, wie wenn er Jakobe wäre, was sie auch ausführten. Durch eine Spalte der Tür sah Jakobe zu, wie der Narr, den sie selbst ausstaffiert hatte, seine weinerliche Stimme so süß anschlug, wie er konnte, um dem Kranken allerlei gezierte und freche Zärtlichkeiten vorzutragen, und ihn zuletzt zu einem Tänzchen bewog, wobei er sich absonderlich verdrehte und mit der schweren Schleppe ihres Gewandes scharwenzelte. „Gott steh mir bei," sagte Jakobe, während sie den seufzenden Narren aus seiner Vermummung befreite, „was für ein Scheusal bin ich in meines Gemahls Augen! Mich nimmt wunder, wie er doch allewege so sehr in mich verliebt sein mag."

Indessen mußte Jakobe wahrnehmen, daß die Anhänglichkeit ihres Mannes, der sie sich nach fast zehnjähriger Ehe und nach so vielen Proben sicher wähnte, abnahm, ja zuweilen sich in das Gegenteil verkehrte. Meinte sie anfänglich, daß es sich nur um eine der sinnlosen Launen handle, wie seine Krankheit sie mit sich brachte, so überzeugte sie sich allmählich, daß etwas anderes dahintersteckte, und richtete ihren Verdacht auf Schenkern, der nebst seinen Anhängern den Herzog häufig besuchte und auf ihn einredete. Als

ſie nun den Dienern Befehl gab, niemanden mehr ohne ihr Wiſſen zu ihrem Gemahl zu laſſen, kam eines Tages Herr von Oſſenbruch, in allen Dingen Schenkerns Helfer und Geſelle, das Kammerfräulein beiſeiteſchiebend in ihr Gemach und beklagte ſich, daß ſie den Herzog abſperre.

Wie er ſich erdreiſten könne, ſo gröblich zu ihr hereinzufahren, herrſchte ſie ihn an. Sie ſolle ihn doch nicht für ihren Feind anſehen, ſagte nun Oſſenbruch, ſie ſei ein viel zu ſchönes Weibchen, als daß ein Mann ſie haſſen könne. Sie ſtehe ja auch ſo verlaſſen da, und wenn ſie des Troſtes bedürfe, möchte ſie ſich doch an ihn halten, er ſei ein Mann für zehn Männer, er ſei ein Fels, ſie ſolle es nur mit ihm verſuchen und ſo weiter. Wie er ihr dabei zudringlich näher kam und ſein dunſtiger Atem ſie ſtreifte, rief ſie, er ſei betrunken und ſolle ſie auf der Stelle verlaſſen, was er aber nicht für Ernſt nahm; ſo ſchlug ſie ihn mit der Hand in das gedunſene Geſicht und gebot den Dienern, die inzwiſchen herbeigeeilt waren, ihn fortzuſchaffen.

Hierüber kam es zu einem Streit mit Schenkern, der Genugtuung für den ſeinem Freunde zugefügten Schimpf forderte, während Jakobe verlangte, daß Oſſenbruch beſtraft und daß ſie inskünftig vor ähnlicher Ungebühr geſichert würde. Es wundere ihn, ſagte Schenkern, was für überſpannte Prätenſionen ſie ſtelle, da ſie doch ihre Pflichten als Gemahlin des Herzogs nicht erfülle, vielmehr ihren Mann einſchließe, um allein zu herrſchen, ihm auch nicht einmal einen Erben geboren habe, was ihn füglich veranlaſſen könnte, das unfruchtbare Bündnis aufzulöſen, wofür es an Beiſpielen aus der alten und neuen Geſchichte nicht fehle. Mit ſpöttiſchem Lächeln entgegnete Jakobe, er habe wohl vergeſſen, daß ſie und ihr Gemahl der heiligen katholiſchen

Kirche angehörten, welche die Ehescheidung nicht zulasse; solange sie am Leben sei, könne der Herzog nur Bastarde zeugen, wenn er überhaupt dazu fähig sei.

Schenkern antwortete darauf nicht; denn es traf ihn, daß sie recht haben könnte: solange sie am Leben sei, würde er nichts Durchgreifendes ausrichten können. Es war in der Tat unwahrscheinlich, daß der Papst sich zur Scheidung der Ehe bereitfinden lassen würde; wollte er, Schenkern, den Herzog anderweitig vermählen, so müßte Jakobe sterben. Nachdem er sich dies eine kurze Zeit hatte durch den Kopf gehen lassen, schrieb er an den Doktor Solenander, der mit Giften wie mit Heilmitteln Bescheid wußte, weil es zum gemeinen Nutzen notwendig sei, solle er die Herzogin Jakobe, die den Tod vielfach aus diesen und jenen Gründen verdient habe, ganz heimlich mit einem geeigneten Gifte, das etwa einer Arznei oder den Speisen beigemischt werden könne, vergeben; zugleich ihn mit nicht ausbleibender schrecklicher Strafe bedrohend, falls er von dem heiklen Geschäft etwas ruchbar werden ließe.

Solenander beantwortete dies Schreiben mit einem Briefe des Inhalts: einem Arzte, der im Namen Gottes die Kunst zu heilen und die Menschen an Leib und Leben zu fördern ausübe, sei es desto schändlicher, seine Wissenschaft zum Zwecke des Mordes zu benützen, und weder die Furcht vor Rache noch die Gier nach Belohnung würde ihn je dazu bewegen, sich an irgend jemandem, geschweige an der Herzogin zu vergreifen. Habe dieselbe eine Schuld auf sich geladen, so sollten Richter, denen es zustehe, darüber erkennen; er sei aber der Meinung, wenn er auch den Staatsgeschäften fernstehe, daß sie sich kein so barbarisches Urteil mit Recht zugezogen habe, da vielmehr, selbst wenn sie aus Jugend und Unbedacht sich einmal verfehlt hätte, die traurige

und höchst schwierige Lage, in die sie unvorbereitet geraten sei, sie von jedem Vorwurf freisprechen müsse.

Nicht ohne Besorgnis betrachtete Solenander seitdem die Herzogin, die er von dem Mordwillen eines fast allmächtigen Mannes umkreist wußte, und er sann vergeblich, wie sie aus dem Feuergürtel, der sie umzüngelte, zu retten sei. Das gefährliche Geheimnis jemandem anzuvertrauen, wagte er nicht; es hätte wohl auch nicht einmal ein Fürst den Gewalthaber, der den Kaiser und sogar den König von Spanien hinter sich hatte, auf das bloße Zeugnis eines an einen Arzt gerichteten Briefes zu stürzen unternehmen dürfen. Gelegentlich ließ er ein warnendes Wort gegen Jakobe fallen, sie solle doch Nachgiebigkeit und Vorsicht üben, da sie bei der traurigen und leider unheilbaren Krankheit des Herzogs einer Witwe gleichzustellen und schutzlos den grausamen Unbilden des Lebens preisgegeben sei; aber sie lachte ihn aus in der Meinung, Gott sei ihres Rechtes und ihrer guten Absicht bewußt und werde sie so oder so am Ende zum Triumphe führen.

Indessen hatte Schenkern beschlossen, da Solenander versagte, die Herzogin durch die Anklage auf ein Kapitalverbrechen zu stürzen, und war eifrig bemüht, den Stoff dazu zusammenzubringen. Deshalb näherte er sich allmählich der Sibylle, die kümmerlich und sorgenvoll als eine freiwillig Gefangene im Schlosse lebte und sich gegen jedermann beklagte, daß die Schwägerin sie nicht zu ihrem Bruder lasse und daß sie seit dem Tode ihres Vaters verachtet und verstoßen in steten Ängsten leben müsse. Er hinterbrachte ihr, wie das Unkraut der Ketzerei im Lande fortwuchere, da es nicht ausgereutet werde, sondern unter dem Schutze der Herzogin sich frech ausspreizen könne; wie die protestantischen Fürsten sich schon als Herren gebärdeten und wie man ihr, der

Sibylle, zu guter Letzt auch noch einen ketzerischen Gemahl aufzwingen werde.

Das solle niemals geschehen, sagte Sibylle, lieber wolle sie unter ausgesuchten Martern sterben; sie habe es aber auch schon bemerkt, daß man sie herumzukriegen hoffe.

Wenn sie nur eine Stütze an ihrem Bruder hätte, sagte Schenkern. Es sei doch wunderlich, wie Jan Wilhelm vor der Hochzeit ein so gesunder, frommer und trefflicher Herr gewesen sei, und wie mit dem Einzuge der Jakobe das Unwesen seinen Anfang genommen habe.

Niemals habe sie ihr trauen mögen, sagte Sibylle; schaurig sei es ihr über die Haut gelaufen, als sie sie zuerst erblickt habe, und auch ihr armer Bruder habe oft wunderliche Reden über sie geführt, wenn er sich auch nicht offen herausgetraut hätte, da er offenbar von ihr verstrickt und verzaubert gewesen sei. Daß sie ihm niemals mit rechter ehelicher Liebe zugetan gewesen sei, könne sie, Sibylle, genugsam beweisen; was für Teufeleien sie mit ihm und ihnen allen vorhabe, wisse keiner genau, und es sei wohl angezeigt, sich rechtzeitig in Defension zu setzen. Es hielt nicht schwer, die Prinzessin in der Überzeugung zu bestärken, es werde nicht eher gut, als bis Jakobe mit ihren Teufelskünsten fortgeräumt sei; dann erst werde es mit der Religion, dem Herzog und dem ganzen Lande wieder in den alten Flor kommen. Als eine fleißige Schreiberin setzte Sibylle die Punkte auf, durch welche ihre Schwägerin sich von Anfang an verdächtig gemacht habe, ging sie mit Schenkern durch, der noch dies und jenes hinzusetzte, und gab das Versprechen, vor Gericht alles mündlich zu wiederholen und zu bekräftigen, wenn der Prozeß nur stracks angezettelt und eifrig gefördert würde.

Bald danach kam Herr von Bongart in großer Erregung zu Jakobe: Schenkern habe allen Ständen, Beamten und herzoglichen Dienern angezeigt, der Herzog werde unter dem Vorgeben, daß er krank sei, von seiner Gemahlin in gefängnishafter Einsperrung gehalten; niemand solle ihr bei Strafe Leibes und Lebens mehr dienen, er wolle den Herzog befreien, damit die Untertanen ihres rechtmäßigen Herrn wieder genießen könnten. Jakobe solle nicht meinen, daß dies nur leere Drohungen wären; man munkle schon, daß auf ein gegebenes Zeichen die Spanier einfallen und eine neue Bartholomäusnacht veranstalten würden, welcher keiner entrinnen sollte, der reformierten Glaubens sei oder sich Schenkern widersetzen würde. Die Herzogin müsse sich nun entscheiden, ob sie es mit ihnen halten wolle, so wollten sie auch Gut und Blut an ihre Rettung wagen. Sie solle ihrem Glauben in Frieden anhängen und ihn im Schlosse ausüben, ebenso sollten ihre Glaubensgenossen, sofern sie sich bescheiden hielten, vor gewaltsamer Bedrängung sicher sein; doch müsse sie ihrerseits den Reformierten ihren Glauben und sonstige Rechte verbürgen und ihnen Sicherheit gegen die Spanier und Jesuiten geben. Sie wollten sich jetzt mit ihrem fürstlichen Wort zufriedenstellen, weil Gefahr im Verzuge sei, später, wenn sie erst freie Hand vor den Tyrannen hätten, könne der Vertrag im einzelnen ausgemacht werden.

Nein, rief Jakobe aufflammend, sie kennten sie schlecht, wenn sie glaubten, daß sie etwas zur Verkleinerung ihrer Religion unternehmen würde. Dann würde Gott freilich die Hand von ihr abziehen, wenn sie Land und Leute den Ketzern auslieferte. Sie wolle mit Hilfe Gottes und auf seine Gerechtigkeit bauend aller ihrer Feinde Herr werden. Davon war sie nicht abzubringen, so daß Bongart nach

langer vergeblicher Unterredung mit düsterer Miene das Schloß verließ.

Jakobe meinte, im Schlosse sicher wie in einer Festung zu sein; als aber die Dunkelheit des Abends hereinbrach und sie vom Rhein her ein Plätschern und Rauschen zu hören glaubte, wurde ihr bange, und es fiel ihr ein, selbst an den Fluß zu gehen und den Fährleuten zu befehlen, daß sie während der Nacht niemanden, wer es auch sei, übersetzten. Sie legte ihren Pelz an, denn es war Winter, und ging, nur von einer ihrer Kammerfrauen begleitet, zu den Hütten der Fährleute, die ihr bereitwillig Gehorsam zusicherten. Über dem schwarzblanken Strome wogte kalter Dunst, und am Himmel glitzerten die Sterne mit Eisglanz. Es könnte leicht die kälteste Nacht des Winters werden, sagte ein Fährmann, indem er dem Rauch seines Atems nachblickte. Sie wolle ihnen einen guten Schlaftrunk hinunterschicken, sagte Jakobe munter; dann sollten sie sich aufs Ohr legen und ausruhen, denn in dieser Nacht sei ihr Dienst, keine Dienste zu leisten.

Wie ehrlich die Fährleute es auch im Augenblick meinten, stimmten sie doch die Versprechungen Schenkerns und noch mehr seine Drohungen rasch um; denn wer, dachten sie, würde sie hernach vor seinem Zorne beschirmen? und so setzten sie die Verschworenen mit ihren Knechten und Waffen nacheinander über den Strom. Auch im Schlosse fanden sie nur geringen Widerstand, besetzten es, quartierten Jan Wilhelm in die Gemächer seiner Gemahlin ein und führten Jakobe unter höhnischen Drohungen und anzüglichen Späßen in das Zimmer ein, das er seit drei Jahren nie verlassen hatte. Sie sei die Zauberin Circe und habe ihren eigenen Gemahl als ein verächtliches Schwein in einen Koben gesperrt, aber wie der rühmliche Held Odysseus die Listige

überlistet habe, so müsse sie nun selbst in den unflätigen Käfig wandern, wo sie zuvor das Opfer ihrer Teufelskünste gehalten hätte.

Wie dann die förmliche Anklage ans Licht trat, in welcher Jakobe als eine Ehebrecherin und Zauberin abgeschildert war, die den Scheiterhaufen verdient habe, entsetzte und entrüstete sie sich zwar anfänglich; aber sie tröstete sich ihres Mannes, der sie, wie sie meinte, doch nicht ganz vergessen und verstoßen haben könnte, ferner des Kurfürsten Ernst, des alten Herzogs von Bayern, ihres Pflegevaters, und anderer Freunde, schließlich der Stellvertreter Gottes auf Erden, des Papstes und des Kaisers, welche beide oftmals ihr väterliches Wohlwollen für sie umständlich angezogen hatten.

Was Jan Wilhelm anbelangt, so bekam er krampfhafte Zufälle, wenn man nur den Namen seiner Frau nannte, und schimpfte sie Betrügerin, Zauberin und Hexe, die ihm zuerst mit gottlosen Ränken den Kopf krank gemacht und ihn dann für toll ausgegeben habe, um die Herrin zu spielen und seiner zu spotten. Als es ihr vermittelst ein paar treuer Diener gelang, ihm einen Brief zuzuspielen, in dem sie ihn an die eheliche Liebe und Treue mahnte und anflehte, sie im Unglück nicht zu verlassen, antwortete er ihr, er liebe sie zwar immer noch zärtlich, könne ihr aber wegen ihrer Untreue und Bosheit nicht mehr vertrauen und stelle alles der Zukunft anheim; und hernach noch einmal, er werde nun eine neue, hübsche und junge Gemahlin nehmen, bei der er es gut haben werde, mit ihr, Jakoben, habe er nichts mehr zu schaffen, und sie solle sich nicht unterstehen, wieder an ihn zu gelangen.

Trotz Schenkerns und Sibyllens Eifer schleppte der Prozeß sich langsam hin; denn die kaiserlichen Abgeordneten

waren beauftragt, nichts Endgültiges von sich zu geben, vielmehr die Sache hinzuspinnen, um so mehr als Jakoben nichts nachzuweisen war, was ein Malefizurteil begründet hätte. Andererseits hätte ein Freispruch die Gegenpartei bloßgestellt und neue schwierige Knoten geschürzt. In allen Punkten vermochte sich Jakobe gut oder genugsam zu verteidigen. Sie gab zu, allerlei Mittel zur Heilung des Herzogs versucht zu haben, so habe sie Zettel mit Sprüchen in sein Wams eingenäht, um Zauber und schädlichen Einfluß von ihm fernzuhalten; aber die Gegenpartei, namentlich Sibylle, hätten dergleichen als etwas Übliches auch vorgenommen. Doktor Solenander gab das Urteil ab, solche Mittel seien zwar abergläubisch und könnten Krankheiten nicht überwinden, ebensowenig jedoch sie hervorrufen oder steigern. Daß sie Ehebruch begangen habe, bestritt sie, wenn sie auch zugestand, daß ein gewisser junger Edelmann ihr gern und häufig aufgewartet habe. Der freundliche Umgang mit ihm, sagte sie, könne ihr nicht als Sünde angerechnet werden, da sie so einsam und freundlos, einer Witwe gleich, gelebt habe. Am wenigsten ließ sich mit dem Verdacht der Ketzerei ausrichten, da sie die Anforderungen der protestantischen Stände niemals wirklich bewilligt hatte und viele Zeugen aussagten, wie fleißig sie nicht nur stets die Messe besucht, sondern auch die Andacht in ihrem Gemach verrichtet hatte. Als man ihr vorwarf, daß in dem fürstlichen Trauerhause, wo Gott, sei es zur Strafe oder zur Warnung, die Lichter ausgeblasen habe, so daß die Bewohner, voran Sibylle, in einem Labyrinth von Trübsal, Furcht und Grauen umhergeirrt wären, man sie allein, Jakoben, allezeit guter Dinge und zu Späßen aufgelegt gesehen habe, reckte sie sich ein wenig und sagte, man habe sie in ihrer Kindheit gelehrt, es sei fürstliche Pflicht und

Tugend, den Kummer in sich zu verzehren und den Untertanen ein helles Antlitz zu zeigen, wie die Sonne von Gott bestellt sei, der Erde Licht und Wärme zu geben, deren sie bedürfe und von sich aus nicht mächtig sei.

An hilfsbereiten Freunden blieben Jakobe indessen doch nur zwei: der Kurfürst Ernst von Köln, ihr Oheim, und der Landgraf von Leuchtenberg, ihrer jüngeren Schwester Mann. Zwischen dem Kurfürsten und den Jülich-Cleveschen Räten, nämlich Schenkern und seinem Anhang, schwebte schon lange eine Streitsache, indem sie mehrere Ämter, die der Kurfürst als ihm zustehend in Anspruch nahm, dem protestantischen Grafen Bentheim verkauft hatten, was ihn darin bestärkte, sie für eigenmächtige, frevelhafte und nur den eigenen Nutzen bezweckende Leute zu halten. Sie ihrerseits sagten, man sehe wohl, warum er in Jakobens Angelegenheit ihr Widersacher sei; sie hätten ihn verhindert, sich auf Kosten von Jülich-Cleve zu bereichern, wobei ihm die Herzogin wohl gern behilflich gewesen wäre.

Dem Landgrafen von Leuchtenberg hätte in früherer Zeit Jakobe besser angestanden als ihre weniger schöne Schwester, und er hatte ihr eine gewisse Anhänglichkeit bewahrt, obwohl sie nun bald vierzig Jahre alt war und die Zauberei der Jugend nicht mehr ausstrahlte. Daneben war es ihm bange, die gewalttätigen und räuberischen Räte möchten sich des Juwelenschatzes der Jakobe bemächtigen, der nicht unbeträchtlich war und der, da sie keine Kinder hatte, nach seiner Meinung ihm zufallen mußte, wenn sie etwa stürbe. In Anbetracht ihrer bedenklichen, unfreien Lage hätte er es angezeigt gefunden, daß sie ihm die Kostbarkeiten gleich jetzt in Verwahrung gäbe, und suchte eine Gelegenheit, die Übergabe heimlich zu bewerkstelligen. Der Landgraf konnte diesen Zuschuß gut gebrauchen, denn er watete bis zum

Halfe in Schulden und war oft nahe am Ertrinken. Indeſſen da er von Natur munter und umgänglich und dazu meiſtens betrunken war, erdrückte ihn die Sorge nicht, wenn er nur ſo viel auftrieb, um das Leben in ſeiner Art weiterzufriſten. Sein gemütliches Weſen machte ihn geeignet, zwiſchen den ſtreitenden Parteien im Reiche zu vermitteln, und ſo reiſte er im Auftrage des Kaiſers an den Höfen umher und erfüllte fröhlich ſeine Pflicht, indem er bei vollem Humpen den hadernden Fürſten gütlich zuredete.

Es war Mai, als der Landgraf mit ſeiner Frau in Düſſeldorf ankam und zu ſeiner Schwägerin in das Schloß gelaſſen zu werden begehrte. Die Wachen jedoch gaben ihm zu verſtehen, daß das nicht angehe, und trotz ſeiner Proteſte mußte er am Ende zufrieden ſein, in einem Wirtshauſe vor der Stadt Quartier zu nehmen. Unter der Hand benachrichtigte er die gefangene Herzogin, daß er da ſei und nachts in einem Boote vor ihr Fenſter fahren und verſuchen wolle, ſich von dorther mit ihr zu beſprechen. Jakobe, welche wenig Unterhaltung hatte, harrte willig vom Einbruch der Dunkelheit an im Fenſter und vertrieb ſich die Zeit mit bunten Erinnerungen aus ihrer ſchönen Jugend. Endlich weckte ſie ein Gluckſen und Rieſeln des Waſſers aus ihren Träumen, worauf ſie bald die Umriſſe eines näher gleitenden Nachens wahrnahm und das Zeichen eines wehenden Tüchleins, das ihre Schweſter bewegte, ebenſo erwiderte. Freudig erkannte ſie den dicken Landgrafen und ihre zierliche Schweſter, breitete die Arme aus, lächelte, dankte und erzählte flüſternd, ſie ſei wohlauf, es fehle ihr ſo weit an nichts, ſie habe eine beſcheidene Frau zur Bedienung, erhalte gut und reichlich zu eſſen, auch Wein zu trinken, freilich ſei ſie der Gefangenſchaft müde, der Landgraf ſolle doch auf eine Zuſammenkunft dringen; wenn

sie seinen Ernst sähen, würden sie nicht wagen, ihm dauernd zuwider zu sein.

Sie solle nur getrost sein und ihm vertrauen, erwiderte der Landgraf, jedermann wisse, daß er ein besonders Vertrauter des Kaisers sei; wenn es nicht anders gehe, werde er stracks nach Prag reisen und sich strenge Befehle vom Kaiser selbst holen, die ihm schon den Weg zu ihr bahnen würden. Inzwischen solle sie auf der Hut sein und sich demütig und fügsam anstellen, denn wenn ein Lamm von einem grimmigen Hunde bewacht werde, dürfe es ihm keinen Vorwand oder Anlaß geben, es zu zerreißen. Jakobe schüttelte lachend den Kopf und sagte, sie sei nicht als ein Lamm, sondern als eine Fürstin geboren.

Lange wagten sie die Unterredung nicht fortzuführen, und mit nassen Augen sah Jakobe das winzige Fahrzeug verschwinden, um das herum der breite Fluß rollte und der hohe Himmel flutete und dem der Mond als eine Fackel voranschwebte.

Der Landgraf machte sein Wort wahr und fuhr schleunig nach Prag, wo er zunächst durchsetzte, daß das Endurteil des Prozesses bis auf weiteres verschoben wurde. Wie er dies nun aber dem Kurfürsten von Köln mitteilte, meinte dieser, bedenklich seine große höckerige Nase reibend, damit sei mehr geschadet als gewonnen; denn nun würde Schenkern daran verzweifeln, mit dem Prozeß sein Ziel zu erreichen, und würde auf andere Mittel denken, denen niemand begegnen könne. Er habe kürzlich vernommen, fügte er hinzu, daß Schenkern einen berühmten Arzt aus England habe kommen lassen, um den Herzog zu heilen, der so schwach im Kopfe sei wie je, mit dem er aber sicherlich etwas vorhabe, sei es daß er ihn verheiraten oder daß er nur beweisen wolle, wie gesund er sei, seit ihn Jakobe nicht mehr ver-

zaubern könne. Es sei zu fürchten, daß die Herzogin in den Händen der Räte nicht mehr sicher sei, und es handle sich darum, ihnen das Opfer zu entreißen. Sie durch Gewalt oder List selbst zu befreien, sei ein zweifelhaftes und hochgefährliches Werk, dessen sie sich nicht unterfangen dürften; dahingegen könne man den Kaiser vielleicht dahin bringen, daß er anordne, die Herzogin solle bis zum endlichen Austrage des Prozesses einem Unparteiischen, etwa dem Landgrafen von Leuchtenberg, zur Bewachung übergeben werden.

Das, sagte der erschrockene Landgraf, getraue er sich wohl auszurichten, und machte sich wieder auf die Reise, nachdem er Jakobe Nachricht hatte zukommen lassen, sie solle getrost sein, in Bälde werde sie aus dem Elend und der Unwürdigkeit hinausgeführt werden.

Während dieser Zeit hatte Schenkern viel Arbeit und Mühe mit Jan Wilhelm, der, da er sich vor Fremden fürchtete, in der Meinung, sie könnten ihm etwas antun, von dem englischen Arzt durchaus nichts wissen wollte. Auch Sibylle und einige von den Räten meinten, daß es eine verfängliche Angelegenheit sei, bei der man schrittweise und mit wohlüberlegten Kautelen vorgehen müsse, um so mehr als der verschriebene Engländer ein Ketzer sei. So wurde verfügt, er müsse seine Kunst zunächst an einem andern erweisen, wozu der Sohn einer Bürgersfrau ausersehen wurde, der nach einem schweren Fall blödsinnig geworden war und allen Besprechungen, Beschwörungen und Arzneien bisher getrotzt hatte. Es zeigte sich, daß das dem Burschen verabreichte Mittel ihm gut anschlug; ja seine Mutter und andere Zeugen fanden ihn aufgeweckter, als er jemals gewesen sei. So hinderte denn nichts mehr, es mit dem Herzog gleichfalls zu versuchen, dessen angstvollen Widerstand Schenkern dadurch überwand, daß er ihm die längst versprochene schöne

Frau in Aussicht stellte, wenn er sich der Kur unterzöge, die ihn vollständig wiederherstellen würde. Doch verlangte seine Furcht noch allerlei Sicherheitsmaßregeln, worin ihn Sibylle schwesterlich unterstützte, daß nämlich der Arzt selbst, Schenkern und mehrere andere Räte zuerst von der Arznei tranken, die Jan Wilhelm einnehmen sollte. Nachdem sie sich durch Gebet und das heilige Abendmahl darauf vorbereitet hatten, würgte ein jeder seinen Anteil an dem Schleim, der widerlich schmeckte, hinunter, worauf Jan Wilhelm nach Verordnung des Arztes vierundzwanzig Stunden lang, soweit möglich ohne Ruhepause, im Zimmer auf und ab gehen mußte. Auch hierbei mußten mehrere Ratspersonen gegenwärtig sein, teils um die richtige Ausführung des Geschäftes zu überwachen, teils um den Kranken durch Gespräch zu zerstreuen und durch ihr Beispiel zu ermuntern.

In dieser Arbeit war Schenkern begriffen, als das Gerücht zu ihm gelangte, der Kaiser habe befohlen, daß die Herzogin dem Landgrafen von Leuchtenberg übergeben werde, und derselbe sei schon unterwegs, um die seinem Schutz Empfohlene abzuholen. Daß er dies nicht geschehen lassen dürfe, stand Schenkern sogleich fest. Um Jakobe würden sich alle scharen, die Anspruch machten, ihm die Herrschaft zu entreißen, und vielleicht würde die Rachsüchtige ihm nun ihrerseits die Schlinge eines Prozesses drehen und um den Hals werfen. Dagegen mußte er eine eilige Anstalt treffen.

Jakobe lebte unterdessen fröhliche Tage. Sie träumte davon, daß sie nun bald frei und unter Freunden sein, Neues und Schönes sehen und wieder die Huldigungen genießen würde, die einer hochgeborenen, regierenden Herrin und einem schönen Weibe gebührten. Sie malte sich auch aus, daß sie ihren Gemahl wiederhaben und ihm seine Untreue vorwerfen würde, wie sich allmählich Angst und Liebessehn-

ſucht in ſeinem hübſchen Geſichte ausprägen, wie er weinen, ſie ihm endlich vergeben und ſich von ihm liebkoſen laſſen würde. Oder aber es würden ihr andere, viel herrlichere Männer begegnen und ihr neue, große Beſeligungen geben und ihr zu ihrem Recht und ihrer Rache verhelfen. Ungeduldig indeſſen war ſie nicht, ſondern ließ, mit Beten und Sticken beſchäftigt, die feuerhellen Herbſttage mit den Fluten des Rheins unter ihrem Fenſter vorbeifließen, ohne ſie zu wägen oder zu zählen.

So war es denn eine nachdenkliche Sache, daß die Herzogin am Morgen des 3. September 1597 von ihrer Kammerfrau, die wie üblich in ihr Gemach kam, tot im Bette gefunden wurde; denn niemand hatte Zeichen eines Übelbefindens am vorhergehenden Abend an ihr wahrgenommen. Bevor das Ereignis noch recht bekannt wurde, ließ Schenkern das Begräbnis vornehmen, haſtig und ſchändlich, wie es ſich für geringe, namenloſe Leute oder Armeſünder geſchickt hätte. Zweifelte nun auch niemand daran, daß es bei dieſem Todesfall etwas gewaltſam zugegangen ſei, ſo hütete ſich doch ein jeder, den Verdacht öffentlich zu äußern oder gar den mutmaßlichen Mörder zur Rechenſchaft zu ziehen; denn ohne Beweiſe hätte man ſich damit in eine dornige Sache eingelaſſen.

Damit man ihm deſto weniger anhaben könne, ließ Schenkern die Spanier ins Land, die unter ihrem Feldherrn Mendoza mehrere Plätze beſetzten und ſich dort als rechtmäßige Herren gebärdeten. Einen Grund zu dieſem unerhörten Schritt zog Schenkern daraus ab, daß er einen Plan der proteſtantiſchen Erbanſprecher, ſich in Beſitz des Landes zu ſetzen, entdeckt habe und dieſen habe zuvorkommen müſſen. Ein Geſchrei der vergewaltigten Gegend erfüllte bald das Reich, deſſen Glieder denn auch zu erwägen begannen, was

bei einem derartigen feindlichen Einbruch durch die Reichsgesetze vorgesehen sei. Diese nun legten die Pflicht, den Feind abzuwehren, dem nächstgelegenen Kreise auf, welches in diesem Falle der westfälische war, und derselbe setzte sich demgemäß in Beratung, wie das Kreisheer und das Geld es zu besolden zusammenzubringen sei. Da jedoch mehrere Monate darüber verliefen, während welcher die Spanier nach ihrer Weise Stadt und Land verwüsteten, traten einige Fürsten zusammen, um etwa von sich aus der feindlichen Eigenmacht zu steuern, die dem Reich zur Unehre gereiche und ihnen gefährlich sei. Es waren dies der Landgraf Moritz von Hessen, der Herzog Heinrich Julius von Braunschweig und der Pfalzgraf Kurfürst Friedrich IV., deren Länder dem Herzogtum Jülich nahe lagen und die überhaupt gewohnt waren, bei allen vorkommenden Reichshändeln Partei zu ergreifen.

Pfalzgraf Friedrich IV. fühlte sich für seine Person nicht anders wohl als bei den fürstlichen Unterhaltungen der Jagden, Turniere und Trinkgelage; aber er war sich bewußt, der Träger eines ruhmvollen Namens und Erbe von Fürsten zu sein, die sich durch kampfbereites Einstehen für ihre religiöse Überzeugung angesehen und gefürchtet gemacht hatten, und hielt darauf, die Überlieferungen seines Hauses fortzusetzen. Die blühende Pfalz sollte die Vormacht und Stütze der Reformierten im Reiche und eigentlich der Evangelischen überhaupt bleiben, da Sachsen anfing, eine träge und zweideutige Politik zu befolgen, um es mit dem Kaiser nicht zu verderben. Deshalb umgab sich Friedrich IV. mit reformierten Räten, die an seiner Statt unternehmend, ehrliebend und fleißig waren, hing ihnen dankbar an und unterwarf sich ihnen in allen Stücken, mit der Einschränkung, daß er sich ihrer unbequemen Herrschaft nicht selten entzog, um an befreundeten Höfen beim vollen Becher sich ihrer Rat-

ſchläge und Grundſätze gänzlich zu entſchlagen. Auch ſeine Gemahlin, die Oranierin Luiſe Juliane, deren Herkunft die Verbindung mit ihr zum Zeichen für kühne, kampfbereite reformierte Sinnesart machte, hatte er wegen ihrer Bildung, ihres beherrſchten Weſens und tüchtigen Charakters anfänglich geliebt und verehrt; auf die Dauer aber vermochte er ihre Überlegenheit, da ſie eine Frau war, nicht zu ertragen und zeigte ihr die ſeinige durch rohe Behandlung, die ſie mit Geduld und Würde ertrug; dieſe Art und Weiſe ſchien ihm aber Verachtung auszudrücken und gab daher ſeiner Erbitterung ſtets neuen Stoff.

Anders geartet war Landgraf Moritz von Heſſen, ein ſchlanker, ſtattlicher, überaus tätiger und kluger Mann, von einer gewiſſen Feinheit und Ehrlichkeit des Denkens, ſo daß er, wie er ſelbſt durch Unrat und Unordnung geſtört wurde und ſich ſtets gedrängt fühlte, in dunkle Winkel hineinzuleuchten, überall unbequem empfunden wurde, wo ſchmutzige oder ſtumpfſinnige Behaglichkeit waltete. Er war ſeit dem Jahre 1593 mit Agnes aus dem gräflichen Hauſe Solms-Laubach verheiratet, die wegen ihrer Schönheit mit der Göttin Venus verglichen wurde und dieſe Gabe den Kindern vererbte, die ſie ihm gebar.

Dagegen hielt der Herzog von Braunſchweig am Alten feſt, aber wie der Landgraf war er dem Müßiggang feind und dazu von ſo ausgezeichneter Geſundheit, daß das Trinken ihn nicht vom lebhaften Betrieb und vielfacher Tätigkeit abhielt. Dieſe beiden Herren gerieten leicht aneinander, weil ein Streit zwiſchen ihnen ſchwebte, indem der Herzog auf mehrere Ämter Anſpruch erhob, die der Landgraf als ſein Eigentum anſah und ſtets angeſehen hatte, und in deren Beſitz er ſich, rechtlicher Entſcheidung vorgreifend, gewaltſam geſetzt hatte. Davon abgeſehen, reizten den Landgrafen

des Herzogs breite Gemütlichkeit, sein selbstgefälliges Behagen, seine altväterischen Sitten und die Langsamkeit seines Verstandes; den Herzog dagegen ärgerte das neuerungssüchtige Wesen des Landgrafen, das er unfürstlich fand, seine Redefertigkeit und Überlegenheit, wie er denn das Gefühl hatte, als schlage der Landgraf seine, des Herzogs, weltberühmte Gelehrsamkeit gering an. Allerdings dachte der Landgraf diesbezüglich, der Herzog sei ein Faß voll Sauerkraut, es sei wohl viel darin, aber geringe, grobe Nahrung. In der Politik war Herzog Heinrich im Grunde der Meinung, die Dinge wären gut, wie sie eben wären, und das alte römische Reich, wie es nun einmal sei, dürfe durchaus nicht angetastet werden; da er aber darauf erpicht war, die Stadt Braunschweig, die sich als Reichsstadt gebärdete, sich untertänig zu machen, und der Kaiser in diesem Zwist kürzlich gegen ihn und zugunsten der Stadt entschieden hatte, schloß er sich mit zähem Nachdruck den Fürsten an, die es antikaiserlich trieben.

Bevor es zu einer gemeinsamen Beratschlagung kommen konnte, mußte der zwischen dem Landgrafen und dem Herzog schwebende Streit wegen der Ämter in etwas beigelegt werden, was der Pfalzgraf über sich nahm; dann traten die Herren der Sache näher unter einer starken Rede des Herzogs Heinrich Julius, wie schimpflich der spanische Einfall für das Reich sei. Wenn es nicht Spanien wäre, meinte Hessen, würde der Kaiser sich eher rühren, wie träge er auch sei. Nun, man müsse eben selbst handeln, sagte Heinrich Julius, und nun sie einmal so weit einig wären, solle das Unwesen bald ein Ende nehmen. Als es daran ging, das Heer zusammenzubringen, das die Spanier vertreiben sollte, zeigten sich jedoch vielerlei Schwierigkeiten in bezug auf die Anzahl der Truppen und wie sie auf jeden zu ver-

teilen wären; denn es wollte jeder so wenig wie möglich besolden. Am Ende, meinte Moritz von Hessen, könne man sich so helfen, daß man es den Holländern überlasse, die Spanier zu vertreiben, und sie nur mit Geld dabei unterstütze. Die Holländer hätten sowieso Soldaten auf den Beinen und hätten ebensoviel Interesse daran wie das Reich selbst, daß die Spanier sich nicht im Cleveschen festsetzten. Was? rief der Herzog von Braunschweig entrüstet, mit den Holländern wolle man gemeine Sache machen und ihnen gar noch Dank schuldig werden? Mit den Rebellen und Trotzköpfen, die es den Fürsten gleichtun wollten? Lieber wolle er spanisch oder türkisch werden, und es solle keiner mehr mit einem solchen Vorschlag seiner fürstlichen Ehre zu nahe treten. Dies war eine besondere Kränkung für Moritz von Hessen, der mit den holländischen Staaten in einem freundschaftlichen Verhältnis stand, so viel wie möglich Holländer nach Hessen zu ziehen und die dort herrschende Blüte an Kunst und Gewerbe in sein Land zu verpflanzen suchte.

Nach Verlauf einiger Wochen, während welcher die Spanier ernstlich verwarnt worden waren, sich aus dem Reich zurückzuziehen, einigte man sich über die Zahl der zu werbenden Truppen; nun aber erklärte Christian von Anhalt, er wolle den Oberbefehl, worauf man sich doch verlassen hatte, nicht übernehmen. An seinem Mut und guten Willen werde man nicht zweifeln, sagte Anhalt, es sei ja bekannt, unter welchen Schwierigkeiten er seinerzeit dem König von Frankreich zu Hilfe gekommen sei; aber seine Ehre sei ihm zu lieb, als daß er sie bei einer zweifelhaften Sache aufs Spiel setzen möchte. Er habe von Anfang an gesagt, daß man mehr Mittel an das Unternehmen wenden müsse, wenn etwas dabei herauskommen solle, und wenn man nicht auf ihn höre, wolle er auch keine Rolle dabei spielen.

Zwar verdachten die Fürſten dem Anhalter deſſen Entſchluß; aber er brachte Moritz von Heſſen auf den Gedanken, daß er an ſeiner Stelle das Amt des Feldherrn übernehmen und auf dieſem Felde Lorbeeren gewinnen könne. Es bemächtigte ſich ſeiner bei der Vorſtellung eine gewiſſe Unruhe, und er wußte ſelbſt kaum, ob ſeine Luſt oder ſeine Bedenken größer wären. Gefahren und Strapazen fürchtete er nicht; und doch fühlte er ſich des Erfolges nicht ſo ſicher, wie wenn er ein mathematiſches Problem hätte löſen oder eine theologiſche Disputation hätte halten ſollen. Indeſſen gerade dieſe Unſicherheit ſpornte ihn an; es war ihm, als ob jeder die Zweifel hege, die in ihm ſelbſt aufſtiegen, und als müſſe er ſie durch die Tat entkräften.

Kaum war Landgraf Moritz mit ſeinem Anerbieten hervorgetreten, als der Herzog von Braunſchweig erklärte, er habe ſich bereits zum Direktorium des Krieges entſchloſſen und wolle nun nicht davon zurücktreten. Er dachte bei ſich, es ſei ein lächerlicher Anſpruch von Moritz, der doch nur ein Maulheld ſei, den Feldherrn ſpielen zu wollen, während der Landgraf fand, nachdem Heinrich Julius erſt kürzlich vor Braunſchweig abgeblitzt ſei, täte er beſſer, hinter ſeinem Bierkrug ſitzenzubleiben. Hierüber zerſchlug ſich der Feldzug der verbündeten Fürſten; die Truppen, die ſie ſchon geworben hatten, übernahmen die benachbarten Kreiſe; da dieſe aber kein Geld hatten, ſie ordentlich auszurüſten und zu unterhalten, verlief ſich das Heer, bevor etwas Eigentliches unternommen war, und die Feſtung Orſau blieb einſtweilen im Beſitze der Spanier.

Während der junge Erzherzog Ferdinand von Steiermark zu Ingolſtadt ſtudierte, begab es ſich an einem Feſttage, daß er ſpäter als gewöhnlich zur Meſſe in die Kirche kam

und den vorderen Stuhl, den er sonst innehatte, von seinem Vetter Maximilian, dem Sohne des Herzogs von Bayern, besetzt fand. Indem er diesen mit freundlichem Anlachen begrüßte, blieb er wartend vor ihm stehen, und da Maximilian nicht Miene machte, ihm den Platz zu überlassen, forderte er ihn leichten Tones dazu auf. Er wisse nicht, daß das Ferdinands Stuhl sei, antwortete Maximilian zögernd und kühl; daß er ihn bisher gehabt hätte, hindere nicht, daß heute er, Maximilian, ihn behalte, da er ihm einmal zuvorgekommen sei. „Mein Platz ist es," entgegnete Ferdinand, „weil er als der vordere meinem Range gebührt, und lege ich auch als Freund und Vetter keinen Wert darauf, so bin ich es doch seit dem Tode meines Vaters meiner Würde schuldig, darauf zu bestehen."

Hätte er gewußt, sagte Maximilian, daß Ferdinand es so auffaßte, würde er ihm den Stuhl vorher nicht immer überlassen haben, was nur aus dem Grunde geschehen sei, weil er sich an der bayrischen Landesuniversität dem steiermärkischen Vetter gegenüber als Wirt gefühlt habe; nun werde ihm seine Höflichkeit als Unterwürfigkeit ausgelegt. Ein Herzog von Bayern sei so viel wie ein Erzherzog von Steiermark, vorzüglich auf bayrischem Gebiet, wo keinem Erzherzoge auch nur so viel wie eine Scheune oder ein Heustock gehöre.

Das könne man nicht wissen, entgegnete Ferdinand und lächelte; er gehöre zur kaiserlichen Familie und könne noch einmal Kaiser werden, wenn es Gott gefällig sei.

Der ältere Vetter, der, gerade gewachsen und sich steif haltend, auf den vor ihm stehenden, ein wenig schlotterigen Steiermärker herabzusehen schien, errötete vor Ärger, blieb aber kalt und sagte: „Ich etwa nicht? Es gibt kein Gesetz in der Güldenen Bulle, daß nicht auch ein Bayer zum Kaiser könnte erwählt werden."

Die beiden Hofmeister, die bisher vergeblich dem Wortwechsel zu steuern versucht hatten, drangen nunmehr durch, der bayrische, indem er Maximilian flüsternd an den Befehl seines Vaters erinnerte, stets höflich gegen Ferdinand zu sein und auf alle Fälle in gutem Vernehmen mit ihm zu bleiben, während der steiermärkische Ferdinand mit dem Zorn seiner Mutter schreckte, die ihm streng befohlen hatte, dem Herzog von Bayern, ihrem Bruder, wie einem Vater zu gehorchen und Maximilian wie einen älteren Bruder zu respektieren. Der Gedanke daran, daß seine Mutter schon mehrmals gedroht hatte, ihn von Ingolstadt fortzunehmen, wie es der Kaiser und dessen Brüder, Ferdinands Oheime, wünschten, schlug seinen Hochmut nieder, und er verstand sich dazu, Maximilian zu bitten, er möge ihm den Stuhl, abgesehen von der Rangfrage, aus vetterlicher Freundschaft überlassen, weil er sich an ihn gewöhnt habe. Maximilian gab mit kühler Herablassung, aber im Grunde nicht ungern nach; denn inzwischen waren ihm Zweifel aufgestiegen, ob er nicht doch einem Habsburger gegenüber, der des Kaisers Neffe war, ein wenig zu weit gegangen sei. Während der kirchlichen Zeremonie gab sich Ferdinand ausgelassenen Späßen über einen der Geistlichen hin, der augenscheinlich den Schnupfen hatte und seine rotgeschwollene Nase mit dem reichgestickten Unterärmel seines Gewandes putzte; aber wie der Hofmeister seine Lustigkeit nicht zu dämpfen vermochte, so gelang es ihm nicht, Maximilian zum Lachen zu bringen.

An diesen Vorfall knüpfte sich ein langer, nicht unbeschwerlicher Briefwechsel zwischen Maximilians Vater, Herzog Wilhelm von Bayern, und dessen Schwester, der Erzherzogin Maria von Steiermark, Ferdinands Mutter, die sich herzlich liebten, obwohl die Heftigkeit der jüngeren Erzherzogin ihrem friedfertigen Bruder manche Nachgiebigkeit

zumutete. Maria hielt ihre bayrische Familie für weit tüchtiger und verdienstlicher als die ihres Mannes, die sie im stillen herzlich verachtete; allein da ihre Kinder nun einmal Habsburger waren, trotzte sie auf deren Titel und Rechte und gebärdete sich sogar dem Herzog gegenüber zuweilen als die Höhere, deren Ansprüchen ein jeder zu weichen habe. Da von ihren fünfzehn Kindern die meisten kränklich und unbegabt waren, machte ihr die Erziehung viel zu schaffen, um so mehr als sie bei ihrem Manne wenig Unterstützung fand, im Gegenteil seine Trägheit, Gleichgültigkeit und Leichtfertigkeit beständig durch ihren Ernst und ihre Tatkraft ersetzen mußte. Wenn sie bedachte, wie sie ihn stets hatte stoßen und treiben müssen, damit er den Anmaßungen seines Adels standhielt, wie sie hatte wehren müssen, wo er nachgeben wollte, wie sie mit Drohen, Keifen, Predigen und Intrigieren allem Gegenwirken der Stände zum Trotz Jesuiten und Kapuziner ins Land gebracht hatte, daß sie nunmehr allenthalben das wahre katholische Leben sprießen und um sich greifen sah, so mochte sie sich füglich von ihrer Wichtigkeit und Machtfülle durchdrungen fühlen. Auch hätte keines von ihren Kindern gewagt, ihr den Gehorsam zu weigern; aber das konnte sie doch nicht hindern, daß etwas habsburgisches Unkraut selbst in ihres Ferdinand gute Anlagen, die er von bayrischer Seite mitbekommen hatte, hineinwilderte.

Als er das erstemal nach dem Tode des Vaters von Ingolstadt nach Hause kam, hoffte sie ihn etwas gereifter und männlicher zu finden; indessen mußte sie ihm schon beim Eintritt seine Lustigkeit und Scherze mit der Dienerschaft als dem Trauerhause unziemlich verweisen. Sie überraschte ihn mit einem Geschenk aus dem Nachlasse des Vaters, einer reich mit Perlmutter und Elfenbein eingelegten Büchse, die

der Nürnberger Künſtler Jamnitzer verfertigt hatte; denn er ſollte ſie künftig an Stelle des Vaters zur Jagd begleiten. Der ſechsjährige Leopold, der auch zur Jagd zu gehen verlangte, wurde im Hinblick auf ſeine Beſtimmung zum geiſtlichen Stande mit einem Roſenkranz aus böhmiſchen Granaten getröſtet, der neben dem Bette des verſtorbenen Vaters gehangen hatte. Dies gab Anlaß zu einer Rauferei, da Ferdinand den Kleinen auslachte und neckend ſagte: „Lerne du nur fleißig beten, du kannſt nicht zur Jagd gehen, denn du wirſt Weiberröcke tragen und müßteſt als ein Weib auf dem Sattel ſitzen“, eine von den Anſpielungen, mit denen die Geſchwiſter den wilden Buben zu reizen liebten. In lautloſer Wut ſtürzte ſich Leopold auf den großen Bruder, warf ihn mit dem erſten Anlauf zu Boden und ſchlug den jämmerlich Schreienden mit der Fauſt auf den Kopf, indem er ſchrie: „Ich will dir auf deinen dreckigen Grind beten!“ bis Marias feſte Hand den Knäuel auseinanderriß. Sie gab Leopold zwei Ohrfeigen, die eine wegen ſeiner Verſündigung am heiligen Gebet, die andere, weil er ſeinen älteren Bruder, dem er Gehorſam ſchuldig ſei, verprügelt habe, dann ſich plötzlich zu Ferdinand wendend, der bei der Beſtrafung ſeines Bruders zu wehklagen aufgehört und lachend zugeſehen hatte, verſetzte ſie auch ihm eine; denn er ſei nicht minder ſchuldig als Leopold, inſofern er mit unziemlichen Neckereien den Anfang gemacht habe, wo er doch vielmehr den künftigen Prieſter in ſeinem Bruder ehren ſollte. Dann wiſchte ſie Leopold die Tränen ab, der unter dem Schluchzen wütende Blicke auf ſeinen Bruder ſchoß, reichte ihm einen Apfel und führte ihn in ein anderes Zimmer, wo ihn die Schweſtern mit neugierigen Blicken und Fragen empfingen. Von der Zurückkehrenden bat ſich Ferdinand, halb dreiſt, halb ängſtlich, auch einen Apfel aus; Leo-

pold werde von ihr verhätschelt, und das sei der Grund, warum er ihm nicht gehorche, er wisse wohl, daß die Mutter ihm alles hingehen lasse, die Ohrfeigen habe sie ihm ja auch gleich vergütet.

Es verhalte sich ganz anders, sagte Maria streng; eigentlich hätte sie ihn, Ferdinand, allein strafen sollen, denn nicht nur, daß er als der Ältere der Verständigere sein und ein gutes Beispiel geben sollte, hätte er, der Große, sich von dem tapferen Kleinen wie ein Feigling zu Boden schlagen und verprügeln lassen, dazu noch Zeter geschrien. Frömmigkeit sei zwar für einen christlichen Regenten die Hauptsache, und auch die katholischen Wissenschaften und die Historie seien ihm nützlich; aber die ritterlichen Übungen und eine stattliche, kriegerische Haltung dürfe er nicht vernachlässigen. Die Verwandten machten ihr Vorwürfe, daß sie ihn zu lange auf der Universität lasse, wo er nichts als gelehrtes Silbenstechen und Disputieren lerne.

Ferdinand sagte maulend, er nehme Reit- und Fechtstunden und habe schon große Fortschritte gemacht. Der päpstliche Nuntius, der kürzlich durch Ingolstadt gekommen sei und ihn in der Fechtschule gesehen habe, habe ihn mit dem blitzeschleudernden Apollo verglichen. Was hätten sich auch seine Oheime, die Erzherzoge, einzumischen? Sie, die Mutter, hätte allein zu bestimmen und allenfalls ihr Bruder, der alte Herzog von Bayern, ihnen beiden wolle er gern gehorchen.

Ganz besänftigt hieß Maria ihren Sohn sich zu ihr setzen und sprach ihm vertraulich von ihren Sorgen und Plänen. Einen erbitterten Kampf habe sie führen müssen, bis man sie mit ihren Kindern im Schlosse zu Graz gelassen habe; man hätte sie am liebsten auf die Seite gestellt, nicht weil man an ihrer Kraft zweifelte, die Regentschaft zu führen,

im Gegenteil weil man ihre Entschlossenheit fürchte. Der Kaiser und seine Brüder seien zwar gut katholisch, das wolle sie ihnen nicht abstreiten; aber es fehle ihnen der Mut, den allein das reine Gewissen verleihen könne. Das sei ein beständiges Paktieren und Feilschen mit den Ketzern! Dadurch, daß man sie fürchtete, würden sie fürchterlich. Jetzt freilich blähten sie sich auf und spritzten ihr Gift dahin und dorthin.

Aus einem Schubfach ihres Schreibtisches holte sie Briefe, die sie von ihrer Tochter Anna, der Gemahlin des Polenkönigs Sigismund, erhalten hatte. Sigismund sei ein guter, frommer Mann, sagte sie, und ihr als Eidam wert, aber allzu sanftmütig und den boshaften Schweden nicht gewachsen, wie er denn ein feierliches Versprechen gegeben habe, die lutherische Religion in Schweden zu erhalten und zu schützen; denn sonst hätten ihm die unbotmäßigen Stände nicht huldigen wollen. Dahinter stecke niemand anders als Karl, sein Oheim, der, als ein echter Abkömmling der bösen, wölfischen Wasabrut, selbst auf den Thron spekuliere. Nachdem nun Sigismund das leidige Versprechen einmal gegeben habe, solle er sich wenigstens nicht daran gebunden halten; denn den Untertanen stehe keinerlei Recht zu, den ihnen von Gott gesetzten Herren Eide und Bündnisse abzunehmen, sondern als gottlose Räuber solle er sie einfach zu Paaren treiben. Auch sei Anna sehr traurig darüber, daß es so gekommen sei und daß sie sich von den lutherischen Affen hätte müssen krönen und salben lassen, welches doch nicht mehr zu bedeuten habe, als wenn man von einem Bader wegen eines Aussatzes oder anderen Schadens geschmiert werde. Könnte sie nur allen ihren Mut und ihre Überzeugung einflößen, so würden die Unruhen und Empörungen, das Geschrei der tollköpfigen Bauern um freie Reli-

gionsübung und das Lärmen der Prädikanten auf den Kanzeln einmal aufhören. Die Bauern gehörten an den Pflug, die Bürger in ihre Werkstatt und die Prädikanten an den Galgen; hielte man sich daran, so würde der liebe Friede und die alte Ordnung bald wiederhergestellt sein. Freilich müsse zuerst der übermütige Adel gebeugt werden, damit das ketzerische Volk keinen Rückhalt mehr an ihm finden könne.

Er wolle schon Ordnung schaffen, sagte Ferdinand, der sich bemüht hatte, aufmerksam zuzuhören; wenn er drei Jahre regiert hätte, solle keiner mehr im Lande sein, der nicht das Knie beugte, wenn die Prozession vorübergehe. Er wolle den großen Prahlhansen schon ein Gebiß ins Maul klemmen, die störrischen Ketzereisel sollten ihm Säcke in seine Mühle tragen.

Maria zählte einige Herren vom Adel auf, die ihr am meisten zu schaffen machten, die Räknitz, die Praunfalk und die Windischgrätz. Bereits hätten sie sich beim Alten, nämlich beim Kaiser, beklagt, daß sie sie Untertanen geheißen hätte; und doch müßten sie wohl Untertanen sein, wenn der Fürst der Herr sei. Sie steckten mit allen Ketzern und Aufrührern in Österreich, Schlesien und Mähren, ja auch in Böhmen und Ungarn zusammen, wo es an dergleichen nie gefehlt habe, und möchten etwa gar freie Schweizer oder Holländer sein. Ein hübscher Staat ohne göttliches und irdisches Haupt, eine schöne Ordnung, wo die Untertanen mit ihrem kurzen Verstande Gott und die heilige Kirche lästern dürften, ohne daß einer sie beim Schopfe nehme. Sie wisse auch im Reich draußen manch einen, der dabei sein möchte.

„Sie werden schon zu Kreuze kriechen, wenn der Ferdinand die Zügel führt," sagte dieser lachend.

Wenn sie nur erreichen könnte, meinte Maria, daß er ein paar Jahre früher mündig erklärt werde; die habsburgische Vormundschaft sei doch nur eine Mißwirtschaft. Es komme darauf an, daß er sich seinem Oheim, dem Kaiser Rudolf, persönlich vorstellen könne; der Rat Rumpf, der alles beim Alten vermöge, sei ein guter Freund von ihr und habe sich bereit erklärt, einen solchen Besuch zu vermitteln. Inzwischen müsse Ferdinand sich in körperlichen Übungen vervollkommnen, damit er eine anständige Haltung bekomme, nicht wie ein Hampelmann einhergehe, müsse sich ein ernstes, aufrichtiges, bescheidenes Betragen angewöhnen, um auf Rudolf einen günstigen Eindruck zu machen; denn davon hänge nun einmal alles ab.

„Ich bin gut genug für den alten Unflat," sagte Ferdinand, indem er die lange Unterlippe hängen ließ, unterbrach sich aber sogleich, von der Mutter derb am Arme geschüttelt. Er hätte eine Maulschelle verdient, rief sie zornig; wie er so frech von der kaiserlichen Majestät reden dürfe! Wenn das seine jüngeren Geschwister gehört hätten!

Sie hätten es oft genug von ihr gehört, brummte Ferdinand, wie er es auch nicht aus sich selber habe. Sie habe gesagt, daß er sich Huren halte und mit gemeinen Leuten und Ketzern saufe und schändliche Künste treibe.

„Dir ziemt nicht, alles zu sagen, was mir ziemt," sagte sie unwirsch, „denn du kannst nicht unterscheiden, wo und wann du den Mund auftun sollst." Sie sei Rudolfs Freundin nie gewesen, aber er sei nun einmal der Kaiser und habe ihr Schicksal in seinen Händen, darum müsse Ferdinand sich Mühe geben, ihm zu gefallen.

Schließlich eröffnete Maria ihrem Sohne einen Ausblick in die Zukunft: Bis jetzt hätten weder der Kaiser noch seine lebenden Brüder einen Erben; er sowie Matthias,

Ernſt und Albrecht wären unvermählt, Maximilian dürfe als Deutſchordensmeiſter nicht heiraten, der Sohn Ferdinands von Tirol ſei als Kind der Welſerin unebenbürtig, nur der jüngſte Bruder, Karl, ſein verſtorbener Vater, habe Söhne in der Ehe erzeugt. Erſichtlich ſtehe das Haus unter der Maledikton Gottes, die es ſich durch Lauheit im Glauben zugezogen habe, und ſo wäre es nicht unmöglich, daß noch einmal alle habsburgiſchen Länder auf ihn kämen. Wenn Gott es ſo füge, ſei dabei jedenfalls ſeine Abſicht, einen frommen Glaubenshelden an die Herrſchaft zu bringen, der die katholiſche Kirche wiederherſtellen werde, und obſchon er natürlicherweiſe ſeinen Oheimen nichts Übles wünſchen dürfe, vielmehr fortfahren ſolle, für ihre Geſundheit und Fortpflanzung zu beten, ſo müſſe er ſich doch im ſtillen auf ſein großes Amt vorbereiten, falls Gott im Schilde führe, ihn dahin zu erhöhen.

Ferdinand war ein wenig rot geworden; aber er ſagte leichthin, warum ſollte denn der Kaiſer nicht noch heiraten und Nachkommenſchaft erzielen, da er doch Hurenkinder habe. Auch Matthias, Ernſt und Albrecht wären noch in den Jahren, ſich zu vermählen; mit ſo weitausſehenden Sachen wolle er ſich nicht ernſtlich abgeben.

Dank den Anweiſungen, die ſein Beſchützer, Miniſter Rumpf, dem Knaben gab, wie auch durch ſeine natürliche Unbefangenheit und Schlauheit fiel Ferdinands Beſuch am Kaiſerhofe gut aus; überhaupt hatte der Kaiſer an jungen Leuten, die ſich ihm mit beſcheidener Bewunderung und Ehrerbietung näherten, Wohlgefallen und liebte es, Späße mit ihnen zu machen, bei denen er eine anmutig überlegene Freundlichkeit entfalten konnte. Er kehrte nicht wenig gehoben nach Graz zurück und mußte ſich manche Neckerei von ſeiten der Geſchwiſter gefallen laſſen, die das pomphafte

Weſen an dem Dämel, wie ſie Ferdinand nannten, der beim Spiel der Albernſte war, nicht leiden konnten.

Es ſchien in der Tat, als wolle Gott das Haus der Erzherzogin Maria erhöhen; denn nach vielen Weiterungen, die die Launenhaftigkeit des greiſen Königs von Spanien, Philipp II., verurſachte, kam endlich die Verlobung zwiſchen ſeinem Sohne Philipp, dem Thronfolger, und ihrer Tochter, der kleinen blonden Margareta, zuſtande. Maria, die das Reiſen außerordentlich liebte, geleitete ſie ſelbſt nach Madrid und hatte große Mühe, das kindiſche Weſen der Tochter vor den ſo anders gearteten Spaniern zu verbergen. Als die erſte ſpaniſche Geſandtſchaft die Reiſenden unterwegs antraf und der Prinzeſſin ein auf Elfenbein gemaltes Miniaturbild ihres Bräutigams überreichte, hielt ſie den Ausbruch ihrer Luſtigkeit unter dem ſtrengen Blick der Mutter notdürftig zurück; ſowie ſie aber allein waren, warf ſie ſich auf einen Stuhl und rief unmäßig lachend: „So alſo ſieht der Lipperli aus! Und dies ſoll mein Mann ſein! Er gleicht einer Quarkrübe! Ich werde ihm ein Lätzlein mitbringen, denn er kann gewiß noch nicht ſauber eſſen.“

Daß ſie ſelbſt noch in die Kinderſtube gehöre, ſagte Maria ſtrafend, beweiſe ihr Benehmen. Dann betrachtete ſie das Bildchen, ſtellte einige Familienähnlichkeit feſt und meinte, es ſei überhaupt fraglich, ob der Prinz ſelbſt dazu geſeſſen habe; denn der alte König habe ſeine Kinder nicht mehr konterfeien laſſen, ſeit ihm mehrere bald nach dem Abmalen geſtorben ſeien.

Ob denn etwa die Maler in Spanien als Zauberer verbrannt würden? fragte die Kleine neugierig. Es gehe eben ſeltſam zu in Spanien, ſagte Maria, der alte König habe zuletzt voll Bosheit und Narrheit geſteckt, es komme ihr wohl, daß er noch gerade geſtorben ſei. Die ſpaniſchen

Verwandten seien alle ein wenig verstockt und verdreht, man heiße das die spanische Krankheit, und sie könne es sich gut vorstellen, wenn sie die widerwärtigen Spanier sähe, in deren Gesellschaft es einem eng ums Herz werde. Zwischen dieser gelben, langnasigen, ranzigen Nation und den Juden sei kaum ein Unterschied.

Vielleicht bekomme sie diese Krankheit auch, wenn sie erst in Spanien sei, sagte Margareta, so wolle sie sich bis dahin noch recht lustig machen. Damit war auch Maria einverstanden. Die vielen Geschenke, die den hohen Reisenden unterwegs von Fürsten und Städten überreicht wurden, die Kostbarkeiten und Heiligtümer, die die Erzherzogin einkaufte, wurden abends beim Glückstopf verspielt in der Art, daß für die daheim zurückgelassenen Kinder mit gesetzt wurde. In Mailand gefiel der Kleinen nächst den vielen Kirchen und Klöstern ein Flohtheater am besten, und sie lag der Mutter mit dringenden Bitten an, es ihr zu kaufen. Indessen schlug es ihr Maria ab, weil die leidigen Spanier, wenn sie dahinterkämen, es ihr übel auslegen könnten, obwohl sie selbst gewiß mehr Flöhe, Läuse und Wanzen hätten als ein Bauernkind auf dem Miste.

Großen Trost fand Maria in der Begleitung des Hans Ulrich von Eggenberg, der, aus einer lutherischen, durch Geldgeschäfte reich gewordenen Familie stammend, sich, seit er erwachsen war, zur katholischen Kirche gehalten hatte, kürzlich vom Kaiser in den Freiherrnstand erhoben und bei der Erzherzogin und ihrer ganzen Familie sehr beliebt war. Seine offenen blauen Augen und sein gemütliches Wesen versinnbildlichten ihr unter den Fremden die deutsche Heimat. Wenn sie eine Weile mit ihm geschwatzt habe, sagte sie zu ihm, sei ihr zumut, als sei sie daheim im Walde spaziert und habe Eichen und Buchen rauschen hören, und

hätte sie nicht von Zeit zu Zeit eine solche Erquickung, möchte sie es nicht so lange zwischen den stinkenden spanischen Zwiebelfeldern aushalten. Auch die kleine Margareta sagte, sie würde lieber nach Madrid reisen, wenn Eggenberg noch kein Weib hätte und König von Spanien wäre; worauf Eggenberg erwiderte, er würde ihr dann gewiß auch so viele Flöhe fangen, daß die Hofdamen sich ihren Bedarf aus Aranjuez müßten kommen lassen.

Gleichzeitig fand eine andere habsburgische Vermählung statt, durch welche Ferdinands Aussichten einen unerwarteten Niederschlag erlitten; sein Oheim Albrecht nämlich heiratete die Prinzessin Isabella von Spanien, die einzige, wegen ihres Verstandes und ihrer Tüchtigkeit berühmte Tochter Philipps II., die seit so vielen Jahren mit ihrem Vetter Rudolf, dem Kaiser, verlobt gewesen war, daß man sich gewöhnt hatte, dies als einen dauernden Zustand zu betrachten. Die Geschwister kicherten und warfen listige Blicke auf Ferdinand, Leopold streckte ihm hinter dem Rücken der Mutter die Zunge aus. Da er seine Wut an dem jüngeren Bruder nicht selbst auslassen konnte, der eine breite Brust und starke Muskeln bekommen hatte, machte Ferdinand die Mutter aufmerksam, die dann auch mit der Strafe nicht zögerte. Einen solchen Rüpel könne sie den Passauern nicht als Bischof anbieten, fuhr sie Leopold an; sie müsse so von ihrer eigenen Familie genug darüber hören, daß sie alle geistlichen Würden für ihren unmündigen Buben wolle. „Ich speie Euch auf den Passauer Bischofshut," sagte Leopold trotzig, worauf er mit einem Gebetbuche eingesperrt wurde, keinen anderen Besuch als den des Beichtvaters empfangen durfte und durch mehrtägiges Fasten auf die seinem Stande geziemende Sanftmut heruntergebracht wurde.

Merklichere Aufregung und Veränderung rief die Nachricht von der Verlobung am Hofe zu Prag hervor. Rudolf nämlich hatte sich nie entschließen können, die spanische Braut zu heiraten, aus Scheu vor jeder Fessel sowohl, wie weil ihr fester und gebietender Charakter ihm ein unbestimmtes Gefühl von allerlei zu nehmenden Rücksichten einflößte, dann auch weil er das gewohnte Zusammenleben mit einer Frau aus geringerem Stande, die ihm mehrere Kinder geboren hatte und die jede seiner Launen und Begierden gehen ließ, durchaus nicht hätte aufgeben mögen. Andererseits war ihm das Bewußtsein wert, die Prinzessin jeden Augenblick heimführen zu können, und es schien ihm nicht anders, als hätte sie eine frevelhafte Treulosigkeit begangen, sein Bruder aber sich ein Stück von seinem Besitztum angeeignet. Der Schmerz wurde dadurch verbittert, daß Rudolf durch seinen Kammerdiener Matkowsky einige Einzelheiten der vom Minister Rumpf geführten diplomatischen Verhandlungen erfuhr, die der Vermählung vorangegangen waren. Rumpf, von welchem man wußte, daß er das ganze Vertrauen des Kaisers besaß und das Treiben am Hofe durch und durch kannte, hatte dem spanischen Gesandten mitgeteilt, von einer Heirat mit dem Kaiser müsse die Prinzessin gänzlich absehen, er könne keinen Entschluß fassen, lasse alles gehen, wie es wolle, kümmere sich nur um sein leibliches Wohlergehen und etliche Liebhabereien und sei überhaupt zum Regieren unfähiger als ein abgerichteter Pudel.

Rudolfs Erstaunen über diese Beleidigung seiner Majestät ging in einen Zorn über, den er anfänglich nur im Blute des Schuldigen kühlen zu können glaubte, indessen beschwor ihn Matkowsky selbst, von einem Hochverratsprozeß abzusehen, der die verkleinernde Äußerung des Mi-

niſters weiterverbreiten würde. Demnach begnügte ſich Rudolf damit, den Nichtsahnenden mit allen Zeichen der Ungnade zu entlaſſen, ſo daß er ſich vor Untergang der ſcheinenden Sonne aus Prag zu entfernen habe. Dieſe nachdrückliche Juſtiz, die ſich niemand zu erklären wußte, verbreitete Schrecken und unbeſtimmte Erwartung; aber es folgte zunächſt nichts als eine große Stille. Da für den geſtürzten Miniſter, durch deſſen Hand alle Geſchäfte gegangen waren, nicht ſogleich ein Erſatz zur Stelle war, blieb alles liegen; der Kaiſer erteilte weder Audienzen noch unterzeichnete er Erlaſſe und Handſchreiben, und man hätte glauben können, er ſei geſtorben, wenn ſich nicht hie und da ſein blaſſes Geſicht an einem Fenſter des Schloſſes gezeigt hätte. Der Böhme Matkowsky war der einzige, den er jederzeit gern um ſich hatte, und ihm erzählte er unter Tränen, wie er ſeit ſeinen Jünglingsjahren die Prinzeſſin Iſabella geliebt habe, wie aber ihr Vater, Philipp II., ſich geweigert hätte, ihm das Herzogtum Mailand als Mitgift zu geben, worauf er als Kaiſer und Mehrer des Reichs hätte beſtehen müſſen.

Matkowskys williges Zuhören und herzliche Rührung taten ihm wohl, ſo daß er ſeinerſeits deſſen Berichte gern annahm, der, als Böhmiſcher Bruder ein gewiſſenhafter Bekenner der evangeliſchen Religion, beteuerte, ſeine Glaubensgenoſſen blickten auf den Kaiſer wie auf ihren Heiland und trügen ſeine Ungnade ergeben, während er für die Katholiken nur ein Mittel wäre, deſſen ſie ſich bedienten, um zu herrſchen, und deſſen ſie ſich zu entledigen verſuchen würden, wenn er ihnen nicht in allem zu Willen wäre.

Eines Abends begab ſich der Kaiſer in ein gewiſſes Turmſtübchen, wo ſeine Goldmacher und Künſtler arbeiteten, unter denen er ſich mit Vorliebe aufzuhalten pflegte. Er

saß mit halbgeschlossenen Augen in einem Lehnstuhl, während die Männer unter sich fortplauderten, weil sie wußten, daß ihm das angenehm war. Der Glasschneider Lehmann und sein Schüler Georg Schwanhard waren damit beschäftigt, eine Ansicht der Stadt Nürnberg in einen Pokal zu schneiden, obwohl die feine Arbeit beim Kerzenlichte für ihre Augen anstrengend sein mochte, einer knetete und mischte Wachs an einer Flamme, und ein anderer sortierte einen Haufen Edelsteine. Eine Tochter des Kaisers, ein üppiges blondes Mädchen, saß auf einem Schemel neben dem Ofen des Goldmachers und starrte verträumt in die Pfanne, wo sein blankes Gemenge brodelte. Durch ein offenes Fenster strömten die Düfte des Sommers und der unendliche Gesang einer in den dicken Gebüschen des Burggrabens verborgenen Nachtigall. Meister Vianen, der dem Fenster zunächst saß, erzählte halblaut, daß er sich lange bemüht habe, eine künstliche Nachtigall herzustellen, daß das Vöglein aus Silber und Schmelz ihm auch nett gelungen sei, daß aber die Flöte, die er hineingesetzt habe, dem süßschmetternden Ton des wirklichen Tieres nicht gleichgekommen sei, was ihm jetzt besonders auffalle, da er es höre. „Du wärest der Herrgott," sagte Kaspar Lehmann, „wenn du eine lebendige Stimme machen könntest, die aus einem lebendigen Herzen kommt." Gerade jetzt wurde der wohllautende Gesang durch ein schrilles Glockenzeichen unterbrochen, das den Kaiser zusammenfahren machte; Matkowsky erklärte, es komme aus dem Kapuzinerkloster, das unterhalb des Schlosses neu errichtet worden sei. Zu viele Maulwurfshügel schadeten dem Felde, sagte Lehmann leise lachend; aber wenn die Kapuziner auch Bettler und Müßiggänger wären, so gingen sie doch wenigstens nicht mit Gift und Dolch um wie die Jesuiten.

So ungefährlich wären die Kapuziner auch nicht, sagte Matkowsky, er habe von seinem Vater greuliche Geschichten darüber erzählen hören. Zu der Zeit, als in Znaim ein Kapuzinerkloster gegründet worden sei, habe es sich begeben, daß der Sohn eines evangelischen Ratsherrn, der diese Gründung bekämpft gehabt habe, von einer sonderbaren Krankheit befallen worden sei, gegen die kein Arzt etwas habe ausrichten können. Allmählich sei es allen aufgefallen, daß der Kranke immer zu der Zeit von den Krämpfen heimgesucht worden sei, wenn der Chorgesang im neuen Kapuzinerkloster begonnen habe, das dem Hause des Ratsherrn benachbart gewesen sei. Dieser, ein beherzter Mann, habe sich denn einmal zur Nachtzeit in das Kloster geschlichen und sei ungesehen durch den dunklen Kreuzgang bis an das Chor der Kirche gekommen. Da wären die Mönche beim trüben Licht eines Lämpchens unter dem Altar um ein Wachsbild gehockt und hätten mit hohler Stimme Beschwörungen gesungen, und bei gewissen Stellen hätten sich alle erhoben und mit langen Nadeln in die Figur hineingestochen. Nach und nach hätten sich die Augen des Ratsherrn an die Dunkelheit gewöhnt, und da hätte er erkannt, daß das wächserne Bild ihn selbst darstelle, worauf ihn anfänglich das Entsetzen so gelähmt hätte, daß er sich nicht von der Stelle hätte bewegen können, obwohl ihm von der Anstrengung der Schweiß in Bächen über die Stirne geronnen sei. Endlich habe ihn ein Stoßgebet freigemacht, so daß er sich habe retten können, aber im Laufen habe er die hölliſchen Kapuziner hinter sich her klappern hören, und zu Hause angekommen, sei er in Krämpfe verfallen und stracks gestorben, nachdem er noch habe erzählen können, was ihm begegnet sei.

Während des Gesprächs, das die Erzählung angeregt

hatte, ſtand der Kaiſer plötzlich auf und ſtreckte mit angſtvoller Gebärde den Arm nach dem Fenſter aus, worauf Matkowsky zu ihm eilte und ihn dicht an das Fenſter zog in der Meinung, Rudolf fühle ſich engbrüſtig und bedürfe friſcher Luft. Der Kaiſer jedoch wandte ſich voll Schrecken fort und befahl Matkowsky, er ſolle ihn in den ſogenannten Kaiſerſaal hinunterführen, der im unteren Geſchoß lag und wo ſeine Sammlung von Kunſtgegenſtänden und Kurioſitäten aufgeſtellt war. Die Tochter, für die der prächtige Saal, der ſich ihr nur ſelten auftat, etwas beſonders Anziehendes hatte, ſprang auf und wollte, ſich an den Kaiſer drängend, mitgenommen werden; aber er ſtieß ſie von ſich und befahl ihr, heimzugehen und ſich zu Bette zu legen. „Warum iſt ſie hier?“ fragte er böſe. „Ich habe geſagt, daß ich das Hurenvolk nicht um mich ſehen will.“ Unten im Saale wühlte er, während Matkowsky mit einer Fackel leuchtete, unter einem Haufen von Korallen, Erzſtücken, Wurzeln und anderen Seltſamkeiten. Er ſuche die Meernuß, ſagte er, die der Doria ihm kürzlich zugeſchickt habe, und die den, der ſie bei ſich trage, gegen Zauberei beſchütze. Matkowsky, der ängſtliche Blicke auf die Schatten warf, die von ihren Geſtalten auf die weiße Wand fielen, murmelte indeſſen Gebete und flehte den Kaiſer an, einzuſtimmen, denn das ſei das wirkſamſte Mittel.

Endlich gelang es ihm, den Erſchöpften zu Bette zu bringen; aber am folgenden Abend begann die Unruhe von neuem, und ſo heftig, daß er ſelbſt nach einem ſeiner Leibärzte verlangte. Doktor Altmanſtetter verordnete dem Kaiſer ohne Beſinnen einen ſtarken Schlaftrunk, denn Schlaf ſei das einzige, was ihm fehle. Rudolf ſah ihn erſchreckt an und ſagte: Trinken? Er könne ja nicht trinken, da ihm der Bauch nach vorne und die Bruſt nach hinten ſtehe. Ob

er es nicht bemerkt habe? Die Kapuziner hätten ihn so verdreht. „Die Sache wollen wir unverweilt ins reine bringen," sagte Doktor Altmanstetter lachend, nahm den Kaiser um den Leib, drehte und rollte ihn mehrmals hin und her und stellte ihn dann fest auf die Beine, indem er triumphierend ausrief: „Nun fehlt kein Haarbreit mehr an der rechtmäßigen Figuration." Dann ließ er eine Kanne Bier kommen und trank dem Kaiser zu, der ihm Bescheid gab, lustig und gesprächig wurde und nach kurzer Zeit in tiefen Schlaf fiel. Aber derselbe währte nicht lange, und am folgenden Abend zeigten sich ähnliche Erscheinungen. Zuweilen wurde der Kaiser zornig, weil ohne sein Vorwissen Klöster gegründet würden, wollte wissen, wer daran schuld sei, und drohte mit Strafen, damit man erführe, daß er der Herr sei. Dann wieder zog er Matkowsky in einen Winkel und fragte ihn aus, ob die Kapuziner wohl um Geld jemanden totbeten würden, oder ob sie seinem Bruder Albrecht die Manneskraft abzaubern könnten, wenn es ihnen befohlen würde.

Die Nachricht von der seltsamen Krankheit des Kaisers verbreitete sich bald und gab in der Familie zu sorglichen Betrachtungen Anlaß. Schon längst hatte man dort gewünscht, daß der kinderlose Monarch einen Nachfolger ernenne und womöglich nach dem Brauch bei Lebzeiten zum römischen König wählen lasse, damit bei seinem allfälligen Tode nicht die Evangelischen, die, wie man wußte, dem habsburgischen Hause abhold waren, die Zwischenzeit für ihre Absichten ausnützen könnten. Sie hatten indessen doch nicht darauf zu dringen gewagt, weil bekannt war, daß der Kaiser Einmischungen seiner Brüder nicht liebte, besonders aber durch Anspielungen auf die Möglichkeit seines Sterbens gereizt wurde. Jetzt jedoch wurden alle der Meinung,

daß längeres Zuwarten hochgefährlich sei, und namentlich der zunächst Betroffene, Matthias, erklärte nachdrücklich, etwas unternehmen zu wollen. In seiner Jugend war Matthias ein fröhlicher Herr gewesen und hatte seines älteren vorsichtigen Bruders Mißfallen erregt, weil er ein wenig fahrlässig in den Tag hineinlebte, nur bedacht, zu Gelde zu kommen, um sein planloses Dasein zu bestreiten. Die Anläufe, die er hie und da nahm, um seine Würde geltend zu machen, verliefen stets im Sande und nahmen sich hernach wie Grillen aus, die der Beachtung nicht wert waren; im ganzen war er es zufrieden, dem kaiserlichen Bruder aus dem Wege zu gehen. Seit er aber Statthalter von Österreich geworden war und Khlesl, der Bischof von Wien, sich seiner bemächtigt hatte, fing er an die Rolle des künftigen Kaisers zu spielen, wie sie Khlesl, der aus einem lutherischen Wiener Bäckerssohn beinahe die einflußreichste Person in Österreich geworden war, ihm einblies. „Gehen Sie nach Prag," sagte ihm Khlesl, „und verlangen Sie vom Kaiser Audienz. Sie dürfen sich nicht abschrecken lassen, wenn er Sie abweist, am Ende muß er den Bruder doch vorlassen. Treten Sie dann ehrerbietig auf, aber fest, im Bewußtsein des Rechtes. Der Kaiser ist ein Schwächling und hat ein böses Gewissen, ein redlicher Fürst muß leicht mit ihm umspringen können." Auch mit Verhaltungsmaßregeln für den Verkehr mit dem evangelischen böhmischen Adel versah ihn Khlesl. „Die Ketzer werden Ihnen alle zufallen, denn sie sind nun einmal der Meinung, Sie glichen Ihrem Herrn Vater, dem hochseligen Kaiser Maximilian, und wären heimlich den Protestanten hold. Benützen Sie das getrost; denn warum sollten Sie aus dem Irrtum oder der Dummheit rebellischer Untertanen nicht Vorteil ziehen? Nur einen schriftlichen Vertrag dürfen Sie nicht unterzeichnen und über-

haupt in keiner Weise sich förmlich binden, sonst aber sollen Sie gegen jedermann leutselig, kaiserlich, willfährig sein. Kommt es nachher anders, so ist der Khlesl da, der alles auf sich nimmt. Ich mache mir nichts aus ihrem Toben; aber ich will nicht sterben, bevor ich nicht die habsburgischen Lande allesamt unter dasselbe katholische Hütlein gebracht habe."

Am liebsten wäre Khlesl selbst nach Prag gegangen, um alles einzuleiten; aber er wußte, daß er in dem hussitischen Lande unbeliebt war und daß er seiner Sache schaden könnte, wenn er zu früh in den Vordergrund trat. So machte sich denn Matthias allein auf und setzte sich mit der spanischen Partei und dem Beichtvater des Kaisers in Verbindung. Dieser, ein betriebsamer Mann, der die Seelen seiner Zöglinge so gut kannte, wie etwa ein Koch die Eigenheit, Tüchtigkeit und Verwendbarkeit seiner Schüsseln und Pfannen unterscheidet, ging auf die Absichten des Matthias um so verständnisvoller ein, als er ein Spanier war und Spanien eben nicht in gutem Vernehmen mit Rudolf stand. Bei nächster Gelegenheit stellte er dem Kaiser seine Pflicht vor, seinen Bruder Matthias wie einen Sohn zu lieben, was er doch als sein Nachfolger auch dem Herkommen gemäß sei. Als er das innere Widerstreben des Kaisers spürte, machte er eine geschickte Wendung, sprach mißbilligend von dem Neid und der Herrschbegierde des Matthias und entlockte ihm dadurch am Ende das Zugeständnis, daß er seinem Bruder den Tod wünsche. Kaum hatte der Kaiser die Worte ausgesprochen, als sein Äußeres sich zu verändern begann; seine Augen wankten einige Augenblicke unstet hin und her und hefteten sich dann starr auf den Geistlichen, bis sie sich plötzlich nach oben verdrehten, seine Arme und Beine durchfuhr ein Zucken. Zuerst dachte der Beicht-

vater, dies sei ein Anfall von Wut oder eine Machination, um das eben Gesagte als in der Besinnungslosigkeit von sich gegeben erscheinen zu lassen oder um weiteren Fragen zu entgehen; aber die abscheulich verzerrten Züge und hin und her zuckenden Gliedmaßen schienen doch nicht willkürlich hervorgerufen werden zu können, und so rief er denn Arzt und Dienerschaft und versuchte inzwischen mit Beten gegen das Teufelswerk anzukämpfen, was da im Spiele zu sein schien.

Nach Verlauf einiger Wochen erreichte zwar Matthias eine Audienz; aber nicht ohne daß er sich zuvor verpflichtet hatte, ein von den Räten aufgesetztes und von seinem kaiserlichen Bruder gebilligtes Gespräch einzuhalten, welches nur die allgemeinen Fragen des beiderseitigen Wohlergehens und der gegenseitigen Geneigtheit beziehungsweise Devotion berührte. Dagegen versicherten die Räte, welche beträchtliche Summen von Matthias empfangen hatten, um die Zusammenkunft zuwege zu bringen, sie würden die Angelegenheit, deren hohe Wichtigkeit offenkundig sei, in dienstwillige Überlegung ziehen, und zweifelten nicht, daß der Kaiser sich willig finden lassen würde, das Notwendige zu verfügen; der Erzherzog werde mit seinem fürstlichen Verstande begreifen, daß eine so weitaussehende Sache nicht von heute auf morgen könne entschieden werden, sondern fürsorglich und achtsam von allen Seiten müsse erwogen werden.

Zwei Männer gewannen auf Rudolf Einfluß, die seine Stimmung vollständig veränderten, was freilich auch im Zusammenhang mit dem auf und ab gehenden Laufe seiner Krankheit stehen mochte. Der eine war der aus Tirol gebürtige Philipp Lang, der sich ihm zuerst in geschäftlichen Angelegenheiten nützlich erwiesen hatte. Ein Juwelier

nämlich bot dem Kaiſer mehrere Säcke voll Edelſteine, Rubine, Smaragde und Opale, zum Kauf an und forderte eine verhältnismäßig geringe Summe dafür, die aber bar ausgezahlt werden ſollte, da der Kaiſer ihm bereits viel Geld ſchuldete und er Urſache hatte zu zweifeln, ob er jemals befriedigt werden würde. Aus der Finanzkammer kam der Beſcheid, daß kein Geld vorhanden ſei, nicht einmal das Notwendige könne beſtritten werden, es hätte ſich ſogar der Apotheker endlich geweigert, die Datteln, Morſellen und den Roſenzucker auf die kaiſerliche Tafel zu liefern, wenn er nicht zuvor wenigſtens teilweiſe ausgezahlt würde. Wenn der Kaiſer die Edelſteine haben wolle, ließ man ihm ſagen, ſolle er ſie aus ſeiner eigenen Schatulle zahlen, und deutete an, er müſſe doch durch die Goldmacherei, für die er ſo viel aufwende, genug erübrigt haben. Hierüber geriet der Kaiſer in Zorn und tobte und jammerte abwechſelnd, daß er Blutſaugern ausgeliefert und von Räubern umringt ſei. In dieſer Not erbot ſich Philipp Lang, einen Ausweg zu finden, und behauptete ſogar, daß dies leicht und daß nur das Ungeſchick oder der böſe Wille der Finanzräte an einer ſolchen Verlegenheit ſchuld ſei. Erſtens gebe es mehrere reiche Leute in Prag, die dahin bearbeitet werden könnten, daß ſie eine paſſende Summe herliehen; ferner ſei es bekannt, daß einige von den wohlhabendſten Zünften der Städte ſich zuſammengetan hätten, um auf die Ausſchaffung der Juden aus Prag anzutragen, und daß ſie dahin beſchieden ſeien, ſie möchten es unterlaſſen, da es bei Hofe unliebſam aufgenommen werden würde. Dies ſei ein großer Fehler geweſen; denn den Zünften ſei an der Sache viel gelegen, und ſie würden gewiß den höchſten Preis dafür gezahlt haben. Die Juden trügen ihm aber doch noch mehr, wendete der Kaiſer ein. Es ſei ja auch nicht ſeine

Meinung, sagte Lang, die Juden auszuweisen; einstweilen könne man aber doch den Zünften eine gewisse Aussicht eröffnen und sie zahlen lassen, das übrige könne man getrost der Zukunft überlassen. Man würde eine Untersuchung einleiten und auch die Judenschaft vernehmen, die sich gewiß dem Kaiser auch ihrerseits nicht verächtlich empfehlen würde. Überhaupt, sagte Philipp Lang, würde der Kaiser viel mehr Mittel haben, wenn seine Umgebung redlich sei; er sei arm und habe reiche Diener, das könne nicht mit rechten Dingen zugehen; er, Philipp Lang, könnte ihm über manches die Augen öffnen, wenn der Kaiser ihn beschützen und seiner Huld versichern wollte.

Diese Andeutung bezog sich auf Matkowsky, und da dem Kaiser das sichere und trostreiche Wesen Langs zusagte, fand derselbe bald Gelegenheit, noch mehr Verdacht auf den begünstigten Kammerdiener fallen zu lassen. Matkowsky sei keineswegs von Ergebenheit gegen den Kaiser erfüllt, sondern sei ein Werkzeug der böhmischen Protestanten und habe deswegen durch falsche Anklagen den Grafen Rumpf gestürzt, der das Haupt der katholischen Partei gewesen sei. Durch seinen Argwohn und seine Befürchtungen habe er den Kaiser mit einem schwarzen Netz von Schwermut umgarnt und ihn krank und ohnmächtig gemacht. Wozu die Melancholie und die Furcht? Er sei der mächtigste Monarch der Erde, die Einkünfte der reichsten Länder ständen ihm zu Gebote, er brauche gewissermaßen nur wie ein Zauberer einen Ring zu drehen, so sei die Erfüllung seiner Wünsche schon da, wenn er nur seine Kraft und sein Vermögen recht erkennte und anwendete. Was vermöchte sein Bruder Matthias gegen ihn? Derselbe sei ein vorzeitig gealterter Mensch, ohne Nachkommenschaft, arm und von ihm abhängig, eine Puppe in den Händen des Bischofs

von Wien, der doch schließlich nur des Kaisers Untertan sei. Der Kaiser solle Matkowsky entfernen, der einen unheilvollen Schatten auf sein Gemüt geworfen habe und ein nichtswürdiger Ketzer sei; bei einem Prozeß würde sich ergeben, daß er ein großes Vermögen besitze, welches dem Kaiser abgestohlenes Gut sei, und die Konfiskation desselben würde billigerweise die kaiserliche Kasse füllen.

Dieser Rat wurde befolgt und erwies sich nützlich, indem Matkowsky in der Tat ein nennenswertes Vermögen besaß, wovon Philipp Lang sich die größere Hälfte aneignete, während der Rest an den Kaiser kam.

Der andere Günstling des Kaisers war Graf Hermann Christoph Rußworm, ein schöner, heißblütiger Offizier, der sich in den Türkenkriegen mehrfach hervorgetan hatte und nun der höchsten Stufe militärischer Macht zustrebte. Dieser herrschsüchtige und rücksichtslose junge Mann war weder unter den Hofherren noch beim Kriegsrate noch bei seinem Vorgesetzten, dem Feldmarschall Adolf von Schwarzenberg, beliebt; ja sein Verhältnis zu diesem war so mißlich, daß er sich kaum länger hätte halten können, wenn jener nicht kurz nach seinem großen Siege bei Papa vom Tode wäre hingerafft worden. Rußworm hoffte in die offene Stelle einzutreten, wozu der Kaiser auch geneigt gewesen wäre; aber er getraute sich nicht, einem so jungen Menschen gegen den allgemeinen Wunsch eine so verantwortungsvolle Würde zu übertragen, und so erhielt sie der Herzog Philipp Emanuel von Mercoeur, ein Mann, der mit dem Ruhme der Kriegserfahrung den edler Sitten vereinigte.

Auf der Reise nach Ungarn jedoch wurde Mercoeur in Nürnberg von einem bösartigen Fieber ergriffen. Durch den Arzt auf die Möglichkeit eines tödlichen Ausgangs hingewiesen, bat er den Rat der Stadt um Erlaubnis, einen

katholischen Geistlichen kommen zu lassen, der ihm die Sterbesakramente reichen sollte, wurde aber abschlägig beschieden, weil das den städtischen Satzungen zuwiderlaufe und ein bedenkliches Beispiel geben könne. Als der Zustand des Kranken sich gegen den Abend verschlimmerte, schickte er noch einmal an den Rat, der die Antwort gab, zu so später Stunde könne man nicht so viele Herren zusammenbringen, daß ein gültiger Beschluß zustande komme, man wolle die Sache am folgenden Morgen in Erwägung ziehen und ihm dann Bericht sagen. Von seinem Sterbebette aus ließ Mercoeur dem Rate sagen, er habe nicht gewußt, daß die Angelegenheit so schwierig sei, und bitte um Verzeihung, daß er den Herren eine solche Ungelegenheit bereitet habe; worauf er seinen Geist aufgab.

Doch erfüllte sich Rußworms Hoffnung noch nicht sogleich; erst als auch der Nachfolger des Mercoeur, Graf Solms, eines plötzlichen Todes gestorben war, beförderte Rudolf seinen Liebling zum Oberbefehl. Wenn der stolze Mann im glänzenden Harnisch vor den Kaiser hintrat, so glich er dem Ritter Georg, der sich von seinem himmlischen Herrn zum Kampfe gegen den Sündendrachen weihen läßt. Wenn er schwur, daß der Kaiser ihm Gott auf Erden sei, daß er seinen Namen unter Heiden und Ketzern groß machen, ja seinen besten Freund und eigenen Bruder um des Kaisers willen niederstoßen würde, so fühlte dieser, daß es dem jungen Kriegshelden damit Ernst sei, und daß er sich auf seine Ergebenheit durchaus verlassen könne. Rußworm zweifelte niemals weder an den Rechten des Kaisers in irgendeiner Beziehung noch an seiner eigenen Fähigkeit und Unüberwindlichkeit. Mit der Erlaubnis frei zu reden ausgestattet, erzählte er dem Kaiser, sein Heer, soweit es deutsch sei, sei ihm ganz ergeben und würde unter seiner

Leitung jeden Feind besiegen, wäre es nur nicht durch die Trägheit und Selbstsucht des Kriegsrates und durch die Zweideutigkeit der welschen Offiziere gehemmt. Die Welschen, die ja die Mehrzahl der hohen Stellen innehätten, die Basta, die Gonzaga, die Belgiojoso und viele andere, umgarnten wohl das kaiserliche Ohr mit schmeichlerischen Worten, meinten es aber nicht ehrlich; das Schicksal des Reiches sei ihnen, den Fremden, gleichgültig, sie wollten nur ihre Taschen füllen, säßen wie habgierige Geier über den ihnen anvertrauten Provinzen und verließen sie, selbst vollgesogen, als ausgemergelte Wüsten. Der Kaiser sei zu milde, er habe das Schwert über den Erdkreis und solle seine Schärfe der Welt zeigen. Die Ketzer spotteten seiner und rühmten sich, er sei ihnen heimlich zugetan oder er fürchte sich, sie offen zu bekämpfen; wollte er nur einmal seine Majestät scheinen lassen, so würden sie geblendet niederfallen, und die alte Kaisermacht würde sich erneuern.

Siegesnachrichten vom Schauplatze des Türkenkrieges trugen dazu bei, den Kaiser in Vorstellungen von unerschütterlicher Macht zu wiegen. Der Bildhauer Adrian de Vries erhielt den Auftrag, ihn geharnischt, in olympischer Haltung, gleichsam als einen Jupiter darzustellen, und durfte sogar zuweilen in Rudolfs Gegenwart, mit Benutzung seiner Person arbeiten. Der ihm von Philipp Lang dargebrachte Glückwunsch, daß er nach Überwindung der häßlichen Krankheit als ein anderer Herkules vergnügt und vergöttlicht aus der Asche des Scheiterhaufens steige, leuchtete ihm ein, und er beeilte sich, die Erde soweit wie möglich vor seiner Macht erzittern zu lassen.

Staunend und mit Kopfschütteln hörten die Prager zu, wie auf den Gassen und Plätzen unter Trompetenschall ein jahrhundertaltes Edikt verlesen wurde, welches die Anhänger

der Böhmischen Brüderunität mit dem Tode bedrohte. Der protestantische Herrenstand überlegte sich, ob etwas vorzunehmen, etwa ein Aufstand einzuleiten sei; aber da geraume Zeit verging, ohne daß dem wunderlichen Erlaß etwas Weiteres folgte, vielmehr alles beim alten blieb, ließ man es hingehen. So konnte dem Kaiser berichtet werden, das Edikt sei vom ganzen Volke mit stillschweigender Unterwürfigkeit aufgenommen, worauf eine weit schärfere Maßregel, um Ungarn zu schrecken, erfolgte: es wurden nämlich alle Gesetze und Verordnungen bestätigt, die seit König Stephans Zeiten zum Schutze der katholischen Religion erlassen waren.

Dies gewaltsame Gesetz, das nichts weniger als die Ausrottung des Protestantismus bedeutete, schlug in Ungarn, das sich ohnehin in einem Zustande dauernder Gärung befand, als ein Zeichen zum Aufruhr ein, der sogleich auch Siebenbürgen ergriff und Mord und Blutvergießen in dem wilden Lande hervorrief. Unbehagen erfaßte die habsburgische Familie und auch die kaiserlichen Räte; denn wenn man die schwierige Stimmung der Protestanten im Reich bedachte, und wie sie jederzeit im trüben zu fischen geneigt wären, ferner, daß der Kaiser kein Geld hatte und infolgedessen auch kein zuverlässiges Heer aufbringen konnte, um einer großen Kriegsmacht zu widerstehen, so hatte es das Ansehen, als steuere man unaufhaltsam dem Abgrunde zu. Der Grausamkeit der Basta und Belgiojoso, die zuerst zur Durchführung des Ediktes, dann zur Niederwerfung des Aufstandes nach Ungarn geschickt waren, gelang es wohl, das Feuer an einzelnen Orten zu ersticken; aber es flammte stets an anderen desto heftiger auf, und schließlich hielt es der Kriegsrat für notwendig, Basta, den unmenschlichen Neapolitaner, zurückzurufen, damit das kaiserliche Regiment nicht vollends verhaßt gemacht werde. Die Feinde

Bastas, an deren Spitze Rußworm stand, ergriffen die Gelegenheit und verlangten die Bestrafung dieses Teufels, der unter dem Vorwande der Religion seiner Lust an Quälerei und Blutvergießen fröhnt, eine Menge Menschen wahllos dem Henker überliefert und durch Verhöhnung und Vergewaltigung der Opfer seinen Namen fluchwürdig gemacht habe. Rußworm selbst leitete das Gericht, vor dem sich Basta zu verantworten hatte, und zweifelte nicht am Untergange seines Gegners, dem eine Reihe schändlicher Vergehen nachgewiesen waren, als der Prozeß plötzlich eine andere Wendung nahm, indem Basta eine Vollmacht des Kaisers vorlegte, nach welcher er über seine Verwaltung Ungarns niemandem sollte Rechenschaft abzulegen haben und jedes ihm gut dünkende Mittel zur Bekämpfung des Aufstandes sollte anwenden dürfen. Außer sich vor Entrüstung, eilte Rußworm zum Kaiser, der denn auch leugnete, die Vollmacht ausgestellt zu haben; Basta, meinte er, müsse sie sich wohl auf betrügerische Weise verschafft haben. Im ersten Augenblick fühlte sich Rußworm erleichtert; aber wie er von der Burg herunterstieg, sank seine Stimmung. Die Miene des Kaisers, sein unsicherer Blick, der schnelle Wechsel der Farbe auf seinem blassen Gesicht schwebten ihm vor und wollten ihm nicht gefallen; er konnte sich des Eindrucks nicht erwehren, daß der Kaiser die Unwahrheit gesagt habe. Er dachte sich den Zusammenhang so, daß Lang, von Basta bestochen, Rudolf die Unterschrift abgelistet habe; man wußte ja, daß er die Geschäfte haßte und sie sich gern von seinem Kammerdiener abnehmen ließ. Rußworm bemerkte, daß die Richter im allgemeinen den Worten des Kaisers keinen Glauben schenkten, und wenn dies auch nicht geradezu ausgesprochen wurde, so fiel doch dementsprechend das Urteil milde aus, was anfangs niemand für möglich gehalten hatte.

Diese Niederlage Rußworms ermutigte seine italienischen Feinde, und selbst unter seinen früheren Anhängern waren manche, die es ihm jetzt verdachten, daß er, dessen Laufbahn von Gewalttätigkeiten keineswegs frei war, einen Kameraden hatte richten wollen. Es war an einem warmen Sommerabend im Jahre 1605, als er, von einer Audienz beim Kaiser heimkehrend, an einer Straßenecke auf Francesco Belgiojoso stieß, der, festlich in Weiß gekleidet, im Begriffe schien, eine Gesellschaft aufzusuchen. Zwischen ihnen entspann sich ein Wortwechsel und Kampf, in dessen Verlaufe Belgiojoso von einem Diener Rußworms erstochen wurde; ob der Italiener, wie Rußworm behauptete, ihm aufgelauert hatte, um ihn zu überfallen, und er in der Notwehr sich befunden hatte, ließ sich zunächst nicht feststellen. Da es nicht das erstemal war, daß Rußworm einen Gegner im angeblichen Zweikampf getötet hatte, rechnete er auch diesmal mit Sicherheit darauf, daß die Untersuchung unterdrückt werden oder nur zu einer leicht zu ertragenden Scheinstrafe führen würde.

Indessen das gefängnisartige Zimmer, in dem er verwahrt, und die Rücksichtslosigkeit, mit der er behandelt wurde, machten ihn stutzig, und vollends als er die vielen Anklagepunkte las, die die Grundlage eines gegen ihn eingeleiteten Prozesses bilden sollten, erschrak er und begriff, daß es auf seinen Untergang abgesehen war. Er wurde da nicht nur beschuldigt, den Belgiojoso getötet, sondern auch den Herzog von Mercoeur und den Grafen Solms ermordet zu haben, die seinem Ehrgeiz im Wege gewesen wären; ja er sollte den schmählichen Ausgang eines Feldzuges gegen die Türken verschuldet haben, den der junge Erzherzog Ferdinand in so unzureichender Weise geführt hatte, daß Rußworm, als er zu seiner Hilfe herbeieilte, das unglückliche

Ende nicht mehr abwenden konnte. In dieser Bedrängnis wußte Rußworm keinen Mann von Einfluß am Hofe, der für ihn hätte wirken wollen, nur auf die Gnade des Kaisers hoffte er; zuweilen jedoch fiel ihm dessen blasses Gesicht und seine furchtsame Haltung von jenem Tage ein, wo er ihn wegen Bastas Vollmacht befragt hatte, und dann wurde ihm bange zumute. Sollte es wahr sein, was Graf Kinsky, den er als einen evangelischen Böhmen verachtete, gesagt haben sollte, daß die heilige kaiserliche Majestät ein hohles Binsenrohr und ein feiger, zweizüngiger Lügner sei? Er verscheuchte den Gedanken und sprach sich selbst Zuversicht ein; wenn er nur zu ihm gelassen würde, dachte er, würde er Rudolf wie sonst für sich gewinnen.

Unter der Dienerschaft des Kaisers war einer, der Ofenheizer Blahel, der Rußworm anhing, und diesem gelang es, sich mit dem Gefangenen in Verbindung zu setzen. Blahel hatte früher des Kaisers Vertrauen besessen, aber in der letzten Zeit, klagte er, sei er von Philipp Lang verleumdet und verdrängt worden. In dem düsteren Stübchen, das Rußworm nicht verlassen durfte, saß der geängstigte Mensch und weinte, seit Tagen sei es ihm nicht möglich gewesen, allein mit dem Kaiser zu sprechen, Lang sei der schwarzen Kunst mächtig und habe den alten Herrn behext. Er könnte entsetzliche Dinge von Lang sagen, wenn er es sich getrauen dürfte; auch Rußworms Schicksal wäre in seiner Hand, und Rußworm hätte einen großen Fehler begangen, daß er sich nicht Langs Gunst zu erwerben versucht hätte. Nein, sagte Rußworm, mit den Zähnen knirschend, Lang sei ein schnöder Jude und ehrloser Mensch, vor dem erniedrige er sich nicht, lieber wolle er sterben. Ach, sagte Blahel, warum er sich so aufblasen wolle? Selbst der Erzbischof von Prag, der Herr von Lamberg, hätte Lang seinen größ-

ten Beförderer genannt und ihn ganz untertänig zu seiner Konsekration eingeladen; und der Erzherzog Matthias hätte erst kürzlich einen Brief an ihn geschrieben, in dem er ihn seinen insonders hochvertrauten, vielgeliebten Herrn und Freund genannt hätte. „Wenn ich ihn sähe," sagte Rußworm, „würde ich ihm ins Gesicht speien."

„Es ist nun auch doch zu spät," sagte Blahel, „er haßt Euch so, daß ein Sack voll Goldstücke ihm nicht Euren Kopf aufwägen würde."

Ein Vetter Rußworms, der sich dem Kaiser zu Füßen werfen wollte, wurde nicht vorgelassen, und ein anderer Versuch, der zu seiner Rettung unternommen werden sollte, verschlimmerte nur seine Lage. Seit nämlich im Reiche die Frage, wer Rudolfs Nachfolger werden sollte, besprochen wurde, zogen einige evangelische Fürsten in Betracht, ob Maximilian, der Herzog von Bayern, sich dazu schicken und bereitfinden lassen würde. Sie berechneten, daß dadurch Bayern für immer von Österreich getrennt und die katholische Partei gespalten würde; nur fragte es sich, ob Maximilian, der das durchschauen mußte, für einen so gewagten Schritt zu gewinnen wäre. Auf vorsichtige Andeutungen antwortete der Herzog ausweichend und dachte bei sich, daß er die stachelige Krone nur dann nicht ausschlagen würde, wenn er dabei von österreichischer Seite keine Gefahr liefe. Er tat einige unvorgreifliche Schritte, indem er Rußworm, den ruhmvollen Feldherrn und Günstling des Kaisers, mit dessen Bewilligung in seinen Dienst nahm, und indem er einen Gesandten nach Prag schickte, der insgeheim zu erforschen hatte, wie seine Bewerbung etwa aufgenommen werden würde. Der Kaiser war es wohl zufrieden, einen so mächtigen und angesehenen Reichsfürsten gegen seinen Bruder ausspielen zu können, anderer-

seits erfüllte ihn die Anmaßung des Bayernherzogs, der ihm überhaupt nicht geheuer war, doch mit Widerwillen, und seine Fürbitte zugunsten Rußworms schien ihm damit im Zusammenhang zu stehen. Der von Lang angeregte Verdacht, Rußworm habe ohne Zweifel von den verräterischen Plänen des Herzogs gewußt, wohl mit daran geholfen, erbitterte den Kaiser dermaßen, daß er nicht länger zögerte, sondern den vielen Stimmen nachgab, die den Tod des unbezähmbaren Feldherrn forderten.

Ein bänglich weissagendes Gefühl beschlich Rußworm, als ihm hinterbracht wurde, daß seine Diener, die beim Tode des Belgiojoso zugegen gewesen waren, gefoltert und, obwohl man kein Geständnis von ihnen habe erpressen können, hingerichtet wären. Blahel hatte die Exekution mit angesehen und schlich sich in der Dunkelheit zu Rußworm, um ihm davon zu erzählen. Der eine habe ein freches Lied gepfiffen und deshalb von dem Jesuiten, der neben ihm gegangen sei, eine Maulschelle empfangen, was die anderen begleitenden Pfaffen getadelt hätten, so daß es unter diesen fast zu einer Schlägerei gekommen wäre; der andere wäre, seiner Meinung nach, vor Angst gestorben, als ihm die Schlinge um den Hals gelegt wäre; denn er hätte nicht das wenigste gezappelt. „Die haben es hinter sich," sagte Blahel, „wenn es mit uns nur auch schon vorüber wäre." Am folgenden Tage wurde er wegen der entdeckten Zwischenträgerei mit Rußworm verhaftet, und dieser hörte nun nichts mehr von draußen.

Daran, daß er zum Tode verurteilt werden würde, zweifelte er nicht mehr; aber daß das Urteil ausgeführt würde, das glaubte er doch nicht, im letzten Augenblick würde die Gnade des Kaisers dazwischentreten.

Es war ein dunkler Novembertag, als ihm angekündigt

wurde, daß er sein Gefängnis verlassen müsse, um nach dem Rathause übergeführt zu werden: ein weiteres Zeichen des nahen Endes. Die lange Haft hatte ihn so schwach gemacht, daß er ohne Hilfe die steile Treppe nicht hinuntersteigen konnte. Das Zimmer, das ihm angewiesen wurde, war größer und luftiger als das vorige, die Tür war von Soldaten bewacht, die bloße Schwerter in der Hand und Gewehre über der Schulter hängen hatten. Im Laufe des Tages wurde ihm das Todesurteil zur Kenntnis gebracht, und gleichzeitig kam der Jesuit, der ihn vorbereiten und seine Beichte empfangen sollte. Anfänglich gebärdete sich Rußworm ungestüm entrüstet als das Opfer boshafter Ränke und tyrannischer Willkür; aber die verständnisvolle Milde des Geistlichen machte ihn allmählich zugänglicher. „Ich glaube Euch," so etwa sagte dieser, „daß rachsüchtige Feinde die Ursache Eures Todes sind, auch mag es sein, daß jener Belgiojoso nicht von Eurer Hand gefallen ist, oder daß er Euch nach dem Leben stellte; aber anstatt an Eure Feinde und ihr Unrecht zu denken, vergleicht Euch mit jenem Mercoeur, der, ein tadelloser Held, durch den Willen Gottes unter Ketzern sterben mußte, oder vergleicht Euch mit dem Herrn Christus, unserem Heiland, der zwischen Missetätern am Kreuze hing. Scheint es Euch dann noch, als ob Ihr schuldlos littet? Ist kein Flecken auf Eurem Gewissen, den mit Eurem Blute tilgen zu dürfen Euch lieb sein sollte?"

Rußworm wurde hierauf schweigsam und nachdenklich. Da der Pater ihn nach einer Weile fragte, ob er das heilige Abendmahl zu nehmen wünsche, bat er, zunächst eine Weile allein bleiben zu dürfen; er fühle das Bedürfnis, in sein Inneres einzukehren und sich mit Gott zu versöhnen, bevor er das Sakrament empfinge.

Dunkel zusammengeballt waren Gefühle und Gedanken in der Seele des Feldherrn emporgestiegen; es graute und gelüstete ihn zugleich, sie zu entwirren. Er trat an das Fenster und sah in die unruhige Spätherbstnacht hinaus: wie eine Herde hungriger Wölfe jagte der Wolkenhimmel über die schaudernde Stadt hin. Vor der kalten, nassen Luft, die durch die Fugen drang, zog Rußworm unwillkürlich seinen Mantel dichter über sich zusammen. Es fiel ihm auf einmal die langvergangene Zeit ein, wo er sich vor der Dunkelheit in die Arme der Mutter geflüchtet hatte. Wie hatte ihn einst ihr Kuß beseligt, mit dem sie zuweilen, wenn er fragend zu ihr aufsah, ihm die Augen schloß! An seinem Bette hatte sie das Lutherlied gesungen, und er erinnerte sich plötzlich deutlich an das trotzige Blitzen ihrer schönen Augen, das sich für ihn mit dem Gesang verknüpfte. Wie hatte er später, als Katholik, dies Lied so hassen können, daß er, wenn er es in einer Kirche singen hörte, sich kaum zurückhalten konnte, mit seinen Soldaten einzubrechen und den Ketzern mit dem Schwerte das Maul zu stopfen? Hatte er sich überhaupt immer zurückgehalten? Fast nie mehr hatte er an seine Kindheit zurückgedacht; der Tag seines Religionswechsels hatte ihn von der Wurzel seiner Vergangenheit losgerissen und den Stürmen des Schicksals preisgegeben. In die blendende Zukunft stürzte er sich, deren Gipfel er in einem Anlauf nehmen wollte, einen Gipfel des Ruhmes, des Reichtums, aller irdischen Genüsse. Wer ihm dabei im Wege stand, den betrachtete er als seinen Feind; niemals war es ihm in den Sinn gekommen, das Recht der anderen und eigenes Recht oder Unrecht abzuwägen.

Ein graues Schloß im Elsaß stieg vor ihm auf, dessen unheilvolle Schwelle seine Erinnerung nie wieder betreten hatte; nun tat er es unwillig, mit der Hand den Griff des

Fensterkreuzes umklammernd. Im Auftrage seines damaligen Vorgesetzten, des Marschalls Bassompierre, hatte er es besetzt und zugleich den Schutz einer vornehmen Dame und ihrer Tochter übernommen, die sich dorthin geflüchtet hatten. Die Mutter war schöner; aber das Mädchen, fast noch Kind, hatte ihn wie einen Gesandten Gottes angesehen, dessen Beruf es sei, das Böse auf Erden zu bekämpfen, und ihr bewundernder, unbewußt sich hingebender Blick hatte ihn hingerissen. Nachdem er sie verführt hatte, schien es ihm, als habe sie schuld an der ärgerlichen Sache, und die Empörung und Verzweiflung der Mutter und das Flehen des Kindes erregten eine so grausame Lust in ihm, daß er die Geschändete in einer wilden Nacht seinen trunkenen Kameraden überließ. Er fühlte keine Reue, sondern Wut und Haß, als er die entehrenden Worte hören mußte, mit denen Marschall Bassompierre ihm seine unritterliche Tat vorwarf. Vor schmachvoller Strafe rettete ihn die Flucht, und schon wähnte er sich sicher, als ein zufälliges Abenteuer ihn wieder in die Hände des Marschalls führte, der unverzüglich das Todesurteil an ihm vollziehen wollte.

Damals war er verfallen. Warum büßte er nicht willig seine ersten Verbrechen? War es Gott, der ihm noch einmal die Freiheit gab, damit er sich durch edle Taten entsündigte? Er jedoch hatte die Frist benützt, um sich desto tiefer in die Hölle zu verstricken. Jetzt schien es ihm, als habe er, während er sich der zweiten glücklichen Flucht gerühmt und sie als Gewähr betrachtet habe, daß er gefeit vor Gefahren sei, zutiefst in der Brust das Bewußtsein getragen, daß er ein entronnener Verbrecher sei. Er sah sich, wie er den Soldaten, den Kameraden, den Vorgesetzten erschien: stolz, gefürchtet, bewundert, gehaßt; wie ihm nichts genügte und eine sinnlose Ungeduld ihn vorwärts trieb.

Die Siege, die ein anderer errang, freuten ihn nicht, die Ehren, die anderen zuteil wurden, schmerzten ihn schlimmer als Wunden. Ermordet hatte er weder Schwarzenberg noch Mercoeur noch Solms; aber hätte er sie nicht sterben lassen, wenn es in seiner Macht gewesen wäre? Gewiß war, daß ihr Tod ihm willkommen war, und daß er sich einbildete, Gott habe alle diese Männer hingemäht, damit er aufstiege. Er, der alle haßte, die über ihm waren, vergab niemals Neid oder Eifersucht und Widersetzlichkeit, die sich gegen ihn richteten. Er sah sich bei Raab, als die Türken besiegt und in die Flucht geschlagen waren, wie er, trunken vom Schlachten, triefend und klebend von Schweiß, Schmutz und Blut, durch das verlassene Lager der Türken voll der von ihnen zurückgelassenen Schätze ritt, deren größter Teil ihm, als dem Feldobersten, zufallen mußte. Als sein Blick auf zwei Offiziere fiel, die sich über einen Haufen kostbarer Waffen hergemacht hatten und eben einen krummen Säbel aus geätztem Silber mit einem edelsteinbesetzten Knauf in den Händen hielten, übermannten ihn Zorn und Gier, so daß er vom Pferde sprang und sie Diebe schalt, die sich seines Eigentums bemächtigten. Der eine von ihnen erschrak und entschuldigte sich, insofern es nicht erlaubt war zu plündern, solange der Feind noch verfolgt wurde; der andere, ein Neapolitaner, gab eine gereizte Antwort, die zu rächen sich Rußworm vorbehielt. In Prag war es, Jahre nachher, als er in das Zimmer dieses Mannes drang, ihm ins Gesicht schlug und ihn, als er den Degen zog, im raschen Zweikampf erstach. Der war nicht der einzige, der von seiner Hand gefallen war.

Dann kam der Tag, wo das Schicksal ihn daran mahnte, daß er verfallen war. Es war ein Sommerabend in Ungarn, und ein breiter Wind hauchte über das Schilf, das

am Ufer der still strömenden Theiß wuchs, so daß die schmalen Silberleiber sich drehten und nach den Weisen zu tanzen schienen, die um ein Feuer lagernde Zigeuner geigten. Er, Rußworm, saß mit ein paar Freunden in seinem Zelt und trank und spielte, als einige Offiziere näherkamen, unter denen ein Fremder war, der durch die ausgesuchte Eleganz, Keckheit und Anmut seiner Erscheinung auffiel. Rußworm erkannte sogleich, daß es weder ein Deutscher noch ein Italiener noch ein Wallone war; es mußte ein Franzose sein, und ein seltsames Frösteln überlief ihn, indem er das dachte. Unterdessen waren die Offiziere herangetreten und stellten den Fremden als den jungen Herrn Bassompierre vor, der im Gefolge des Prinzen von Joinville gekommen sei, um unter Rußworms Führung gegen die Türken zu kämpfen. Indem er sich verneigte, sagte der schöne junge Mann, Rußworm habe, soviel ihm bekannt sei, seine Laufbahn unter seinem Vater, dem alten Marschall Bassompierre begonnen; um so eher werde er jetzt dem Sohne gestatten, das Handwerk von ihm zu lernen. Rußworm gab eine nicht unhöfliche, aber kurze Antwort, während sein Herz bebte; es kam ihm vor, als sei die scheinbare Unbefangenheit des Franzosen erkünstelt und als spiele ein spöttisches Lächeln um seinen freundlichen Mund. Er wartete einen Augenblick ab, wo er mit Bassompierre allein war, um ihm zu sagen, er habe nichts gegen ihn und werde ihm nichts zuleide tun; aber sein Anblick sei ihm zuwider, und er solle ihn meiden, soviel das möglich sei. Dennoch sah er ihn oft, nicht nur im Felde, sondern auch in den Häusern des katholischen Adels in Prag, wo niemand so erfolgreich wie der junge Bassompierre den Damen den Hof zu machen wußte; und sowie er ihn erblickte, hörte Rußworm die süßen Geigentöne wieder, die die Zigeuner an jenem Abend an der Theiß gespielt hatten.

Nie war Rußworm so wild und übermütig, als wenn er Bassompierre in der Nähe wußte. Tolle Feste feierten sie auf dem Schlosse des Burggrafen von Karlstein, in dessen jüngste Tochter er, Rußworm, eben damals verliebt war. In den Sälen, wo man tanzte, roch es nach Wachs, Schweiß und Blumen; er hielt die Geliebte in den Armen und drückte zum Abschied auf eine ihrer Brüste, die aus dem seidenen Mieder quollen, einen langen Kuß, so daß eine rötliche Stelle sichtbar blieb und das Mädchen aufatmend davonlief, um sich frisch zu pudern. Dann ritt er mit Bassompierre in die alte Stadt und erzählte diesem, er wisse einen Gastwirt mit zwei hübschen Töchtern, die er ihnen für ein paar Dukaten verkuppeln würde. Der Wirt saß noch bei einem Lämpchen in der Gaststube zwischen den Töchtern, von denen die eine ihr gelöstes Haar kämmte, während die andere aus einem alten Kalender vorlas. Sie wurden eingelassen, und Rußworm setzte sich sofort zu der, die ihre Haare flocht und deren scheuer Blick seine Leidenschaft entzündet hatte. Er wollte keine Zeit verlieren, nannte sie Liebchen und umarmte sie, und als der entrüstete Vater ihn anpackte, drohte er diesem und behauptete, er habe schon Geld von ihm für seine Kinder angenommen. Daß Bassompierre ihn warnte und zu vermitteln suchte, reizte ihn nur mehr; er hielt das jammernde Mädchen in einem Arme fest und wehrte mit bewaffneter Hand den Vater ab; indessen hatte die andere Tochter ein Fenster geöffnet und schrie um Hilfe in die Nacht. Nun kamen von verschiedenen Seiten die Nachbarn, mit Knüppeln, Messern und Äxten bewaffnet; er versuchte eine Weile sich zu wehren, mußte aber doch endlich, am Arme verwundet, das Mädchen loslassen und, von der erbitterten Menge verfolgt, durch die engen und steilen Gassen flüchten.

Der Schweiß trat ihm bei der Erinnerung auf die Stirne. Damals hatte es ihn nicht angefochten; nur ein paar Tage später ritt er nachts an der Spitze eines Maskenzuges, denn es war Fasching, durch die Stadt, er in der Tracht eines reichen Türken, mit einem perlenbehangenen Turban und einer scharlachroten Schärpe ausstaffiert. Am Tore der Altstadt wurden sie durch Wächter aufgehalten, die die Verordnung hatten, bei Nacht niemanden, wer es auch sei, passieren zu lassen. Rußworm, nicht willens zu gehorchen, trotzte und drohte mit seinem Namen und Ansehen; der Lärm führte den Hauptmann der Polizeiwache herbei, der, nachdem Rußworm sich zu erkennen gegeben hatte, die Gesellschaft vorbeiließ und zugleich die Wächter entschuldigte, die als arme Leute nur erhaltene Befehle ausgeführt hätten. Diese Demütigung genügte nicht, seinen Zorn zu besänftigen; vielmehr bewirkte er, daß die Wächter in hartes Gefängnis geworfen wurden und wochenlang dort schmachteten. Die Frauen der Männer warfen sich ihm zu Füßen und flehten sein Erbarmen an, ohne daß es ihn rührte; ihren Männern, sagte er, geschehe recht, der Übermut müsse gestraft werden, in Zukunft würden sie seinen Namen kennen. Erst als zwei von den Gefangenen vor Kälte und Hunger gestorben waren, ließ er die übrigen frei.

Was hatte ihn umgetrieben bei allem seinem Tun? Wohin war er geraten? Seine Blicke folgten den schwarzen Wolken, die unaufhaltsam vorüberfegten wie die Augenblicke seines grauenvollen, besinnungslos vergeudeten Daseins. Er hatte das Wiedereintreten des Jesuitenpaters überhört und wendete sich mit einem Schrei des Schreckens um, als dieser die Hand auf seinen Arm legte und ihn fragte, ob er bereit sei, das Abendmahl zu empfangen.

Rußworm schlug die Hände vor das Gesicht, stürzte auf

die Knie und rief aus: „Ich bin der sündenvollste aller Sünder, nicht wert, dein Gewand, mein Vater, zu berühren! Wie sollte ich den Leib des Herrn empfangen?“ Der Geistliche legte die Hand auf Rußworms Scheitel, sagte, daß Reue auch ein Übermaß von Sünde zu tilgen vermöge, und forderte ihn auf, zu beichten. Fast eine Stunde verging darüber, worauf der Jesuit dem Büßenden das Kredo vorzusprechen begann. Als er die Worte aussprach: „Et incarnatus est“, erbebte Rußworm, wie wenn ein Posaunenstoß sie begleitet hätte. „Auch meine Seele“, rief er aus, „war ein unsterblicher Hauch Gottes, aber das Fleisch, in das sie einging, hat sie verschlungen. Die Edle ist eine Sklavin geworden, entstellt und besudelt, und ließ das Fleisch als einen grausamen Herodes über sich triumphieren. Es ist zu viel, zu viel,“ stöhnte er, „meine Schuld ist zu groß für Gottes Gnade.“ Die Tränen stürzten heftig aus seinen Augen, indem er die Knie des Paters umschlang. „Gottes Gnade ist unermeßlich,“ sagte dieser sanft. „Daß der Augenblick da wäre,“ flüsterte Rußworm, „wo ich dies Fleisch opfern darf, das durch und durch voller Sünde ist! Aber ist das Buße, daß ein Schwert meinen Nacken durchschneidet? Ich möchte, daß jedes meiner Glieder einzeln zu Tode gemartert werden könnte. Langsam sollte das Feuer mich verzehren; vielleicht ließe Gott zu, daß, während mein Fleisch in Qualen schmölze, meine Seele verjüngt und gereinigt würde.“

Der Pater suchte den leidenschaftlich Schluchzenden zu beruhigen. „Ergib deinen Willen in Gott,“ sagte er zu ihm, „auch darin, daß du nicht mehr opfern willst, als er von dir verlangt. Bringe dich ihm willig dar, wenn die Stunde kommt, und harre demütig, wie er mit dir schalten will.“

Nach dieser gewaltsamen Aufregung kam eine wohltätige Ruhe und tiefer Schlaf über den Verurteilten. Er wurde durch die Schritte und Reden verschiedener Männer geweckt, die sein Zimmer betraten, und unter denen er die vermummte Gestalt des Henkers erkannte. Ob es schon Zeit sei? fragte er; man hätte ihn länger schlafen lassen können. Es sei sechs Uhr, wurde ihm geantwortet, um sieben müsse alles vorbei sein. Der Jesuitenpater, der ein Kruzifix trug, nickte ihm zu und schien ihm etwas sagen zu wollen; allein er beachtete es nicht, plötzlich von einem durchdringenden Widerwillen und Zorn erfaßt. Auf seine laute Frage, ob des Kaisers Majestät davon unterrichtet sei, daß jetzt sein Haupt fallen sollte, antwortete einer der anwesenden Richter, es geschehe alles auf Befehl des Kaisers. Rußworm stutzte; es drängte ihn, das Fenster aufzureißen und die Vorübergehenden um Rettung anzurufen, der Kaiser werde sie dafür belohnen. Nicht möglich schien es ihm, nicht möglich, daß der Kaiser ihn verließe!

Draußen war es noch dunkel, in das Zimmer fielen rote Lichter von den Fackeln, die die Wächter hielten. Das Gefühl, es beobachteten ihn höhnende Blicke und weideten sich an seiner Todesfurcht, ließ ihn sich fassen; er richtete sich stolz auf und bat die Anwesenden, seinen Abschiedsworten Gehör zu schenken.

Der Tod sei ihm erwünscht, sagte er ruhig, durch den er die zahlreichen Sünden seines Lebens büße. Wolle der Henker ihm die befleckte Hand abhauen, bevor er ihm das Haupt vom Rumpfe trennte, so werde er es ihm danken. Nicht als ob er am Tode des Herzogs von Mercoeur schuld sei; auch den Belgiojoso habe er nicht getötet, vielmehr habe der ihm nachgestellt und sei in die Grube gestürzt, die er ihm zum Falle gegraben habe.

Er wurde lebhafter und sprach schneller und lauter. Noch weniger, fuhr er fort, habe er sich jemals gegen das Haupt des römischen Reiches, den Kaiser, verfehlt. Ja, er sei neidisch und rachsüchtig gewesen, habe wüst mit Weibern gewirtschaftet; aber den Kaiser habe er verehrt wie einen Vater und Herrn, der Traum seiner Jugend wie das Ziel seiner Manneskraft sei gewesen, sein Leben auf dem Schlachtfeld für den Kaiser zu wagen. Er habe die Feinde nie gefürchtet, die von außen die Macht des Kaisers angegriffen hätten, noch die im Innern des Reiches sein Diensteifer gereizt hätte. Heilig über alles sei ihm der Kaiser gewesen, Huld und Lohn hätte er von ihm verdient; anstatt dessen gebe er ihn dem Henker preis. Zu spät werde er ihn zurückwünschen, er werde keinen finden, der ihm so ergeben sei wie er. Niemand werde ihn vor den Verrätern schützen, die ihn umringten, verlassen werde er sterben, arm und einsam wie ein heimatloser Bettler.

Während einige von Rußworms Rede erschüttert waren, machte der Vorsitzende des Gerichtes Miene, seine Lästerungen gegen die kaiserliche Majestät zu unterbrechen; indessen legte der Jesuit die Hand auf seinen Arm und hielt ihm mit traurigem Blick das Kruzifix entgegen. In Rußworms Zügen ging eine jähe und schreckliche Veränderung vor; er riß das Kreuz dem Geistlichen aus der Hand, drückte es an die Lippen und an das Herz und rief aus, indem er sich auf die Knie warf: „Mein Heiland Jesus Christus, vergib mir; ich sterbe gern als ein Sünder zu deinen Füßen.“ In dieser Stellung verharrte er schweigend, bis der Streich fiel, der ihn mit eins tötete.

Dieselbe Nacht war dem Kaiser unruhig verlaufen. Abends hatte er mit Philipp Lang, ein paar Malern und Frauen beim Weine gesessen, bis er plötzlich müde wurde und zu

Bett verlangte. Er wachte aber nach kurzem Schlaf wieder auf und wurde, je länger er sich schlaflos hin und her warf, desto aufgeregter. Philipp Lang, den er zu sich rufen ließ, durchschaute, daß er gern von Rußworm gesprochen hätte, aber nicht selbst anfangen mochte, und erzählte scheinbar beiläufig, der Verurteilte habe seine Schuld eingesehen und sich reumütig auf den Tod vorbereitet.

„Er ist ein trotziger Mensch," sagte der Kaiser. „Warum hat er meine Gnade nicht angerufen, da ich ihm doch immer ein milder Herr gewesen bin!" Er sei sich wohl bewußt gewesen, daß er sie nicht verdient habe, meinte Lang; auch habe er niemand außer sich selbst geachtet.

Er sei auch tüchtig gewesen, sagte der Kaiser. Ja er habe ihm Glück gebracht. Jetzt sei er von Verrätern umgeben und wisse nicht, wem er trauen solle.

Lang nannte diesen und jenen, der Rußworm weit überlegen sei, und führte Beispiele von dem verwahrlosten Zustande an, in den das Heer unter ihm geraten sei. Er habe nur den Vorzug plumper Tapferkeit besessen; der verstorbene Schwarzenberg habe stets an ihm getadelt, daß er alles besser wissen wolle als die anderen, daß aber seine Pläne unausführbar seien.

„Einer beneidet den anderen, und einer mißtraut dem anderen," sagte Rudolf. „Sie haben es im Grunde alle nur auf mein Geld abgesehen."

Wenn der Kaiser wollte Gnade walten lassen, sagte Lang vorsichtig, so könne niemand ihn an der Ausübung dieses göttlichen Rechtes hindern, wenn es hie und da auch böses Blut machen werde.

„Ich habe niemand als dich," sagte Rudolf klagend, „diejenigen, die mich ehren und lieben sollten, trachten nach meinem Leben. Mag der Rußworm übrigens sein,

wie er will, er war mir ergeben und war deshalb meinem Bruder Matthias im Wege, der ihn verleumdete. Sie haben es darauf abgesehen, daß ich in ihm mich selbst opfere." Er stand vom Bett auf und ging, auf Lang gestützt, im Zimmer auf und ab, das ein trübes Nachtlämpchen erhellte. Indessen kroch der Morgen an das Fenster; mit fiebrigen Augen sah der Kaiser zu, wie sich unten die Dächer und Türme spitz und fröstelnd in das kahle Zwielicht zu bohren begannen.

Wäre Rußworm der kaiserlichen Majestät so ergeben gewesen, sagte Lang, so hätte er nicht dermaßen frevelhafte Reden über sie führen sollen, wie viele gehört hätten; freilich sei er ja noch jung, und im Rausche könne man die Worte nicht wägen, Gnade sei immer wohl angewandt; wenn der Kaiser es wolle, so werde er schleunig einen Boten mit der Begnadigung auf das Rathaus schicken. Eile tue jetzt not, fuhr er fort, da Rudolf, sichtlich erleichtert, doch noch ein wenig zauderte, mit Tagesanbruch solle ja die Hinrichtung vollzogen werden; worauf er geschäftig die nötigen Anordnungen traf und dem Boten einschärfte zu laufen, so schnell ihn seine Beine trügen. Als derselbe vor dem Rathause ankam, wurde eben der in schwarze Tücher gewickelte Körper des Gerichteten auf einen Wagen geladen, um aus der Stadt geschafft zu werden.

Dieser Mißerfolg erschütterte den Kaiser im ersten Augenblick nicht sonderlich; denn er hatte sich inzwischen vorgestellt, was für unbequeme Folgen sein Eingriff nach sich ziehen könnte, und wie Rußworm vielleicht über seine Schwäche prahlen und ihn heimlich auslachen würde. Schon am selben Abend jedoch kam die Beängstigung wieder, und es gewann den Anschein, als sollte die Melancholie, die man schon überwunden glaubte, sich des Kaisers von neuem bemächtigen.

Der junge Maximilian von Bayern war zäh, ſchlau und herrſchſüchtig, verſtieg ſich in ſeinen Plänen aber nie zu hoch, ſondern zügelte ſie mit Geduld und Vorſicht, und wußte ſeinen Hochmut ſehr wohl mit einer ſcheinbaren Unterordnung unter die Jeſuiten zu vereinen, die jedoch bald merkten, daß ihre Macht über ihn nicht weiter ging, als ſein Vorteil zuließ, oder etwa als ihr Verſtand es über den ſeinigen davontrug. Das Äußere betreffend, war er gut gewachſen und hatte ein hübſches, regelmäßiges Geſicht, das freilich die Weichheit der Jugend früh verlor; ſeine Sinnlichkeit war feurig, und es konnte nicht fehlen, daß er in Liebesangelegenheiten geriet, denen er ſich mit Leidenſchaft hingab. Sein Beichtvater, dem bei den häufigen Geſprächen, die er mit Maximilian führte, dieſe Vorgänge nicht verborgen blieben, beſchränkte ſich zuerſt auf die Warnung, der Prinz ſolle Meiſter ſeiner Gefühle zu bleiben ſuchen. Nach einer Weile ließ er ſich häufiger darüber aus, was für Pflichten ein katholiſcher Regent in bezug auf die Weiber, insbeſondere ſeine Ehefrau habe; er ſei nämlich für ihr Betragen verantwortlich und müſſe ſie ſo ziehen und halten, daß ſie zu keinem Tadel, vielmehr zum Lobe Anlaß gebe. Vor allen Dingen dürfe er ihr keinen Einfluß auf die Regierungshandlungen geſtatten, denn für dieſe müſſe hauptſächlich der Wille Gottes und das Wohl der Kirche, teils aber auch die ſogenannte raison d'état oder Staatsvernunft maßgebend ſein. Es ſei deshalb notwendig, daß kein weiblicher Einfluß, wie er im Ehebett ſich allzu leicht geltend mache, ſich eines Fürſten bemächtige, und daß in ſeinen Verhältniſſen zu den Weibern die Neigung zurücktrete. Die fleiſchlichen Triebe, die der Natur des Menſchen anhafteten, dürften wohl befriedigt werden, aber es dürfe kein Verhältnis daraus er-

wachsen, das sein Fühlen und Denken dauernd in Anspruch nähme.

Zum ersten Male bemerkte der Beichtvater, daß sein sonst so williger Schüler ihm schweigend widerstrebte, weshalb er sich entschloß, die Gefahr, die sich hier entwickeln konnte, nachdrücklich zu bekämpfen. Er sprach eingehend über die Beschaffenheit des Weibes, die es wohl tauglich mache, ein Gefäß des Mannes, aber nicht würdig, seine Gefährtin zu sein. Viele Kirchenlehrer seien im Zweifel, ob das Weib fähig sei, in den Himmel, das heißt in die unmittelbare Nähe Gottes zu gelangen, als höchstens mittelbar durch den Mann, da es keine persönliche Seele habe und des Eigenlebens bar sei, insofern etwa mit den Tieren auf einer Stufe. Geschaffen sei die Frau, ebenso wie das Tier, damit der Mann sich seiner nach Bedarf bediene, und sei deshalb seiner fleischlichen Natur entsprechend und auf sie wirkend gemacht, als derjenigen Seite seines Wesens, mit der er selbst verwerflich und vergänglich sei. Nur eine Frau habe auf Erden gelebt, die rein und von der Gebrechlichkeit der Weiber frei sei, die heilige Jungfrau, und es sei die Meinung einiger gelehrter Väter des Ordens Jesu, daß das weibliche Geschlecht durch sie erlöst werden könne, während andere glaubten, daß Maria gewissermaßen die Darstellerin dieses niederen Geschlechtes sei, und dasselbe in ihr Anteil an Gott habe, ohne selbst über seine kurze tierische Existenz hinauszukommen. Dieses alles bedenkend, könne ein Fürst der Weiber sich wohl bedienen, wenn es nötig sei, solle sich aber nicht zu ihrem Knecht machen, vor ihnen scharwenzeln und kniebeugen, sie etwa gar vergöttern, wie manche heidnischer- und schamloserweise täten. Die Königin des Himmels, die von Engeln Getragene, die unbefleckt empfangen habe, der solle er sein

Herz weihen. Sie, die makellos Schöne, die unverwelkliche, nie sich entblätternde Rose, die wolkenlos Strahlende, die Holdselige, Gnadenreiche, Allverzeihende, sei die einzige Dame, der ein Fürst sich anbetend hingeben könne, ohne sich zu erniedrigen. Wer ihr hienieden nie wankende Ergebenheit bewiese, den würde ihre Lilienhand am Tore des Himmels empfangen, um ihn in der Ewigkeit für die kurze Spanne irdischer Entsagung zu entschädigen.

Solche Worte fachten allmählich Liebe zu der Himmelsjungfrau im Herzen des Prinzen an, freilich nicht ohne Kämpfe und Rückfälle. Um die Entwicklung zu befördern, legte der Beichtvater seinem Zögling allerlei geistliche Übungen auf, Versenkung in vorgeschriebene Betrachtungen, vielstündige Gebete und zwischendurch Geißelungen und Kasteiungen. In dem dadurch hervorgerufenen Zustande von Erregung erblickte der Prinz zufällig ein von dem Maler Rottmann verfertigtes Bild der Jungfrau Maria in einer von zahllosen Blumen durchsproßten Landschaft, von lachenden Engelskindern wie von einem Frühlingskranze umgeben, den Beschauer mit frauenhafter Güte und Lieblichkeit anlächelnd. Hingerissen von der Schönheit der unerreichbar Schwebenden, gelobte er ihr das reine Feuer seines Herzens und den Dienst seines ganzen Lebens, so daß er alle seine Taten in ihrem Namen und zu ihrer Verherrlichung tun wolle. Bald reiften ihm auch die Früchte seines Entschlusses, indem das Bewußtsein, der himmlischen Frau anzugehören, insgeheim mit ihr, der über allen irdischen Weibern, ja über allen Menschen Thronenden inbrünstig und auf ewig verbunden zu sein, ihn in erhabener Höhe unerschütterlich feststellte. Er begann die Frauen, die er mit der Vollkommenheit seiner Herrin verglich, geringzuschätzen und ungerührt an ihnen vorüberzugehen, während

sie durch seine strenge Zurückhaltung doppelt angezogen wurden. Es wäre ihm nicht schwer geworden, unvermählt zu bleiben; aber da er für einen Nachfolger zu sorgen hatte, heiratete er seine Base Elisabeth Renate von Lothringen, übrigens ohne daß der Zweck der Verbindung erreicht wurde. Die Alleinherrschaft der Jungfrau Maria im Herzen Maximilians wurde durch die Ehe nicht angetastet, gründete sich vielmehr mit den Jahren immer fester und sicherer. Die oft langwierigen Regierungsgeschäfte erhielten eine gewisse Süßigkeit durch die Vorstellung, daß es sich um ihr Land und ihr Volk handle, welches er, als der Statthalter der angebeteten Königin, um sie zufriedenzustellen, in einen möglichst heiligmäßigen Zustand zu versetzen habe.

Am pfälzischen Hofe war man der Meinung, daß die Katholiken zu einem großen Schlage ausholten, um die Protestanten zu vernichten; dafür sprachen allerlei bedenkliche Zeichen. Schon im Jahre 1601 war ein Reisender durch Heidelberg gekommen, der sich Brocardo Baronio nannte und ein Italiener zu sein vorgab, der zum protestantischen Glauben übergetreten sei und deshalb verfolgt werde, und da er sich ansehnlich und wohlredend zeigte, hatte man ihn im Schlosse empfangen. Dieser hatte allerlei häßliche Eröffnungen gemacht, wie daß eine Verschwörung unter den Katholiken bestehe mit dem Papst an der Spitze, daß eine ungeheure europäische Bartholomäusnacht vorbereitet und ein unauslöschlicher Blutstrom sich durch alle Länder ergießen werde. Die Schrift „De autonomia“, die von der Notwendigkeit, die Ketzer auszurotten, handelte, weil es nur *eine* Wahrheit gebe, und diese sei bei den Katholiken, bewies, wie sicher die Feinde sich fühlten. Denn wie hätten so unumwundene Gesinnungen und Drohungen sonst gedruckt

und veröffentlicht werden können? Den Räten, Lingelsheim, Loefenius, Schug, Camerarius, stieg das Blut heiß zum Kopfe, wenn sie sich vorstellten, in welcher Verfassung diese Gefahren die protestantische Partei antrafen. Während das Heer der Jesuiten und Kapuziner in zahllosen Wellen, Rinnsalen und Bächen zusammenfloß und mit einem Male alles Land überschwemmen konnte, blieben die Protestanten vereinzelt, untereinander entzweit, kaum auf Verteidigung bedacht, geschweige denn, daß sie den Angriff wagen könnten. Soeben kam Loefenius von Stuttgart zurück, wo eine Vermählung stattgefunden hatte, zu der der Kurfürst geladen war, was man hatte benutzen wollen, um eine Vereinigung mit dem Herzog von Württemberg zu erzielen und dadurch die Grundlage zu einer weiteren Union zu gewinnen. In Lingelsheims Bibliothek berichtete er seinen Kollegen von dem Mißerfolg seiner Sendung. Ihr Herr sei entweder auf der Jagd oder bei Tafel gewesen oder habe seinen Rausch ausgeschlafen. Einmal habe er ihn allein gesprochen, da habe er geweint, weil er wegen der Gliederschmerzen am letzten Turnier nicht habe teilnehmen können. Es sei aus mit ihm, er könne nie mehr gesund werden, er Loefenius, solle ihn trinken lassen, damit er sein Unglück vergäße; Geschäfte habe er das ganze Jahr, diese wenigen Tage sollte Loefenius ihm nicht vergällen.

„Die schwerste aller Lasten ist ein leichter Kopf," sagte Lingelsheim in lateinischer Sprache, „das gilt für den einzelnen wie für den Staat." Ob denn Loefenius nichts mit den Räten des Herzogs habe ausrichten können? Außer dem Enslin, sagte Loefenius, sei keiner, der ein klares Wort zu reden sich getraue, und Enslin sei ihm absichtlich ausgewichen. Er habe gehört, daß Enslin daran arbeite, die Lehensrechte, die Österreich über Württemberg habe,

abzulöſen, und daß er ſich deshalb den Kaiſer geneigt erhalten wollte. Bis das erledigt ſei, werde Württemberg dem Kaiſer in allen Dingen nachgeben und ſich auf nichts Verdächtiges einlaſſen. Jammervoll ſei es, wie am Hofe gehauſt werde, in einem Freudenhauſe könne es nicht ärger zugehen. Mehr als fünfhundert Perſonen zähle der Hofſtaat, und die Tafel ſei immer voll gedeckt. Der Herzog wolle durchaus eine ſtattliche Hofhaltung führen, obwohl doch wenig Adel im Württembergiſchen vorhanden ſei und das Land gedeihen könnte, wenn es nicht abſichtlich verderbt würde. Geld fließe wie Waſſer, und um es ſich zu verſchaffen, ließe der Herzog Goldmacher kommen und ſtecke ihnen Tauſende von Talern in die Taſche, bevor eine Erbſe groß Gold aus ihrem Tiegel komme. Schlau genug ſei der Herzog, aber er kümmere ſich nur noch darum, etwas ins Bett und in den Beutel zu bekommen, und der Enslin könne und wolle nicht über Württemberg hinausdenken.

Indeſſen hatte der Großhofmeiſter, Graf Solms, ſeine Not mit dem Kurfürſten, der, übellaunig von der Reiſe zurückkehrend, auf ſeine Gemahlin ſchimpfte, weil ſie ihm nicht entgegengekommen ſei, und in ihre Gemächer dringen wollte, um ſie zur Rede zu ſtellen. Er ſei eben nicht in dem Zuſtande, der hohen Frau aufzuwarten, ſagte Graf Solms ernſt; er habe getrunken und ſei nicht Meiſter über ſeine Zunge. „Deſto mehr über meine Fauſt," ſtammelte der Kurfürſt und rollte die Augen.

Wenn er ihn verhindern könne, ſeine edle Gemahlin zu beleidigen, ſo wolle er Leib und Leben daranſetzen, ſowohl ihretwegen wie ſeinetwegen.

„Warum verbirgt ſie ſich denn wie ein Weib, das ſeinem Eheherrn übelgeſinnt iſt?" ſchrie der Kurfürſt. „Hätte ſie mich geliebt, wie es ſich gebührt, ſo hätte ſie einen guten

Mann an mir gefunden. Willst du leugnen, daß ich ein gutherziger, nachgiebiger Mensch bin? Ich will doch sehen, ob ich ihren Stolz und Trotz nicht beugen kann! Ob sie mit ihrem Latein und Französisch einen Ausweg vor meinen Fäusten findet!"

Der Graf stemmte sich gegen die Tür und sagte ruhig: „Der Leib Eures Dieners ist Euer Schild, er schützt Euch gegen Tod und gegen Schande." Diese Worte und der vorwurfsvolle Blick des Grafen wendeten Friedrichs Sinn augenblicklich; er warf sich, in Tränen ausbrechend, an seine Brust und rief: „O mein Herz, mein treuester Johannes, ich tötete ja mich selbst in dir! Verlaß mich nicht! Denn was wäre ich ohne dich! Was habe ich dir getan, daß du mir die kaltherzige, ungehorsame Frau vorziehst und mich um ihretwillen deiner Liebe beraubst?"

„Weil ich Euch liebe," sagte Solms traurig, „will ich nicht, daß Ihr eine hohe Dame beleidigt, die Ihr vielmehr beschützen solltet," und fuhr fort, ihm in dieser Weise zuzusprechen, worüber er schläfrig wurde und zu Bett gebracht werden konnte.

Bei wiedererlangter Nüchternheit pflegte der Pfalzgraf Anwandlungen von Reue über die verübten Exzesse zu haben, besonders seit er dem vom Landgrafen Moritz bei Gelegenheit eines Familienfestes in Heidelberg gegründeten Mäßigkeitsorden beigetreten war. Moritz hatte es damals ärgerlich empfunden, daß der Stumpfsinn der Betrunkenen nicht die Art der Unterhaltung aufkommen ließ, die er liebte, und hatte den Vorschlag gemacht, man solle sich eine gewisse Beschränkung im Essen und Trinken auferlegen und zu diesem Zweck einen Verein stiften. Der Mensch sei zum Ebenbilde Gottes, nicht zum Ebenbilde von Affen und Schweinen geschaffen, denen er im Rausch ähnlich werde.

Es sei gar zu anstrengend, Mensch zu sein, sagte der Herzog von Württemberg, man müsse sich von Zeit zu Zeit in der Säuerei davon erholen. – So? sagte Moritz höhnisch, das sei je nachdem: ein Vierfüßler könne nicht lange aufrecht gehen, ihm würde es Mühe machen, auf allen vieren zu laufen. Gott habe den Menschen ja ein Bad der Erquickung gerichtet in der Betrachtung seiner Vollkommenheit und in der Erforschung der Weltwunder. Da der Mensch aus Gottes Geist geschaffen sei, könne ihm auch nur durch den Geist Leben zufließen. Freilich müsse man essen und trinken, um den Körper zu erhalten, mit dem der Geist verbunden sei; aber wenn man zuviel Holz in den Ofen schiebe, so ersticke das Feuer, um dessentwillen doch nur geheizt werde. Die Fürsten sollten dessen vor allen Dingen eingedenk sein, die ihren Untertanen ein Vorbild aufstellen sollten. Sie als christliche Fürsten möchten auch nicht einen Baal oder Moloch anbeten, der im eisernen Bauch Kinder verbrenne und sich mit Opferblut begießen lasse; so könnten sie auch christlichen Völkern nicht zumuten, Herren zu dienen, die im Sumpf der Völlerei heimisch wären. Wenn sie ihren Untertanen nicht das Beispiel eines edleren Lebens geben könnten, wozu wären sie dann da? Hätte Gott sie eingesetzt, damit sie sich desto besser besaufen könnten? Ein Fürst stehe auf beleuchteter Höhe, und sein Wandel müsse so sein, daß jeder ihn mit Lust betrachten und sich danach bilden könne.

Von solchen und ähnlichen Reden des Landgrafen Moritz wurde der Pfalzgraf endlich so erschüttert, daß er zu weinen anfing, dem Landgrafen um den Hals fiel und ihm sagte, er habe sein Gewissen geweckt, es sei alles wahr und richtig, er, der Pfalzgraf, wolle nun vom Saufen lassen und ein fürstliches Leben führen, damit die evangelische Wahrheit

durch ihn offenbar werde. Es wurde demnach zur Einrichtung des Ordens geschritten, wonach niemand bei einer Mahlzeit mehr als sieben Becher Wein trinken durfte; zu einem kleineren Maße wollte der Herzog von Württemberg, der aber hernach wieder austrat, sich nicht verstehen, da er meinte, Gott könne es nicht darauf abgesehen haben, die Fürsten und Herren verschmachten zu lassen. Außer dem Landgrafen Moritz und dem Pfalzgrafen traten dem Orden bei der Landgraf Ludwig von Hessen-Darmstadt, Moritzens Vetter, der Markgraf von Jägerndorff und einige Grafen von Nassau, Solms, Erbach und Leiningen.

Als Erfolg und Zuwachs wurde es in Heidelberg begrüßt, daß Landgraf Moritz von Hessen im Jahre 1603 den reformierten Glauben annahm. Auf einer Reise durch die Schweiz und Frankreich hatte er die Einrichtungen der reformierten Kirche durch eigene Anschauung und ihre Leiter persönlich kennen gelernt und einen Eindruck davon gewonnen, der seine schon bestehende Neigung verstärkte. In Basel, Zürich und Genf fand er Friedfertigkeit, Ordnung und Tüchtigkeit, sah er alle Kräfte des Gemeinwesens gesammelt, um eine harmonische Erscheinung hervorzubringen. Die Geistlichen, mit denen er sich unterhielt, schwärmten nicht in Geheimnissen, die sie allein besitzen wollten, vielmehr suchten sie die göttliche Vernunft allen zu entschleiern. Es schien ihm, als hätten die Menschen dort klarere und festere Gedanken, gesundere, regelmäßiger schlagende Herzen, und Ungeduld ergriff ihn, einen ähnlichen Zustand nach Deutschland, wenigstens nach dem ihm untergebenen Hessen zu verpflanzen. Den König von Frankreich, Heinrich IV., betrachtete er als noch der reformierten Religion zugehörig, soweit er ihn bewunderte; seine Fehler, die Ausschweifungen, die Liederlichkeit seines Ehelebens und allerlei Zwei-

deutigkeiten und Unregelmäßigkeiten schrieb er seinem Zusammenhange mit der katholischen Kirche zu. Er war überzeugt, daß Heinrich IV. sich im Herzen mit den Bekennern seines alten Glaubens einig fühlte, die auf der Seite seines guten Genius ständen, und sie in etwaigen Kämpfen und Nöten unterstützen würde. Dazu kam, daß seine zweite Frau, denn die zarte Agnes war nach neunjähriger Ehe gestorben, die sechzehnjährige, kluge Juliane, eine Oranierin war, reformierten Glaubens, eine Vertreterin des Geschlechtes, dessen Namen ein Meerhauch von Kraft und Freiheit umwitterte.

Mit einigen ergebenen Geistlichen arbeitete Moritz selbst die neue Verordnung aus, nach welcher vornehmlich die Änderung stattfand, daß alle Bilder aus der Kirche entfernt und beim Abendmahl das Brot zum Gedächtnis Jesu gebrochen und an die Gemeinde ausgeteilt werden sollte. Eines Sonntags trug ein Prediger in der Kasseler Hofkirche in einer größtenteils von Moritz selbst verfertigten Rede alle Gründe vor, die den Landgrafen zu der neuen Ordnung geführt hätten, forderte das Volk auf, sich damit bekannt zu machen, sie zu prüfen und etwaige Zweifel dem Landesherrn selbst vorzutragen, der bereit sei, jedem seiner Untertanen Antwort zu geben. Moritz war mit seiner Familie anwesend und folgte dem Vortrage aufmerksam und etwas ungeduldig; er hätte selbst zur Gemeinde gesprochen, wenn er es nicht für ziemlich gehalten hätte, an dem dem Gottesdienst geweihten Orte hinter dem dazu bestellten Geistlichen zurückzustehen. Seine hohe, elastisch aufrecht gehaltene Gestalt und sein Blick voll geistigen Feuers beherrschte die Zuhörer, so daß er den Eindruck gewinnen konnte, die Ausführungen seines Pastors hätten jedermann überzeugt.

Vor der Kirche blieb er im Gespräch mit seiner Frau

und seiner ältesten Tochter aus erster Ehe stehen und sah freundlich in die Runde, um diejenigen zu ermutigen, die etwa eine Frage stellen möchten. Als er einige bemerkte, die sich nähern zu wollen schienen, winkte er mit der Hand und forderte den nächsten auf, sich ohne Scheu zu erklären. Der Mann, ein Buchdrucker, sagte unter vielen Bücklingen, daß er belehrt zu werden wünsche, warum es denn sträflich sei, sich an Bildern zu erbauen, wofern man sie nicht anbete, was ein evangelischer Christ doch ohnehin nicht tue. Offenbar erfreut, daß er Gelegenheit bekam, seine Ansichten zu erörtern, sagte Moritz lebhaft und mit lauter Stimme: „Möge sich ein jeder an Bildern erfreuen, wenn sie gut gemalt sind und etwas Gutes darstellen; aber nicht in der Kirche und beim Gottesdienste, denn ein anderes ist die Kunst und ein anderes die Religion. Wir sind schwache Menschen und wider unser Wissen und Wollen geneigt, das Bild für das Wesen zu halten. Es steht geschrieben: ‚Gott ist ein Geist, und die ihn anbeten, sollen ihn im Geist und in der Wahrheit anbeten.‘ Das ist wohl zu begreifen, aber schwer ist es, danach zu leben. Wer möchte nicht vor bunten Bildern träumen und Gebete lallen? Wir sollen aber das Herz rein halten, die Gedanken hoch richten und nach Gottes Geboten tun.“

Der Mann wagte diesen entschieden gesprochenen Worten keins entgegenzusetzen; auch blickte der Landgraf schon auf einen anderen, einen alten Mann bäuerischen Ansehens, der, aufgefordert zu sprechen, mit verlegenem Lächeln sagte: „Der Herr Landgraf wird alles am besten wissen; aber unser Herr Pfarrer hat gesagt, wie der Luther das Abendmahl eingesetzt habe, so sei es gut, und dabei solle es sein Verbleiben haben.“

Diese Worte schienen den Landgrafen zu ärgern, aber er

zwang sich, gelassen zu bleiben und erwiderte: „Nun, mein Sohn, so vernimm meine Meinung gegen die deines Pfarrers. Gottes Allmacht kann Wunder tun, wenn er will, und ein Wunder ist es, daß ein im Fleische Geborener ohne Sünde war; aber Brot, das wir als Brot gebacken haben, bleibt Brot, denn Gott treibt keinen Schabernack mit uns. Glaubst du, er würde den himmlischen Leib seines Sohnes durch deinen schmutzigen Bauch gehen lassen? Wir sollen die Worte Gottes nicht nach unserer lockeren, schelmischen Phantasie auslegen, sondern sie so annehmen, wie er sie vor unseren Sinnen und unserem denkenden Geiste ausgebreitet hat."

Damit ließ er den Bauern, der fortfuhr, dreist oder verlegen zu lächeln, stehen und entfernte sich mit so schnellen Schritten, daß ihm Frau und Kinder kaum folgen konnten. Der Anblick eines Elefanten, den ein fremdartig orientalisch gekleideter Mann, die Trommel schlagend, eben auf den freien Platz vor dem Schlosse führte, stellte seine Laune sofort völlig wieder her. Er ließ den Mann durch einen Diener in den Schloßhof holen und rief selbst seine Tochter, seine ältesten Söhne und deren Hofmeister, den Züricher Grob, herbei, um ihnen das fabelhafte Tier zu zeigen. Die Mittagssonne überstrahlte den steingrauen Koloß, auf dessen gewölbtem Rücken ein kleiner Affe saß und an einem Apfel knabberte. Zuerst ließ sich der Landgraf von seinen Kindern die deutschen und lateinischen Namen sowie die Heimat der Tiere sagen, und nachdem er befriedigende Antwort erhalten hatte, forderte er Grob auf, sie nach seinem Wissen weiter über den Elefanten zu belehren, worauf dieser einige Beispiele von seiner Klugheit gab und über Nutzen und Verwendbarkeit des Elfenbeins berichtete. In Nürnberg allein würden jährlich viele tausend Pfund durch ge-

schickte Kammacher, Drechsler und Bildhauer verarbeitet. Auch das Äfflein, fügte er schmunzelnd hinzu, sei nicht durchaus zu verschmähen, wenigstens behaupteten einige Reisende und Kuriositätensammler, daß sich in seinem Leibe zuweilen ein köstlicher Stein, der Bezoar simiarum oder Affenstein finde, den die Apotheker teuer verkauften. Wie der Elefant auf ein Zeichen seines Herrn die Knie bog, gleichsam als ob er eine Reverenz vor dem Landgrafen mache, sagte dieser lebhaft, nun sehe man, wie unwahr es sei, was viele behaupteten, daß der Elefant keine Gelenke in den Beinen habe; er hoffe, es werde sich ein Gelehrter in Gießen oder Marburg finden, der etwas Gründliches darüber schreibe, damit nicht Märchen statt Naturwissenschaft verbreitet würden. Gleichzeitig winkte er mehreren jungen Leuten von Adel, die auf dem Schloßhofe spielten, und fragte, als sie mißtrauisch näher kamen, den einen von ihnen, ob er wisse, wie dies Tier heiße und woher es komme. Der Junge schüttelte verdrossen den Kopf, und auch die übrigen, die hinter ihm standen, schwiegen. Ob er wisse, wodurch sich der Mensch vom Tier unterscheide? Ob er wisse, zu welchem Zweck man die Natur und ihre Eigenschaften studiere? Ob er wisse, wozu man überhaupt etwas lerne? fragte der Landgraf schnell hintereinander, wobei er spöttisch lachte, so daß seine langen, gelben, etwas schief stehenden Zähne sichtbar wurden. Anstatt aller Antwort warf der junge Mensch einen feindselig tückischen Blick auf Moritz, der eben den Führer durch Zeichen aufforderte, er möchte den Elefanten knien lassen, damit sie aufsitzen könnten. Ob er nicht Lust hätte einen Ritt zu tun? fragte er dann den Jungen; er wisse ja gut mit Pferden umzugehen, so solle er wenigstens diese einzige Kunst, der er mächtig sei, zeigen. Dieser erschrak und machte Miene davonzu-

laufen, als plötzlich der Affe mit seinem angefressenen Apfel nach ihm zielte und ihn gerade auf die Backe traf. Während der Landgraf und der Hofmeister in helles Gelächter ausbrachen, heulte der Getroffene, das sei der Teufel, der Teufel habe ihm den Hals umgedreht, er wolle es seinem Vater sagen, er sei verloren und mehr dergleichen. Wieder ernst werdend, gebot ihm der Landgraf Schweigen und hielt eine Ansprache über die Unwissenheit und ihre Folgen, Aberglauben und Furchtsamkeit, und daß gerade der adelige Stand, der über die anderen zu herrschen sich anmaße, diesen Vorzug durch Bildung zu verdienen suchen müsse. Es sei jetzt meistens so, daß ein gemeiner Bürgerknabe die Söhne der Adligen belehren könne, das müsse anders werden, angeborene Würde tauge nur, wenn sie durch Tugend und Wissen besiegelt werde.

Nachdem er geendet hatte, wandte er sich wieder an seine Kinder und forderte sie auf, den Elefantenführer aus ihrem Taschengeld zu beschenken, tadelte den Erstgeborenen, Otto, der das seinige bereits für seidene Strümpfe ausgegeben hatte, und umarmte die zarte Elisabeth, die reichlich geben konnte. Der Mann wurde samt seinen Tieren aus der fürstlichen Küche gut bewirtet und dem Gesinde gestattet, die Fremdlinge in Augenschein zu nehmen.

Am nächsten Sonntag zeigte es sich, daß eine größere Abneigung gegen die reformierte Ordnung bestand, als der Landgraf gemeint hatte; denn während er auf einer kleinen Reise abwesend war, brach in der Hofkirche beim Gottesdienst ein Tumult aus, dem beinahe die amtierenden Geistlichen zum Opfer gefallen wären. Dies war für Moritz um so peinlicher, als er es grundsätzlich mißbilligte, in Angelegenheiten des Glaubens die Untertanen zu zwingen, und doch im Dienste der Wahrheit und Ordnung vorwärts-

kommen wollte. Vorzüglich erbitterte ihn der allgemeine Widerstand der Ritterschaft, von der er am ehesten erwartet hatte, sie würde ohne Weiterungen seinem Beispiel folgen als die dem Throne am nächsten Stehenden und ihm am meisten Verpflichteten.

Indessen entmutigten ihn solche Erfahrungen nicht, sondern regten ihn an, seine Tätigkeit zu verdoppeln. Stets sah man den unermüdlichen Mann beschäftigt: in der von ihm gegründeten Ritterschule, wo er die Aufsätze der Schüler verbesserte und besprach, im Gespräch oder Briefwechsel mit Gelehrten aller Art, auf der Reise in den verschiedenen Teilen seines Landes oder an den Höfen glaubensverwandter Fürsten, um sie zur Wachsamkeit anzuspornen. Die Aufmerksamkeit auf das nahe Jülich gerichtet, mahnte er die Ansprecher, welche hauptsächlich in Betracht kamen, sich über das schöne Erbe nicht zu verfeinden, sondern sich zu gemeinsamer Besitzergreifung zu verbinden, damit nicht ein Dritter zum Schaden des evangelischen Glaubens es an sich reiße. Einstweilen verpflichteten er und Kurpfalz sich, Brandenburgs gerechten Anspruch zu unterstützen; schwieriger war es, mit dem alten Herzog von Pfalz-Neuburg ins reine zu kommen.

In dem stattlichen Schlosse zu Neuburg an der Donau waltete dieser lutherische Fürst ehrbar und bedächtig, den Welthändeln im ganzen abgeneigt und der reichen Erbschaft, die ihm durch seine Jülich-Clevesche Gemahlin zufallen sollte, mit ebensoviel Mißtrauen wie Begehrlichkeit entgegensehend. Da sein Ländchen ihm nur eine geringe Summe an jährlichen Einkünften abwarf, hätte er die rheinischen Lande mit ihren gewerbfleißigen Städten gut gebrauchen können; doch beängstigten ihn die Verwicklungen, die der Besitzergreifung vermutlich vorausgehen mußten und die auszu-

fechten seine Macht allein nicht ausreichte. Von seinen drei Söhnen war der älteste ihm am meisten ungleich, ein hübscher junger Mann, der den Frauen gefiel, sowohl durch seine Beredsamkeit wie durch das verhaltene Selbstbewußtsein, das seine Erscheinung königlich umgab. Dessen Meinung war, daß man guttue, sich beizeiten nach wirksamer Hilfe in bezug auf Jülich umzusehen und sich deshalb mit Brandenburg und Kurpfalz in Verhandlungen einzulassen, während Herzog Philipp, sein Vater, mit den Reformierten nichts zu tun haben wollte. Er nannte sie Abtrünnige, deren Selbstüberhebung und Unabhängigkeitsgelüste etwas Teuflisches wären, und die man ebenso bekämpfen müsse wie den Greuel des Papismus.

Sein Vater habe zwar recht, sagte dagegen Wolfgang Wilhelm, doch müsse man die Politik vom Kirchlichen abtrennen. Sei Jülich erst einmal in seinen Händen, werde er natürlich das Luthertum dort einführen. Was schade es, wenn Reformierte zu diesem Zweck beitrügen? Heftig und entschieden auf seinem Willen zu bestehen, war indessen seine Art nicht, nur gelegentlich ließ er Eltern und Brüder etwas von seinen Wünschen und Plänen merken. Die Brüder waren zu bescheidener Unterordnung unter den ältesten erzogen; doch ertappte sich der zweite, August, zuweilen auf einem Gefühl des Mißtrauens, ja der Abneigung gegen ihn, das er im Bewußtsein seiner Sündigkeit zu bekämpfen suchte. Johann Friedrich dagegen, der viel jünger war, sah in Wolfgang Wilhelm die Verkörperung des Edeln, der Schönheit und Liebe, und er dachte nicht ohne seliges Beben an den Augenblick, wo es ihm gelungen war, seine wohlgeformte weiße Hand zu küssen, als sie sich gerade schön gebogen auf einer karminroten Damastdecke ausbreitete.

Meistens beschäftigten sich Wolfgang Wilhelms Träume

mit seinem künftigen Reich am Rheine; denn Neuburg hielt er für etwas Ungenügendes und Vorläufiges. Es wurmte ihn, daß er die Erbschaft mit Brandenburg teilen sollte, und da es ihm schwer möglich schien, den mächtigeren Fürsten ganz zu verdrängen, malte er sich aus, wie er sich durch Heirat mit einer brandenburgischen Prinzessin zum Herrn des Ganzen machen könne. Um seinen Vater mit der Heirat auszusöhnen, würde er sie zu seinem Glauben bekehren, was er sowieso für notwendig zum ehelichen Glücke hielt. Er beschloß, sich ihr Bild zu verschaffen, und suchte eine Gelegenheit, sie zu sehen; denn ohne Liebe wollte er nun einmal keine Ehe eingehen. Für alle Fälle schien es ihm gut, sich auch andere Fürsten warm zu halten, und da kam unter den Verwandten der Herzog Maximilian von Bayern in Betracht als derjenige, dessen Freundschaft am meisten nützen, wie seine Feindschaft am meisten schaden konnte. Dieser Einsicht verschloß sich Herzog Philipp Ludwig nicht; doch schien ihm in dem Verkehr seines Sohnes mit dem erzkatholischen Vetter etwas Hochbedenkliches zu liegen. Er hatte darüber mit seinem Vertrauten, dem Hofprediger Heilbrunner, eine lange Unterredung, in der er sagte, sie hätten nun gottlob in seinem Lande den Irrglauben vollständig ausgerottet, die Saat des Lutherischen Wortes sei herrlich aufgegangen, so daß Gottesfurcht und gute Sitte bei den Untertanen herrsche, soweit es die menschliche Schwachheit zulasse. Ob er nicht ein gefährliches Beispiel gebe, wenn er seinem ältesten Sohn erlaube, sich da, wo des Teufels Unkraut am üppigsten wuchere, vertraulich umzutreiben, das Gift, das die alte Hure von sich gebe, einzuatmen, wohl gar abergläubischen und gottesschänderischen Gebräuchen scheinbar beifällig beizuwohnen? Ob er das vor seinem Gott verantworten dürfe?

Das sei alles nur zu wahr, antwortete sorgenvoll der Prediger; doch müsse der Herzog auch bedenken, zu welcher Glaubensfestigkeit sein Sohn erzogen sei, und wie man nicht zu fürchten brauche, daß der Antichrist etwas über ihn gewinne, wie er vielmehr auf die Verstocktheit der Glaubensfeinde wirken könne, und daß der Mensch den feingesponnenen Plänen des Herrn nicht vorgreifen solle. Freilich dürfe es nicht so weit gehen, daß der junge Herr in Person dem Baalsdienst beiwohne, wovor er aber durch die Keuschheit seines Gewissens oder durch eine väterliche Verordnung bewahrt werden könne.

Mit dementsprechenden Ermahnungen versehen, trat Wolfgang Wilhelm die Reise nach München an, wo er mit dem Herzog Maximilian gut auskam, obwohl dieser bald merken ließ, daß er sich die Bekehrung des jüngeren Vetters zum Ziel gesetzt hatte. Wolfgang Wilhelm widersprach ihm nicht mit hitzigem Eifer, wie die Lutheraner zu tun pflegten, sondern hörte achtungsvoll an, was Maximilian in Glaubenssachen vorbrachte, ohne von seinem Standpunkte abzuweichen, und nötigte den Gegner dadurch, mit seinem Gaste auch seinerseits vorsichtig und rücksichtsvoll umzugehen.

Am liebsten hielt sich der alte Philipp Ludwig zum Herzog von Württemberg, von dem ihn keine gleichartigen Ansprüche trennten, während das gemeinsame Bekenntnis des Luthertums sie verknüpfte; aber es war schwer, dem Herzog Friedrich beizukommen, der von besonderen Grundsätzen beherrscht war, die Philipp August nicht durchschauen konnte. Um wegen der Ablösung der österreichischen Lehensrechte sich die Gunst des Kaisers zu erhalten, hielt er sich beiseite, wenn die Glaubensgenossen etwas unternehmen wollten, um ihre Rechte zu wahren, wollte es aber doch nicht mit ihnen verderben und verwickelte sich dadurch oft in Widersprüche.

Einmal brachten es die Umstände dahin, daß der Markgraf von Baden ihm gewisse Gebietsteile abzutreten versprach, wenn er einen Vertrag mit Neuburg abschlösse, worauf jener, Herzog Friedrich von Württemberg, ohne Besinnen einging, um sich die billige Erweiterung nicht entgehen zu lassen. Auch wäre ihm das Neuburger Bündnis recht gewesen, wenn nicht Neuburgs Verfeindung mit Kurpfalz dazwischengestanden hätte, dem Württemberg schon durch Verträge verpflichtet war. Wie nun die neuburgischen Gesandten nach Stuttgart gereist kamen, um den Vertrag abzuschließen, an welchem Philipp August viel gelegen war, entwich Herzog Friedrich rasch auf sein Schloß Tübingen, und als sie ihm dahin folgten, auf ein anderes, und so fort, bis sie es aufgaben und unverrichteter Sache und sehr erstaunt nach Neuburg zurückkehrten.

Mit der Feindschaft zwischen Pfalz-Neuburg und Kurpfalz hatte es folgende Bewandtnis: Bei der zunehmenden Hinfälligkeit des Kurfürsten Friedrich mußte man, da sein Sohn und Nachfolger noch im kindlichen Alter stand, beizeiten in Heidelberg an die Vormundschaft denken, die nach alten Verträgen dem neuburgischen Vetter zustand. Die Pfälzer hielten es aber für bedenklich, dadurch dem Luthertum eine Pforte zu öffnen, und wandten sie dem reformierten Herzog von Zweibrücken zu, mit dem Kurpfalz ohnehin im engsten Einvernehmen stand. Eine so gewaltsame Verkürzung seiner Rechte kränkte den Herzog von Neuburg um so mehr, als er sich in der Tat Rechnung darauf gemacht hatte, diese Gelegenheit zur Ausbreitung des lutherischen Bekenntnisses zu benutzen.

Außer der Jagd und den Trinkfesten nahmen Liebessachen die Zeit Herzog Friedrichs von Württemberg in Anspruch. Er hatte mehrere Jahre mit einem ehemaligen Hoffräulein

seiner Frau gelebt, die ihm bereits langweilig zu werden anfing, als er die fünfzehnjährige Tochter eines Sängers aus seiner Kapelle sah, deren spröde Jugend ihn entzückte, und die zu voller Blüte anzufachen er sich sofort unwiderstehlich getrieben fühlte. Mit der Entlassung der bisherigen Geliebten wurde der Hofprediger betraut, der sich denn auch seufzend anschickte, die Frau in Kenntnis zu setzen. Sie solle sich, riet er ihr, zu ihrer Familie begeben oder sonst einen entlegenen Ort wählen, wo sie in der Stille weilen könne; denn in der Nähe des Herzogs sei ihres Bleibens nicht länger, ihre Gegenwart sei ihm unleidlich, weil sie ihn an begangenes Unrecht erinnere. Es bleibe ihr somit nichts anderes übrig, als den Willen des Herzogs zu respektieren und sich zu bessern.

Die fassungslose Dame war den Ratschlägen und Vorstellungen des Predigers nicht zugänglich und wußte sich den Zutritt zum Herzog zu erzwingen. Dieser fing an mit kurzen, schnellen Schritten im Zimmer auf und ab zu gehen und laut über ihr ungehorsames, widerspenstiges, unartiges Wesen zu klagen. Unmöglich sei es, mit einem solchen Weibe zu leben, zu lange schon habe er es ertragen, anstatt ihm dankbar zu sein, habe sie ihn unglücklich gemacht; wenn er nicht schleunig von ihr befreit werde, müsse er zugrunde gehen. Indem sie sich auf den Boden warf und seine Füße umschlang, erinnerte sie ihn unter Tränen an seine Liebesschwüre, vergangenes Glück und dergleichen, wie er an einem lieblichen Frühlingsabend unter einem blühenden Birnbaum sie, die Verzagte, an sich gezogen und sich verschworen habe: die Zunge solle ihm verfaulen, wenn er je ein unholdes Wort zu ihr spreche!

„Ja," schrie der Herzog wütend, „damals liebte ich dich, und jetzt hast du meine Liebe verscherzt, das ist ein Unter-

schied!" Wenn sie sich jetzt in anständiger Verborgenheit halten und ihre Zunge hüten wolle, fuhr er ruhiger fort, wolle er etwas für sie tun; führe sie aber fort, ihn zu erzürnen, so werde er sie einsperren und gebührend bestrafen.

Nachdem diese Person beseitigt war, erhielt der Hofprediger den Auftrag, die Herzogin davon in Kenntnis zu setzen, was ihn veranlaßte, den Herzog mit vorsichtigem Augenblinzeln zu fragen, ob er etwa das neue Dirnlein auch anweisen müsse. Der Herzog zog zuerst die Brauen zusammen, schlug dann aber ein lautes Gelächter auf und sagte, nein, darauf verstehe er sich besser.

Die Herzogin, eine Prinzessin von Anhalt, sah ihren Gemahl nur noch selten. Sie beschäftigte sich damit, in der Bibel zu lesen und Stücke daraus, die sie besonders liebte, in französische Sprache zu übertragen. Beinah täglich empfing sie den Besuch des Hofpredigers, mit dem sie sich über theologische Fragen unterhielt, und von dem sie über die Vorgänge am Hof und im Lande unterrichtet wurde. Als er ihr von der Verabschiedung der letzten Geliebten ihres Mannes Mitteilung machte und zugleich ihre Mildtätigkeit für die Verstoßene in Anspruch nahm, bemerkte er, daß das blasse Gesicht der Herzogin sich rötete und den Ausdruck hoffender Erwartung kaum zurückhalten konnte. Er betrachtete sie verwundert und schwieg eine Weile in großer Verlegenheit, während er sich mit einem Tüchlein den Schweiß von der Stirn wischte. Dann erwähnte er behutsam das kleine Mädchen, das die Aufmerksamkeit des Herzogs erregt habe, und für dessen Zukunft er väterlich sorgen wolle, weswegen es in der Nähe des Schlosses einquartiert sei. Die Augen der Herzogin erloschen wieder, und sie sagte, sich auf ihr ehemaliges Hoffräulein beziehend, sie wolle sie gern nach ihrem geringen Vermögen unterstützen, wenn ihre Eltern es

nicht täten. „Ich habe es ihr vorausgesagt," fuhr sie fort, „daß es so kommen würde, denn ich kannte meinen Herrn. Sie stand ein wenig beschämt vor mir, aber doch sah ich, wie glücklich und wie stolz und eigensinnig sie war, und konnte von ihrem Gesicht, das wie Apfelblüten leuchtete, ablesen, was sie dachte: Du kennst ihn nicht, du Armselige! Du freilich vermagst ihn nicht zu fesseln! Keine vermöchte es! Aber ich, ich! Mich, die Allerlieblichste, wird er niemals verlassen! – Es ist nur Gott," setzte die Herzogin gedankenvoll hinzu, „der uns niemals enttäuscht, weil er die Vollkommenheit ist. Aber unsere Seele, die der niedrigen Erde verwachsen ist, erreicht den Himmel nicht immer."

„Das Gebet, das liebe Gebet trägt uns hinauf," sagte der Pfarrer und fing an, allerlei kuriose Geschichten von der Wunderwirkung des Gebetes zu erzählen, womit er die Herzogin schließlich sogar zum Lachen brachte.

Eines Vormittags trat in die Apotheke ein in Pelzwerk und einen bunten Kaftan wunderlich gekleideter Mann, der Antimon, Merkur und Flos ferri zu kaufen verlangte und um Erlaubnis bat, in irgendeinem Nebenraum der Apotheke einige Versuche damit machen zu dürfen. Er bediente sich dabei der lateinischen Sprache, die er mit deutschen, fremdartig ausgesprochenen Wörtern vermengte. Der Apotheker, der in dem Manne sofort einen Adepten erkannte, antwortete zögernd, das Goldmachen, worauf er augenscheinlich ausgehe, sei im Württembergischen eine weitaussehende, gefährliche Sache, die allerlei Unvermutetes nach sich zu ziehen pflege. Er selbst sei auch in der Wissenschaft nicht unerfahren, hielte aber die Hände davon und riete auch dem Fremden, seine Kenntnisse als ein vorsichtiger Mann geheimzuhalten. Es waren unterdessen mehr Leute in den Laden getreten, deren Neugier durch die auffallende Er-

ſcheinung des Reiſenden, ſeinen hohen Pelzhut, die große ſilberne, mit farbigen Steinen beſetzte Schnalle, die den ſcharlachrot gefütterten Kaftan zuſammenhielt, erregt wurde. Obwohl der Apotheker warnend den Finger auf den Mund legte, ließ der Fremde ſich nicht bitten, ſondern ſchwatzte bereitwillig von ſeiner Kunſt und zeigte ein in einem gläſernen Büchschen verſchloſſenes pfirſichblütenfarbenes Pulver, mit deſſen Hilfe er ſich rühmte, ganz Stuttgart mit purem Golde überziehen zu können. Als er wiederum mit dem Apotheker allein war, mahnte ihn dieſer ernſtlich, nunmehr flugs die Stadt zu verlaſſen, bevor ſeine Anweſenheit dem Herzog hinterbracht ſei; denn dieſer ſei nun einmal auf das Goldmachen erpicht und würde ihn nicht eher loslaſſen, als bis er ſeinen Durſt nach dieſem Metall vollkommen geſtillt habe. Vor einigen Jahren ſei auch einer gekommen, den habe der Herzog wie einen Heiland empfangen, ihn zum Feldmarſchall und Oberjägermeiſter ernannt, ihn bei Tiſche neben ſich ſitzen laſſen und ihm ſelbſt das Fleiſch vorgeſchnitten und den Wein eingeſchenkt. Nächtelang habe der Herzog ihm zugeſehen, wie er im Laboratorium gemiſcht und gekocht habe, ja einige behaupteten ſogar, er habe ihn umarmt und Herzbruder genannt. Wie aber die Taler und das Gold haufenweiſe in den Taſchen des Adepten verſchwunden ſeien, in ſeiner Pfanne aber nichts geraten ſei, habe ihn der Herzog in billiger Entrüſtung am Galgen aufhängen laſſen.

Das habe der Betrüger denn wohl auch verdient, ſagte der Fremde mit einem überlegenen Lächeln; ihm könne es ſo nicht gehen, denn er ſei im Beſitze des wahren Arkanums, er führe den echten Bräutigam in die Kammer, der die Braut nicht ungeſegnet aus dem Feuerbett laſſen werde.

Ach, ſagte der Apotheker, das werde ihm auch nicht

helfen, an einem Bröcklein oder Häuflein Gold werde sich der Herzog niemals genügen lassen; so viel, wie der haben wolle, könne ein armer Adept gemeiniglich doch nicht produzieren, da müsse er schon mit dem Teufel im Bunde stehen. Er hatte kaum ausgesprochen, als einer vom Hofstaat des Herzogs in die Apotheke trat, ein höfliches Gespräch mit dem Fremden anknüpfte und ihn aufforderte, einige Experimente im Schlosse zu machen; der Herzog habe ein vortreffliches Laboratorium und wolle sich gern von einem erprobten Künstler unterweisen lassen. Es hatte nämlich einer von den Bediensteten der Hofküche, der gerade Einkäufe an Gewürzen und Leckereien in der Apotheke machte, die Neuigkeit von der Anwesenheit des Wundermannes in das Schloß getragen, worauf Herzog Friedrich Befehl gegeben hatte, ihn einzuladen und, koste es, was es wolle, zu ihm zu führen. Der Fremde erschrak ein wenig, wollte es aber nicht merken lassen und bestellte, sich gewaltig aufblasend, noch allerlei Tinkturen und Mineralien bei dem Apotheker, der ihm, während er alles zusammentrug, kläglich zuzwinkerte.

Billigten die Theologen das Treiben ihres Herrn auch nicht, so dankten sie es ihm doch, daß er sie ungestört in ihrem Kreise walten ließ und nicht etwa wie andere Fürsten kalvinistische Umsturzgelüste hatte. Die Lutheraner hatten nach ihrer Meinung eine felsensichere Stütze in der Augsburgischen Konfession, als die von Kaiser und Reich verbürgt sei, und glaubten, es könne nur über die Kalviner hergehen, die kein Recht und keine Sicherheit erworben und auf nichts Schriftliches pochen könnten.

Da fiel ein Ereignis vor, welches die Evangelischen in weitem Umkreis aufschreckte und auch den Bequemeren zu denken gab. Zunächst hatte es nicht viel zu bedeuten, daß

in der evangelischen Reichsstadt Donauwörth, wo sich ein katholisches Kloster befand, eine Prozession wider das Herkommen außerhalb der Kirche mit fliegenden Fahnen umzog und von angriffslustigem Straßenvolke belästigt wurde; aber unversehens nahm die Sache ein ernsteres Aussehen, da die Katholischen sich klagend an den Kaiser wandten, der Stadtrat aber, von der trotzigen Bürgerschaft gedrängt, nicht nachgeben wollte. Hin und wieder wurde vermittelt und beraten, aber keine Verständigung erzielt, worauf der Kaiser endlich über die hartnäckige Stadt die Acht verhängte und den Herzog von Bayern zum Vollstrecker derselben erklärte. Dieser eigenmächtige Akt rief allgemeine Entrüstung unter den Evangelischen hervor, und auch die Katholischen billigten ihn nicht alle, teils aus Eifersucht auf Bayern, teils weil die Berechtigung dazu augenscheinlich bestreitbar war. Am meisten regte sich der alte Herzog von Neuburg als der Nachbar von Donauwörth und Bayern auf; denn er zweifelte nicht daran, daß Maximilian bei dieser Gelegenheit sein Gebiet überziehen und überhaupt gegen alle Ketzer auf einmal ausholen würde. Er schickte Boten nach allen Seiten: nach Donauwörth, um ihm Hilfe zu versprechen und es zum Ausharren zu ermuntern, nach der Stadt Ulm und nach Württemberg, um auf freundnachbarliche und glaubensverwandte Unterstützung zu dringen, ja sogar nach Kurpfalz, um anzuklopfen, wessen man sich in der Not von dort zu gewärtigen habe.

Auch dem Herzog von Bayern war nicht durchaus wohl zumute. Er hatte längst ein Auge auf die Stadt Donauwörth geworfen, an welche er alte Rechte haben wollte, und hatte deshalb die Gelegenheit sich einzudrängen gern ergriffen; aber er verhehlte sich nicht, daß er damit das Pfand noch nicht im eigenen Sacke hatte, und wenn er nach

vollzogener Acht wieder abziehen mußte, so hatte er umsonst viele Kosten aufgewendet, die ihm weder die kleine Reichsstadt noch der in Schulden fast ertrinkende Kaiser ersetzen würde.

Jocher, sein klügster und fleißigster Rat, mußte den Fall vom rechtlichen Gesichtspunkt untersuchen und kam zu dem Schlusse, daß kein Rechtstitel vorhanden sei, unter dem der Herzog Anspruch auf die Reichsstadt erheben könne; indessen ließen sich, wenn der Herzog wolle, schon Umwege zum Ziele finden, und einen solchen biete eben die Geldfrage. Er müsse nämlich die Rechnung über die aufgewendeten Kosten von vornherein so groß machen, daß der Kaiser in absehbarer Zeit nicht daran denken könnte, sie zu bezahlen, und also die Sache stillschweigend veralten und verjähren lassen müsse.

Nun blieb freilich immer noch zu fürchten, daß die Stadt sich klüglich der Gnade des Kaisers unterwürfe, was beiden, der Stadt und dem Kaiser, das Liebste gewesen wäre; aber dies unterblieb auf das Drängen einiger Heißsporne, die das Volk mit dem verheißenen Beistand der Glaubensgenossen vertrösteten. Der Herzog von Neuburg wollte sich hervorwagen, wenn die Stadt Ulm den Anfang machte; da sich diese aber auf Württemberg verließ, welches nicht geneigt war sich einzumischen, so rührte sich keiner, und es blieb der verlassenen, vor der heranrückenden Macht des Herzogs heftig erschrockenen Stadt nichts übrig, als sich dem gestrengen Herrn zu unterwerfen. In seinem Gefolge waren mehrere Jesuiten, die den Auftrag hatten, die Bürgerschaft in der Weise zum katholischen Glauben zu bekehren, daß das gegebene Wort des Herzogs, gewaltsame Mittel sollten dazu nicht angewandt werden, dabei bestehen könne.

Die evangelischen Fürsten ärgerten sich nicht wenig, daß

die glaubenstreue Stadt so liederlich verloren gegangen war, und daß der hochmütige und habgierige Bayernherzog eine so geschwinde und billige Beute hatte gewinnen können, und der Drang, das Geschehene in etwas gutzumachen und ähnliche Verstöße in Zukunft zu verhindern, befeuerte sie zu einer gewissen Einmütigkeit und Tatkraft. Von dem herzhaften Christian von Anhalt zusammengehalten und angespornt, brachten sie ein Bündnis zuwege, das sie Union nannten, und das seinen eigentlichen Rückhalt, da sich im Reiche genügende Kraft nun einmal nicht aufbringen ließ, in einem heimlichen Freunde, dem Könige von Frankreich, Heinrich IV., finden sollte. Hessen-Kassel und Kurbrandenburg wurden im folgenden Jahre für die Union gewonnen, Kursachsen hingegen, obwohl die eigentliche Vormacht der Evangelischen, ebenso Herzog Heinrich Julius von Braunschweig-Wolfenbüttel blieben mißbilligend abseits.

Einer von den Söhnen Kaiser Rudolfs, Don Giulio d'Austria, war durch die Ordnungslosigkeit seiner Lebensführung so anstößig geworden, daß der Vater ihn nach der Herrschaft Krummau entfernt hatte, wo er weniger bemerkt wurde, und wo die Einwohnerschaft sehen mußte, mit ihm auszukommen. Das zügellose Benehmen des jungen Bastards erschöpfte jedoch endlich ihre Geduld; er verfolgte Mädchen und Frauen auf der Straße und bis in die Häuser und behandelte die Männer, die es ihm wehren wollten, als rebellischen Pöbel, den er zu strafen wissen werde. Daraufhin wurde er vom Kaiser wohl einmal zur Ordnung gewiesen, ohne daß jedoch etwas Wesentliches geändert wurde. Nun lernte Don Giulio bei einem Tanz, wo er sich eingedrängt hatte, die Tochter eines Barbiers kennen, ein scheues, mehr liebreizendes als schönes Mädchen, in die er sich ver-

liebte und die er so an sich zu ziehen wußte, daß sie ihre Eltern verließ, um als seine Geliebte bei ihm zu wohnen. Seine nicht unedle Erscheinung, sein leidenschaftliches und zugleich hochfahrendes Wesen machten sie so sehr zu seiner Sklavin, daß sie sich selig pries, den Staub von seinen Füßen küssen zu dürfen, und daß eine Liebkosung von seiner Hand ihr fast die Besinnung raubte. Alle Versuche der Eltern, ihr Kind zurückzuholen, waren vergeblich; er jagte sie fort mit dem Bedeuten, es sei ihr freier Wille, ihm in seinem Hause als Magd zu dienen.

In einer Nacht jedoch kam das Mädchen schwerverwundet vor die Tür ihres Elternhauses und ließ sich jammernd in ihr verlassenes Bett tragen; den Prinzen hatte, als sie in seinen Armen lag, plötzlich eine Raserei ergriffen, so daß er sie würgte, sie in die Brust biß und sie ermordet hätte, wenn auf ihr Schreien nicht ein Diener gekommen wäre und ihr die Flucht ermöglicht hätte. Wider Erwarten genas das Mädchen unter der Pflege der Eltern, die es nun ängstlich im Hause hüteten. Trotzdem gelang es Don Giulio, ihr Briefe zuzustecken und auch selbst einzudringen; allein der Vater warf ihn hinaus und rief, um sein Kind vor ferneren Nachstellungen zu sichern, den Schutz des Statthalters von Krummau an. Dieser verwünschte im Herzen den unbequemen Bastard, gab aber doch seinem herrischen Drängen und Drohen nach und ließ es zu, daß der Barbier, weil er den Sohn des Kaisers angegriffen hätte, ins Gefängnis geworfen wurde. Nun erreichte Don Giulio seinen Willen; denn die furchtsame Mutter glaubte durch Nachgiebigkeit Gnade für ihren Mann erkaufen zu müssen, und das Mädchen vermochte, wiewohl es sich entsetzte und verloren gab, keinen Widerstand zu leisten. Durch Demut und Zärtlichkeit suchte sie einen neuen Ausbruch seiner seltsamen

Wut zu beſchwören, indes er ſie mißtrauiſch beobachtete, weil es ihm ſchien, als ſei ſie traurig und verlange nach Hauſe. So waren mehrere Wochen vergangen, als er eines Abends, nachdem er mehr Wein als gewöhnlich getrunken hatte, ſie aufforderte, ſich zu ihm zu ſetzen und mit ihm zu trinken. Ihre Weigerung reizte ihn, und es kam ein Blick in ſeine Augen, der ihr eine ſchreckliche Erinnerung einflößte und ihre Glieder lähmte. Als er ihre Angſt ſah, verriegelte er Tür und Fenſter, warf ſie auf das Bett und ließ nicht von ihr ab, bis ſie tot war; ihren empfindungsloſen Körper zerriß und zerhackte er, worauf ihn plötzlich die Kräfte verließen.

Das geſchehene Unglück ſuchte man nach Möglichkeit zu vertuſchen. Der Barbier, der im Gefängnis ſchwer erkrankt war, wurde zunächſt darin gelaſſen, damit ſein Geſchrei das Übel nicht vermehre; ſpäter dachte man, wenn es noch nötig ſei, ihn durch Geld abzufinden. Freilich ſah der Statthalter ein, daß ernſtliche Maßnahmen getroffen werden müßten, um den Unhold an der Ausübung weiterer und vielleicht empfindlicherer Abſcheulichkeiten zu verhindern.

Philipp Lang unternahm es, den Kaiſer von dem Vorgefallenen in Kenntnis zu ſetzen, machte aber durchaus nicht den Eindruck damit, den man gefürchtet hatte. Das Mädchen hätte ſich vorſehen ſollen, meinte der Kaiſer, man könne nicht für jede Hure in der Welt aufkommen. Das ſei wohl wahr, ſagte Lang; aber es ſei doch wohl an dem, daß der junge Herr ein wenig hauptkrank ſei, wie die Ärzte wiſſen wollten, und man tue daher vielleicht am beſten, wenn man ihn der Bewachung eines geſchickten Arztes ſowie eines Geiſtlichen anvertraue, die wechſelweiſe mit Purganzen und Bußpredigten, wie es ſich eben ſchicke, ihren Vorteil an ihm wahrnehmen könnten. „Meinetwegen," ſagte der Kaiſer;

man ſolle nur gründlich mit ihm abfahren, ihm ſei alles gleich. Seine Söhne taugten nichts, frönten auf ſeine Koſten einem üppigen Leben, ohne es ihm zu danken. Er ziehe jetzt die Hand von Don Giulio ab, und es dürfe bei ſeiner Ungnade künftig nicht mehr von ihm geredet werden.

In der habsburgiſchen Familie wurde dieſe Geſchichte Don Giulios mit Schadenfreude und Entrüſtung beſprochen und beſtärkte ſie in der Meinung, mit Rudolf gehe es abwärts, und ſie müßten ſich zuſammenſchließen, damit er nicht das ganze Haus in den Abgrund ziehe. Schon im Jahre 1606 hatten ſie unter ſorgfältigen Vorkehrungen zur Geheimhaltung ihres Unterfangens einen Vertrag abgeſchloſſen, nach welchem Matthias, als der Älteſte, zu ihrem Haupt angenommen werden und befugt ſein ſollte, im Falle der Not etwas Entſcheidendes vorzunehmen.

Rudolf hatte ſich, nachdem er ſeines treuen Feldherrn beraubt war, dazu bewegen laſſen, daß er Matthias in dem noch immer fortdauernden Türkenkriege den Oberbefehl übertrug, und unter deſſen Leitung war es zu einem nicht gerade ungünſtigen Friedensvertrage gekommen. Als nun aber der Vertrag dem Kaiſer vorgelegt wurde, weigerte er ſich zu unterſchreiben, weil darin ſchimpfliche Verluſte für ihn vorgeſehen wären; der Krieg, ſagte er, ſolle bis zur vollſtändigen Unterwerfung des Feindes fortgeſetzt werden. Dagegen war zu erwidern, daß es zur Fortführung des Krieges an Geld fehle, daß die Ungarn ſich mit den Türken verbinden würden, und daß es dem doppelten Angriff zu widerſtehen noch weniger möglich ſein würde; aber Rudolf entgegnete, er wiſſe recht gut, daß Matthias durch den Frieden das Heer frei bekommen wolle, um es nach Prag zu führen und ihm, ſeinem Bruder, die Krone zu entreißen; dahin wolle er es nicht kommen laſſen.

Diesen Verdacht galt es dem Kaiser auszutreiben, und da Matthias sein Gewissen nicht rein fühlte, auch die Abneigung des Bruders gegen seine Person sich nicht zu überwinden getraute, machte sich Khlesl nach Prag auf, um den Kaiser von seines Schützlings Unschuld und Ergebenheit zu überzeugen. Bei dem Hasse Rudolfs gegen Matthias war diese Reise nicht ohne Gefahr für den Bischof, und viele warnten ihn, er solle seinen Kopf nicht mutwillig in des Löwen Rachen stecken; aber Khlesl ließ sich nie durch Befürchtungen für seine Person von einem Unternehmen abhalten, auch weil er sich als Werkzeug Gottes noch zu vielen Taten und Ehren vorbehalten glaubte. Freilich konnte er sich in Prag neuer, unbehaglicher Gefühle nicht immer erwehren. An das kleine, bürgerliche Wien gewöhnt, wo ihn jedermann kannte und ehrfürchtig grüßte, schien er sich fast in einen anderen Erdteil und unter barbarische Fremdlinge versetzt, deren Blicke teils gleichgültig, teils mit feindseliger Drohung auf ihm ruhten. Wenn sie hier ein Bubenstücklein an dir verüben wollten, ging es ihm zuweilen durch den Sinn, so möchte es wohl lange währen, bis ein Hahn danach krähte; aber er ließ das nicht aufkommen, sondern beruhigte sich damit, daß Gott den Khlesl schon nicht werde sinken lassen.

Eine Audienz erwirkte Philipp Lang, gemäß seinem Grundsatze, es mit Matthias nicht ganz zu verderben, der früher oder später doch den neuen Kaiser abgeben würde; freilich mußte Khlesl geloben, nichts, was dem Kaiser empfindlich sein könnte, vorzubringen. Während er durch lange Gänge und über dunkle Treppen zu dem kaiserlichen Vorgemach geführt wurde, kamen ihm die seltsamen Gerüchte über des Kaisers schwarzblütige Einfälle zu Sinne nebst den beklemmenden Anwandlungen, denen er sonst nicht unterworfen

war. Er erinnerte sich, wie manchesmal er den Kaiser in vertraulichen Gesprächen einen Bärenhäuter, Lügenvater und Schmutzfinken genannt, ja daß er ihm Schwachgläubigkeit und mangelnden katholischen Eifer vorgeworfen hatte, und er dachte, wie leicht er hier oben in einem plötzlich sich öffnenden Verlies für immer verschwinden könnte. Vorwärts, Khlesl, raunte er sich zu, die Furcht kommt vom Teufel! und sie wich denn auch mit einem Schlage von ihm, als er dem Kaiser gegenüberstand, dessen Blick sich in die Augenhöhlen zurückzuziehen schien, und der ihm mit vornehmer Liebenswürdigkeit die Hand reichte. Leise und langsam sprach er dabei sein Vergnügen aus, den berühmten Bischof kennen zu lernen, der so viel für die Wiederherstellung der Kirche getan habe, und zeigte sich über diese Verhältnisse gut unterrichtet. Unwillkürlich duckte sich Khlesl zusammen, als wisse er mit seiner großen, mageren, starkknochigen Person dem sanften, verborgenen Manne vor ihm nicht beizukommen, und begann von seiner Anhänglichkeit an die Majestät zu sprechen, woran er die Bitte knüpfte, der Kaiser möge doch etwaigen Verleumdungen keinen Glauben schenken, sondern ihn als den ergebensten seiner Diener betrachten. Er hatte jedoch den Satz kaum vollendet, als er sich durch ein gelindes Kopfnicken und freundliches Handwinken des Kaisers aus dem Zimmer geschoben fühlte und sich nach wenigen Minuten zwar unbeschädigt, aber ohne irgendein Ergebnis errungen zu haben wieder vor die Burg versetzt sah.

An eine zweite Audienz war nicht zu denken, ohnehin bedurfte der Kaiser mehrere Tage, um sich von der Anstrengung dieses Empfanges zu erholen. Von der Falschheit und Raublust des Matthias nur desto mehr überzeugt, blickte er angstvoll nach jemandem aus, der ihn vor seinen Feinden

schützte. Durch die Donauwörther Sache verpflichtete er sich den Herzog von Bayern, bereute es aber, sowie es geschehen war, und hätte es gern rückgängig gemacht. Wie hatte er auf Kosten der Reichsstädte, deren stets gefüllte Kasse ihm in so manchen Verlegenheiten ausgeholfen hatte, den ehrgeizigen, heimtückischen, nur allzu mächtigen Fürsten bereichern können? Hätte er es nicht lieber mit den Evangelischen halten sollen, von denen er in seiner Umgebung so oft hörte, daß sie ihm ergebener wären als seine Glaubensgenossen, und daß sie nicht, wie die Jesuiten, den Königsmord für eine erlaubte Sache hielten?

Die bedrängte Lage des Kaisers, die an den Höfen im Reiche wohl bekannt war, brachte den unternehmendsten unter den deutschen Fürsten, Christian von Anhalt, auf den Gedanken, daß die Protestanten sie benützen müßten, um ihre Stellung durch Anschluß an das Reichsoberhaupt zu befestigen. Dieser Prinz, dessen munteren, tapferen Geist die Sorge für sein kleines Land nicht ausfüllte, hatte eine Statthalterschaft im pfälzischen Dienst angenommen, die ihn in lebhafteren Zusammenhang mit den Welthändeln brachte. Reisen und Briefwechsel vermittelten ihm die Kenntnis von allem, was vorfiel, und lieferten ihm dadurch den Stoff zu stets neuen Anschlägen im Interesse seiner Glaubenspartei. Auch in Prag war er schon einmal gewesen, hatte dort Beziehungen zum böhmischen Adel angeknüpft und war sogar vom Kaiser empfangen und mit Auszeichnung behandelt worden. Mit der Überzeugung, daß es seiner Kühnheit und Schlauheit nicht fehlen könne, trat er die Reise an. Von den protestantischen Herren in Prag wurde er gut aufgenommen, und ihre Gastfreundschaft entzückte ihn; fast verwunderlich kam es ihm vor, daß sie so viel Wert auf den Beistand der Union legten, da doch die deutschen Fürsten

an ihrem Reichtum gemessen arme Schelme waren. Die reformierten Herren Wenzel von Budowa, Ruppa und Erasmus von Tschernembl, der bedeutendste Standesherr von Österreich, hatten ungemeine theologische Kenntnisse und waren in der Politik aller Länder bewandert. Sie trauten alle dem Kaiser durchaus nicht, man könnte ihn allenfalls zwingen, Versprechungen zu geben, nicht aber, sie zu halten, er sei ein Reptil, das überall durchschlüpfe. Mit Matthias sei vielleicht eher etwas auszurichten, er könne die Hilfe der Protestanten durchaus nicht entbehren, und wenn man nur den Khlesl abschaffte, so werde er leicht zu regieren sein.

Tschernembl sagte, die Habsburger hätten alle Prätensionen, die wären ihnen nicht auszutreiben, am besten würde man ganz ohne sie auskommen. Ja, sagte Ruppa, ein bescheidener und vernünftiger Fürst, der ihnen von vornherein ihre uralten Rechte verbürgte und ohne das nicht zugelassen würde, schickte sich besser für sie. Sie könnten dann Sorge tragen, daß er nicht um sich griffe und sich breit machte. Wozu man sich überhaupt damit belüde, meinte Tschernembl. Wenn sich die Stände von Österreich, Böhmen, Mähren und Schlesien verbündeten, so wären sie doch stark genug, selbst ihre Interessen wahrzunehmen. Auf Venedig, Schweiz, Holland und die Union könnten sie immer rechnen. Die Republiken hätten doch viele Feinde, meinte Graf Thurn kopfschüttelnd, und in diesen kriegerischen Zeiten wäre man ohne ein fürstliches Haupt übel versorgt, gleichsam als trüge man die Hosen ohne Gurt. Tschernembl verwies auf das Beispiel der Holländer; wachsam und einmütig müsse man sein, davon hänge alles ab. Man sähe zur Genüge an den griechischen und römischen Staaten, wie sie in der Freiheit geblüht hätten. Es sei leichter, sich äußerer, als einheimischer Tyrannen zu erwehren, wie schwer wäre es,

die Habsburger abzuwerfen, da sie einem einmal im Genick säßen.

Christian von Anhalt hörte solchen Gesprächen, wo die Fürsten wie Würfel hin und her gespielt wurden, verwundert und mit heimlicher Mißbilligung zu, ließ sich aber nichts merken, auch weil er dachte, daß es damit noch gute Weile habe. Das üppige Wesen mit den Weibern, das in Prag im Schwange war, mißfiel ihm gleicherweise, und er hielt sich einigermaßen davon zurück. Er pflegte sich stets einen Raum in seinem Geiste wie eine Kapelle vorzubehalten, wohin Lärm, Schmutz und Ungeziefer der Weltgeschäfte nicht drang, wo der klare Hauch des reinen Gottesglaubens und hoher Menschlichkeit wehte, und wo das Bildnis einer Frau thronte, die er inbrünstig liebte, und die ihm angehörte, seiner Gemahlin, einer Gräfin Bentheim, mit der er nun seit etwa zehn Jahren verheiratet war. Was ihn umgab, und was er tat, mochte hie und da einmal übel schmecken, das Bewußtsein, daß seine Seele, wann er wollte, sich in einem Paradiese läutern konnte, verlieh seinem Wesen einen anmutigen und stolzen Schwung.

Hoffnung beschwingte seinen Schritt, als er den Weg zum Kaiser antrat, und blies wie ein frischer Flügelschlag mit ihm in das Gemach des Monarchen; er erwiderte Anhalts ehrfurchtsvollen Gruß freundlich, erinnerte ihn an ihre frühere Begegnung und ermunterte ihn, sich zutraulich zu äußern. Zunächst, sagte Anhalt, könne er nur Dank äußern, daß der Kaiser ihm das Glück seiner Gegenwart gewähre, Dank, daß er in diesem Augenblick nicht nur als der Untertan zu seinem Herrscher, sondern daß er als ein Fürst und ein Mann zu dem sprechen dürfe, von dem die Geschicke der Welt abhingen.

„Sollte es Euer Liebden allein unbekannt sein," sagte

Rudolf wehmütig, „daß kaum ein Herr auf seinem Gute so verlassen und ohnmächtig ist wie der Kaiser?“

„Der Kaiser winke nur,“ sagte Christian lebhaft, „und das Reich ist gerüstet, seinem Befehl zu gehorchen.“ Der Kaiser kenne ja nur einen kleinen Teil des Reiches, er solle doch einmal nordwärts reisen, da werde ihm alles zu Füßen liegen. Er solle doch denen nicht Glauben schenken, die aus Unkenntnis oder Gehässigkeit ihm die Protestanten wie Heiden und Reichsfeinde abschilderten; sie selbst nennten sich Katholiken, denn sie hätten ja den alten Glauben nicht abgeschafft, sondern in seiner ursprünglichen Reinheit wiederhergestellt. Könnte er nur die Herzen der evangelischen Untertanen aus ihrer Brust nehmen und aufmachen wie einen Schrein, so würde er das Bild des Kaisers als ein Heiligtum darin verschlossen finden. Möchte er nur zwischen den Parteien ein gerechter Schiedsrichter sein und den Beschwerden der Evangelischen abhelfen, so würde der Frieden im Reiche wieder aufblühen. Könnten sie nur zu der Quelle gelangen, wo das Recht unverfälscht und unverstopft fließe, so würden die evangelischen Fürsten des Kaisers treue Ritter und Erzengel sein. Warum sollte die alte Eintracht zwischen den Parteien sich nicht wieder begründen lassen? Hätten sie doch den gleichen Feind, den Türken, der über ihrem Streiten ausgelassen und mächtig geworden sei.

Der Kaiser hatte Anhalt von Zeit zu Zeit durch einen Blick oder eine Handbewegung ermuntert fortzufahren. Sein Auge ruhte mit Wohlwollen auf der ebenmäßig kräftigen Gestalt des Fürsten, aus dessen hübschem Gesicht Offenheit und Scharfsinn strahlten, und von dessen Wesen eine Wärme ausging, die es ihm leicht machten, seinen Worten zu folgen. Nicht nur währte die Audienz außergewöhnlich lange, sondern der Kaiser beendete sie auch mit der Aus-

ſicht auf eine zweite und mit Andeutung, daß eine engere Abmachung die Folge ſein könne.

Noch im Laufe desſelben Tages wurde der Kaiſer an dem günſtigen Eindruck, den er empfangen hatte, wieder irre. Er hatte ſich, ſo ſchien es ihm nun, einem luſtigen Feuer genähert, um ſich daran zu wärmen, und würde ſich ſchließlich daran verbrennen. Durch ſeine Keckheit, ſeinen Witz und einen Schein von Offenheit hatte dieſer Menſch ihn zu umgarnen geſucht, dem es doch zuletzt nur auf den Vorteil und Nutzen ſeiner Partei ankam. War Anhalt nicht ein berüchtigter Aufwiegler, der im Dienſte Heinrichs IV. von Frankreich geſtanden hatte und der es ohne Zweifel auch mit den holländiſchen Staaten, den Türken des Nordens, hielt? Ja, wenn er in den läſtigen und leidigen Streitfragen, mit denen man ihn ſeit Jahren beläſtigte, zugunſten der Evangeliſchen entſchiede, ſo würden ſie ihn hilflos ſeinen Feinden ausliefern. Aufmerkſam rief er ſich alles zurück, was Anhalt geſagt hatte, ob ein Verſprechen darin verſteckt geweſen wäre, die Union würde ihm gegen Matthias zu Hilfe kommen. Gegen dieſen liſtigen Fürſten galt es die Waffe umzukehren und ihn ſo zu bearbeiten, daß er ihm, dem Kaiſer, die Dienſte der Union zur Verfügung ſtellte und eine nach Belieben zu zahlende Rechnung dafür ausſchriebe.

Bei der zweiten Audienz ſpürte Anhalt ſofort, daß mit dem Kaiſer eine Veränderung vorgegangen war; er ſchien eine fremde Maske vorgebunden zu haben, der gegenüber der verwirrte Gaſt das herzliche Geſpräch vom vorigen Male nicht wieder anzuknüpfen wußte. Er wiſſe wohl, ſagte Rudolf, daß ſein Bruder Matthias ſich Hoffnung auf den Beiſtand der Evangeliſchen mache, auch ſein Bruder Maximilian hätte mit dieſen zu tun gehabt, er durchſchaue alles, man ſolle im Reich nicht denken, daß ein Blinder oder ein

Kranker auf dem Hradschin sitze. Dann plötzlich beklagte er sich, daß die Stände nachlässig im Zahlen der Türkensteuer gewesen wären und ihn dadurch zu einem schmählichen Frieden mit den Türken gezwungen hätten. Von der Türkensteuer mache er alles abhängig, vorher lasse er sich auf nichts ein. Er wolle gehorsame Untertanen sehen, dann werde er auch ein gnädiger Kaiser sein.

Anhalt war vor Ärger und Enttäuschung rot geworden; wie ein Sumpf kam ihm der Kaiser vor, in den es ihn reizte mit Steinen zu werfen. Man hätte die Türkensteuer entrichtet, sagte er, obwohl es manche seltsam gedünkt hätte, die niemals einen Türken gesehen hätten noch je sehen würden. Aber man bewillige selbst den Bauern, wenn sie ihre Abgaben und Fronden ordentlich leisteten, das, was sie, um ihr Leben zu fristen, nötig hätten. Für die Evangelischen jedoch sei im Reiche kein Recht und kein Richter. Wehe dem Reich, wenn die Verkürzten in ihrer Not zum Schwerte griffen und die Fehden zwischen Brüdern sich erneuerten.

Das lasse sich wie eine Drohung hören, sagte der Kaiser vorsichtig, und Anhalt bemerkte, daß seine Hand, die um den Rand des Tisches griff, zu zittern begann. Von Ungeduld und Widerwillen hingerissen, antwortete er, indem er sich stolz aufrichtete, er stehe als ein Untertan vor seinem Kaiser, aber Gott sei über ihnen beiden, der nach Belieben umwenden könne, was er erschaffen habe. Rudolf solle nur das Ende Cäsars bedenken, welches Gott habe geschehen lassen, nachdem er ihn so hoch gerückt habe, daß noch heute die Weltbeherrscher nach ihm genannt würden.

Diese Audienz hatte einen nachteiligen Einfluß auf den Zustand des Kaisers. Die Anspielung auf die Ermordung Cäsars gab ihm beständig Anlaß zu Befürchtungen, die Lang eher verstärkte als entkräftete. An diesem Anhalt, sagte er,

ſehe der Kaiſer nun, was die Evangeliſchen im Schilde führten und wozu ſie fähig wären, er hätte ſich nie ſo weit mit ihm einlaſſen ſollen.

Je mehr ſich Lang des Kaiſers ſicher fühlte, deſto gleichgültiger und rückſichtsloſer wurde er gegen ſeine Perſon. Befriedigte er auch nach wie vor ſeine täglichen Bedürfniſſe, ſo war doch der Ton ſeiner Stimme dabei oft hart und befehlend und lag in ſeinem Weſen eine wegwerfende Verachtung, was der Kaiſer tief ſpürte, ohne es merken zu laſſen. Seinerſeits fiel es Lang nicht auf, daß der Kaiſer ihn ſeltener zu ſich rief, vielmehr oft abſichtlich fernhielt; denn er war froh, des läſtigen Dienſtes einmal überhoben zu ſein. Mehr und mehr laſtete das Bewußtſein auf dem Kaiſer, daß er ſein Vertrauen dieſem Manne, der ihn nicht liebe, geſchenkt habe; es war ihm, als hätte er ein Stück von ſeiner Seele in Langs Hand gegeben und müſſe ſie um jeden Preis wiederhaben.

Vor Jahren hatte Tycho de Brahe, der kaiſerliche Aſtronom, in einer mißvergnügten Stimmung den Kaiſer vor ſeinem ſechzigſten Lebensjahre gewarnt, während deſſen ſein Leben durch Mord oder ſonſtiges Verhängnis in Gefahr ſchwebe. Zu weiteren Erklärungen hatte ſich Tycho nicht bewegen laſſen, wie denn überhaupt der hoffärtige Däne ſeine Ausſprüche wie Koſtbarkeiten von ſich gab, von denen er ſich ungern trennte. Von Johannes Kepler, dem armen Schwaben, der um des Glaubens willen Amt und Brot verloren hatte und dankbar ſein mußte, in Prag eine Unterkunft zu finden, hatte der Kaiſer erwartet, daß er ausgiebiger ſein würde; anſtatt deſſen war von dieſem eigenſinnigen Manne noch weniger herauszubekommen. Je mehr ſich der Kaiſer ſeinem ſechzigſten Jahre näherte, deſto häu-

figer lag ihm die Prophezeiung des Tycho beängstigend im Sinne, und eines Abends ließ er seinen Astronomen zu sich bescheiden in der unbestimmten Hoffnung, derselbe könne sie entkräften oder eine tröstliche an ihre Stelle setzen. Kepler, der es nicht vertragen konnte, in der Arbeit gestört zu werden, war ungehalten; er sei nicht des Kaisers Narr, murrte er, indem er seine Mappe zurückstieß, daß die beschriebenen Blätter im Zimmer umherflogen. Da sich seine Frau unter Seufzen anschickte sie aufzulesen, rief er ihr zu, sie solle das lassen. „Wenn ich meinen Brei verbrannt habe, werde ich ihn auch selbst auslöffeln," sagte er ärgerlich. Warum er sich beklage, sagte jetzt die Frau vorwurfsvoll, daß der Kaiser ihn wie einen Lakaien oder Laufburschen traktiere? Er hätte zeitig vorbauen und als ein Mann von Adel, und der auf seine Würde hielte, auftreten sollen. Auch der Tycho hätte ihn, Kepler, wie einen Diener behandelt, und er hätte sichs gefallen lassen, nur zu Hause könne er den Part des Löwen brüllen.

Kepler entschuldigte sich, er dürfe es doch mit dem Kaiser nicht verderben, schließlich sei es ja das schlimmste nicht, daß er nachts noch einmal auf das Schloß müsse, so gehe es bei Hofe einmal zu. Der Kaiser habe ihm doch auch Huld und Vertrauen erwiesen, und er habe Ursache, ihm dankbar zu sein. Was nämlich in Prag für Kepler unschätzbaren Wert hatte, waren die Beobachtungen, die Tycho de Brahe in langen Jahren über die Bahn des Planeten Mars angestellt hatte, und die er zum Ausbau seines Systems gebrauchte. Als nun nach dem Tode des Tycho seine Erben diese Papiere nebst dem ganzen Nachlaß für sich beanspruchten und dem Kepler nicht zur Einsicht lassen wollten, entschied der Kaiser zu seinen Gunsten, damit er sein Werk vollenden könne.

Im Schlosse angelangt, erzählte Kepler, in der Meinung, der Kaiser wolle über den Fortschritt seiner Arbeit unterrichtet sein, es gehe rüstig vorwärts, und im Laufe eines Jahres könne er etwas Neues, der Aufmerksamkeit Würdiges im Druck erscheinen lassen. Durch die Berechnungen des Tycho sei er instand gesetzt, den erhabenen Traum des Kopernikus auf die festen Säulen der Wirklichkeit zu gründen, und er zweifle nicht, daß diese Entdeckung den Ruhm des Kaisers vermehren werde, dessen Großmut ihm zum Besitz der dazu notwendigen Hilfsmittel verholfen habe.

Der Kaiser hörte freundlich und ein wenig zerstreut zu; ob der neue Kalender noch nicht fertig sei? fragte er. Nein, antwortete Kepler, es stehe noch etwas aus, er sei allzusehr in seine große Arbeit vertieft gewesen, hätte auch einen neuen Stern am Himmel beobachtet, was ihm viel Zeit und Gedanken genommen hätte.

Ein neuer Stern? fragte der Kaiser; was das zu bedeuten habe? Ob es ein Komet sei? Nein, sagte Kepler, ein Komet sei auch sichtbar, aber dieser Stern gebe ihm mehr zu denken. Ob er ihn sehen wolle? Er könne ihn von der Galerie des Belvedere aus beobachten. Die Dienerschaft und übrigen Anwesenden waren erstaunt, als der Kaiser seine Geneigtheit erklärte, und vollends erschrocken, als er ihre Begleitung ausschlug. Der Kepler solle ihn führen, sagte er, indem er diesen fragend ansah, worauf der lachend antwortete, das getraue er sich wohl, und sehen müsse der Kaiser ohnehin mit seinen eigenen Augen. Es könne der Majestät doch etwas zustoßen, sagte der neue Ofenheizer Rhutsky ängstlich, wenigstens müsse mit Windlichtern geleuchtet werden, und unten vor der Galerie müsse jemand warten, für den Fall, daß der Kaiser etwas benötige. Nachdem alles angeordnet war, ergriff der Kaiser Keplers Arm

und ließ sich von ihm durch den Schloßgarten am singenden Brunnen vorüber zum Belvedere führen. Vor dem jähen Anblick der himmlischen Unendlichkeit schloß der Kaiser die Augen und hieß Kepler durch einen Wink mit der Hand einen Sessel dicht an die Mauer rücken; denn er litt an Schwindel. Den Pelz, den man ihm umgehängt hatte, dicht um sich ziehend, obwohl es eine laue Frühlingsnacht war, setzte er sich und blieb eine Weile so, ohne sich zu rühren. Nachdem er sich erholt hatte, wies ihm Kepler erst den Kometen, der als ein schwacher, etwas verschwommener Schein aus dem blaßblauen Himmel auftauchte, und dann den neuen Stern, der sich im Sternbild der Leier zeigte. Wenn er recht aufmerke, sagte er zum Kaiser, werde er sehen, daß dieser Stern anders als die anderen, wie eine starkbrennende Fackel aussehe, und daß zuweilen rubinrote Zungen darin aufflammten, als ob in einem Hochofen gewisse Stoffe zerschmolzen würden. Er halte dafür, daß es mit diesem Stern seine besondere Bewandtnis habe.

Was er damit andeuten wolle? fragte der Kaiser aufmerksam, er solle es ungescheut herausſagen.

„Wie," sagte Kepler, „wenn es gar kein Stern wäre, sondern eine Welt, die jenseit der uns sichtbaren Sonnenwelten läge und die, durch inneres Gesetz oder unerforschliche Revolutionen erschüttert, untergehend durch unseren Raum stürzte? Dann freilich müßte sie, wie sie aus ihrer, unseren armen Werkzeugen unzugänglichen Entlegenheit herausbrach, auch wieder verschwinden."

Ein neuer Stern müsse einen neuen Kaiser bedeuten, sagte der Kaiser, so viel verstehe er auch von der Sternkunst.

Ach nein, sagte Kepler gutmütig, indem er sich über den Lehnstuhl des Kaisers beugte, das solle er sich doch aus

dem Sinn ſchlagen. Der Weltenſturz, der jetzt dort erſcheine, ſei vor unmeßbarer Zeit geſchehen, als die römiſchen Kaiſer deutſcher Nation noch gar nicht vorhanden geweſen.

Aber umſonſt könne er doch nicht erſcheinen, beharrte der Kaiſer, und auch nichts Geringes zu bedeuten haben.

Kepler zuckte ein wenig ungeduldig die Schultern und ſagte nach einer Weile: „Wenn es ſo wäre, daß wir, die irdiſche Luft verlaſſend, im Äther atmen und in den Weltraum hineinſchiffen könnten, dann würden wir Jahrhunderte reiſen, bis wir etwa in die Nähe jener Welt kämen. Wenn unſer Herz dann von dem Donner der umrollenden Sonnen und dem Anblick der entblößten Allmacht Gottes noch nicht gebrochen wäre, würden wir vielleicht ſehen, wie ein aus den Weltentrümmern verjüngter Ball durch den kochenden Ozean rollte. Scheiterte dann unſer Schiff in der feurigen Brandung, wer früge danach? Was könnten wir den Erſtlingen Gottes gelten?“

Der Kaiſer wendete ſich mit mißtrauiſchem Blick nach Kepler um. Er ſei ein Ketzer, ſagte er; ob er etwa nicht glaube, daß Gott, der die Menſchen erſchaffen habe, ihren Lauf und die Stunde ihres Todes wiſſe? Ob er nicht glaube, daß Gott ſie durch Zeichen warnen könne?

„Alles, was geſchieht, geſchieht in Gott,“ ſagte Kepler eifrig, „und alſo iſt Gott allwiſſend.“ Es möchte auch wohl ſein, fuhr er fort, daß, da alle Teile der Welt in Gott zuſammenhingen, der eine Teil ſich im anderen ſpiegle. Aber ſo im einzelnen könne man dem nicht nachgehen. Es könnten auch Kaiſer auf anderen Sternen regieren, um die ſich Gott bekümmern müßte, man könnte da leicht etwas auf den unrechten Ort beziehen. Wolle der Kaiſer aber durchaus eine Auslegung von ihm haben, ſo wolle er ihn mahnen, nach

Ungarn zu blicken, weil der Stern dort hinüber aufgegangen sei.

So gehe es doch auf den Matthias, murmelte der Kaiser, in sich hinein schaudernd.

Das habe er nicht gemeint, sagte Kepler, mitleidig in das fahle, jammervolle Gesicht des Kaisers blickend. Die Ungarn seien rebellisch, das sei allbekannt, aber es fehle ihm ja nicht an treuen Untertanen. Er wolle den Kaiser nun aber wieder hinunterführen, die nächtliche Kühle könne ihm schaden, und der Komet sei ohnehin schon untergegangen.

Folgsam stand Rudolf auf, lehnte sich auf Keplers Arm und wandte sich der Treppe zu, ohne noch einen Blick in den Himmel zu werfen, der von unzählbaren aus seiner Unermeßlichkeit quellenden Keimen zitterte.

Trotz seiner Müdigkeit konnte der Kaiser nicht schlafen. Von Matthias, stöhnte er, von Matthias drohe ihm Gefahr, er sei des Todes, niemand könne ihn retten. Philipp Lang suchte ihn zu beruhigen: hier in der Burg sei er sicher, alle Zugänge seien von zuverlässigen Leuten besetzt, zu ihm könne man nur über seine, Langs, Schwelle. „Du verstehst mich nicht," sagte der Kaiser, der aufrecht im Bette saß; „ich fühle, als bohre sich ein glühender Nagel in meinen Kopf und als zerschmölze mein Gehirn zu Gallert und fließe aus." Das freilich schmecke nach Zauberei, sagte Lang; er kenne aber einen alten Juden, der wisse einen Gegenzauber, bei Tage wolle er ihn auf die Burg kommen lassen. Einstweilen solle der Kaiser sich wieder niederlegen und zu schlafen versuchen. In der Tat legte sich der Kaiser, damit Lang ihn verließe; es war ihm plötzlich eingefallen, daß es auch Lang sein könnte, der ihn vermittelst Zauber zu Tode quälte, wenn er mit solchen Leuten Umgang hatte. Er konnte es im Auftrage des Matthias tun, oder um böser Lust zu frönen; der

Schweiß tropfte ihm von der Stirn, indem er bedachte, wie nah er seinen Henker bei sich hätte. Als Rhutsky am Morgen in seine Kammer trat, winkte er ihn zu sich und fragte ihn leise, ob er oder einer von den anderen Dienern den Lang jemals bei verbotenen Künsten ertappt hätte? Er solle es bei seinem Leben bekennen.

Rhutsky fiel auf die Knie und gestand endlich, er habe lange schon den Argwohn, daß Lang ihn, den Kaiser, behext habe. Er solle sich aber nicht merken lassen, daß er ihm auf der Spur sei, sonst könne es ein böses Ende nehmen; nur solle er Lang unter diesem und jenem Vorwande nicht so viel an sich heranlassen, und wenn er ihn berührt hätte, sich darüber bekreuzen.

Zu seinem Stellvertreter bei dem Reichstage, den das immer dringender werdende Geldbedürfnis notwendig machte, ernannte der Kaiser seinen Neffen Ferdinand von Steiermark, der ihm weniger anstößig war als seine Brüder. Den Protestanten war das unlieb, denn die Gewaltsamkeit, mit der Ferdinand in seinem Lande das evangelische Bekenntnis ausgerottet hatte, ohne Erbarmen mit dem Jammer der Betroffenen zu haben und selbst die Verödung seines Reiches nicht scheuend, hatte Mißtrauen und Abneigung gegen ihn erregt. Ferdinand war vergnügt, eine so bedeutende Rolle spielen und weithin wahrnehmbares Gepränge entfalten zu können; andererseits gab er seine häusliche Bequemlichkeit ungern auf und dachte mit Unlust an die verwickelten Schwierigkeiten, die es zu lösen galt. Er hatte vor einigen Jahren seine Cousine, die Schwester des Herzogs Maximilian von Bayern, geheiratet, nachdem seine Mutter unter Aufbietung ihres Ansehns und ihrer Strenge ein untunliches Liebesverhältnis, das ihn beherrschte, abgeschafft hatte. Nach

einiger Zeit verliebte er ſich denn auch in die Baſe, obwohl ſie unanſehnlich, ſchwächlich und kränklich war, und fühlte ſich in der Ehe vollkommen befriedigt. Zwar fehlte es ſeiner Frau nicht an beſchränktem Eigenſinn, aber er zeigte ſich faſt nur in der Religion, wo es ihm recht war; ihm und ſeiner Mutter gegenüber war ſie ganz Opfer und Hingebung. Dieſe, deren nie geſchonter Körper allmählich mürbe zu werden begann, gewöhnte ſich, den Herrſcher in ihrem Sohne zu ſehen, ſeit er einen eigenen Hausſtand hatte, und ſo fühlte er ſich zu Hauſe weich gebettet und geborgen und wußte nichts anderes, als daß es ihm überall und jederzeit gelingen müſſe.

Auf den Straßen nach Regensburg, wohin der Reichstag ausgeſchrieben war, zogen Laſtwagen die Vorräte für die Tafel der anweſenden Fürſten und Herren; von Gradisca kamen Auſtern, Thunfiſch und Stockfiſch, von Trieſt allerhand Südfrüchte, vom Breisgau Wein, von Linz geſalzener Hecht und Konfekt. Die Fuhrleute, die die Frachten begleiteten, waren ſorglich in Schafpelze gewickelt; denn der Winter war kälter, als er ſeit Menſchengedenken geweſen war. Der Schnee war hart gefroren und bog ſich wie eiſerne Stangen unter den Füßen; man erzählte ſich, daß irgendwo der Wein im Keller erfroren wäre.

Die proteſtantiſchen Fürſten erſchienen nicht ſelbſt, ſondern waren durch Geſandte vertreten, die einmütig darauf unterwieſen waren, nichts zu bewilligen, bis die Juſtizreform, welche die Evangeliſchen verlangten, an Hand genommen ſei. Über den Vorverhandlungen, was zuerſt beraten werden ſolle, ob die Türkenſteuer oder die Juſtizreform, vergingen Wochen, die den Proteſtanten manches unliebſame Erlebnis brachten. Nach einem Gaſtmahl, welches von katholiſcher Seite veranſtaltet war, wurde einer

aus der kurpfälziſchen Geſandtſchaft ſo krank, daß er mitten in der Nacht einen Arzt rufen laſſen mußte. Dieſer, ein Jude, unterſuchte den Kranken, ſchüttelte den Kopf und fragte, was er gegeſſen und getrunken habe, ob er Feinde habe, die ihm etwas Giftiges beigebracht hätten? Nachdem er wiederhergeſtellt war, wurde er mit dem Arzt und ſeinen vertrauten Freunden einig, die Sache zu verſchweigen, ſich aber inskünftig vorzuſehen. Andererſeits war es bedenklich, Einladungen von der katholiſchen Partei auszuſchlagen, da das als Mißtrauen konnte gedeutet werden. Einem anderen wurde nach einer Purganz, die er aus der Apotheke hatte holen laſſen, ſo übel, daß er mehrere Tage das Bett hüten mußte. Wenn man nun aus der Apotheke für Heilmittel ſchädliches Gift erhielte, ſagte man ſich, wie ſollte man denn in dieſem Mordpfuhl ſein Leben bewahren?

In der Weihnachtszeit kam ein Jeſuitenpater aus Rom, der dem Erzherzog Segenswünſche des Papſtes überbrachte, und der von den Katholiken als ein Phönix der Gelehrſamkeit und Beredſamkeit geprieſen wurde. Wenn er predigte, war die Kirche von den fürſtlichen und anderen hohen Herrſchaften, die in großer Pracht aufrückten, angefüllt. Dahin zu gehen unternahmen die Proteſtanten zwar nicht, aber es wurde manches von dem, was er geſagt hatte, gerüchtweiſe umgetragen wie auch gedruckt, ſo daß es jedermann leſen konnte. Es ſei nun die heilige Zeit, hatte er in einer Predigt geſagt, wo das teure Gottesſöhnlein zur Welt geboren ſei und auf unbegreiflich wunderbare Weiſe jedes Jahr wieder herabgeſendet werde. „Ach, wie gut werden ihn die frommen Knechte und demütigen Seelen empfangen! Da iſt ja kein Herodes mehr, kein Laſterkönig, den es gelüſtet, ſich im Unſchuldsblute zu beſaufen! Armes Kindlein, du meineſt es wohl; aber da ſtehen ſchon die

heuchlerischen Pharisäer, fletschen die Zähne und stellen dir Fallen, um dich seraphisches Häslein zu fangen! Sie schreien Mord! und Feuer!, nennen Christum den Antichrist und werfen Seile aus, um die heilige Kirche zu erwürgen. Und wie steht es unterdessen mit den christlichen Gläubigen, die das Kindlein warten und schützen sollen? Ja, den Glauben hätten sie wohl, aber am Mut des Glaubens fehlt es. Wie Pilatus, der Trottel, für den Gott das Fegefeuer eingesetzt hat, waschen sie die Hände, halten Maulaffen feil und tratschen, während Herodes seinen Blutrat über das Kindlein hält. Drauf! Drauf ihr Lauen! Zieret euch nicht, brecht den Wölfen die Zähne aus, die das Kindlein zerreißen sollen!"

Allerdings wollten sich die Katholiken verantworten, als gingen solche Anspielungen auf die ungläubigen Heiden und die Gottlosen im allgemeinen; aber was davon zu halten war, lag am Tage. Der Regensburger Rat gab das Versprechen, der Drucker solle vernommen und bestraft werden, richtete aber trotz vieler Worte nichts aus, um es mit den mächtigen katholischen Fürsten, die anwesend waren, nicht zu verderben.

Mit dem Erzherzog Matthias, der sich eine Zeitlang in Regensburg aufhielt, und seinem Abgesandten, dem Herrn von Stahremberg, waren die Evangelischen in leidlich gutem Einvernehmen, sehr zum Ärger des Ferdinand, der mutmaßte, sein Oheim wolle mit den Glaubensfeinden paktieren, um sich ihres Beistandes zu rebellischen und gefährlichen Zwecken zu versichern. Eines Abends hatte der Erzherzog den pfälzischen Großhofmeister, Grafen Solms, und den Erzbischof Schweikhard von Mainz eingeladen, die etwa um Mitternacht zusammen aufbrachen. Der Erzbischof war ein stämmiger, aufrechter Herr, zwischen fünfzig und sechzig Jahre alt, mit rundem,

fröhlichem Gesicht, der weder beim Zechen noch bei der Jagd oder im Gespräch ein Spielverderber war und weniger Anstoß an einem von dem seinigen abweichenden Glaubensbekenntnis nahm, als wenn einer seinen Lieblingswein verschmähte oder ein Rebhuhn nicht essen mochte, das er geschossen hatte. Seine Rede war, mit einem Biedermann könne man immer auskommen, einerlei ob er katholisch oder evangelisch sei, es sei töricht, sich das Leben mit Zwist und Hader zu verbittern, das ohnehin voll Ungebühr und Gefahren sei. Den Evangelischen gegenüber betonte er gern seine friedfertige, altdeutsche Gesinnung und stand in freundnachbarlichem Verkehr mit dem Kurfürsten von der Pfalz, wie auch besonders mit dem gleichgesinnten, kaisertreuen Landgrafen von Hessen-Darmstadt.

Indem nun der Erzbischof in seinen Wagen steigen wollte, der an der Tür auf ihn wartete, bemerkte er, daß Graf Solms und sein Begleiter Camerarius keinen hatten, und lud sie ein, zu ihm einzusteigen, er wolle sie nach Hause fahren. Sie wären fremd hier, es gäbe allerhand Gesindel und Raufbolde in einer großen Stadt, sie hätten selbst pokuliert und wären nicht so fest auf den Füßen wie sonst, sie könnten in den engen Gassen einen Schrecken davontragen. Graf Solms dankte, sie hätten nicht weit zur Herberge und wollten ihn nicht belästigen noch viel weniger seine Nachtruhe verkürzen. Ob sie ihn für einen alten Mann ansähen? fragte der Erzbischof lachend; so wolle er ihnen etwas Besseres zeigen. Wollten sie nicht mit ihm fahren, so wolle er mit ihnen gehen, der Wagen könne langsam hinterdreinfahren. Es war weit und breit still, man hörte nichts als das leise Singen des Schnees unter den Füßen. Hinter den Fenstern war nirgends mehr Licht, die Sterne glitzerten fern und frostig, und die Lichter in den Laternen, die die Diener trugen, hüpften wie die Augen einer

wilden Katze über den Boden. Wie sie über den Platz bei der Emmeranskirche gingen, schien es ihnen, als ob sich am Chore etwas bewege, und indem sie sich umsahen, kam zwischen den Bäumen, die dort standen, ein verhüllter Mann hervor, trat schnell an des Grafen Seite und bat dringend um ein Almosen. Während der Diener, dem der Graf einen Wink gab, mit zitternder Hand in der Tasche nach einer Münze suchte, schob der Erzbischof seine Pelzkapuze zurück, trat dicht vor den Mann und sagte mit lautschallender Stimme: „Mitternacht ist keine Zeit, um Almosen zu bitten; wenn du in Not bist, so melde dich morgen bei mir, dem Erzbischof von Mainz;" worauf der Verhüllte augenblicklich zurückwich und in eiliger Flucht hinter der Kirche verschwand. Schweikhard triumphierte, er hätte es vorausgesagt, es sei jetzt ein großer Zulauf von abenteuerndem Gesindel in Regensburg, wäre er nicht zur Stelle gewesen, hätte der Wegelagerer ihnen noch ein Stück Geld abgeängstigt. Die Herren ließen es dabei, hielten aber dafür, der Mann sei ein Jesuit oder von Jesuiten gedungen gewesen und hätte es auf einen Mord abgesehen gehabt. Würde ein Bettler, dachten sie, sich in diesen kalten Nächten, wo die Vögel erfroren, auf die menschenleere Gasse stellen? Wer konnte sagen, ob der Erzbischof nicht von dem schwarzen Anschlag Wind bekommen und ihn aus löblichem Antrieb seines Herzens zunichte gemacht hatte?

Dem Stellvertreter des Kaisers, Ferdinand, wurde seine Bürde desto lästiger, je weniger ein Ende abzusehen war. Kam er vergnügt von einer Jagd oder Prozession zurück, so konnte er sicher sein, daß ihn eine unbequeme Nachricht von den Geschäften erwartete. Die Ketzer seien nun einmal halsstarrige Esel, sagte er, vergeblich traktiere man sie mit hü und hott, guten und bösen Worten, die Bestie sei nicht von

der Stelle zu bringen. Inzwiſchen wurde ihm die Mutter krank, ſorgte ſich die Frau um ihn und um die Kranke, verlangte der Bube nach ſeinem Vater; er hätte den ganzen Kram zuſammenſchmeißen mögen. Da ereignete ſich ein Zwiſchenfall, der ihn von ganz anderer Seite in die größte Beſtürzung und Drangſal verſetzte. Zufälligerweiſe nämlich geriet die Korreſpondenz, welche von dem im Jahre 1606 zwiſchen den Gliedern der habsburgiſchen Familie abgeſchloſſenen Vertrage handelte, in die Hände eines kaiſerlichen Beamten, und die ſorgfältig geheimgehaltene Abmachung, ja gleichſam Verſchwörung, wurde dadurch dem Kaiſer bekannt. Der Zorn desſelben, der ſein Mißtrauen gerechtfertigt ſah, ſtieg aufs höchſte und wendete ſich hauptſächlich gegen Ferdinand, den er für anhänglich und weniger gefährlich als ſeine Brüder gehalten hatte. Das Herz ſank dem Erzherzoge, als das Mißgeſchick offenbar wurde und keine Möglichkeit blieb, das Geſchehene abzuleugnen. Zwar wurden ſofort Briefe an den Kaiſer abgeſchickt mit Verſicherungen, der Vertrag ſei keineswegs gegen ſeine Hoheit gemeint, ſondern hätte nur für den etwaigen, hochzubeklagenden Fall ſeines Todes Vorſorge treffen ſollen; allein ſie verfingen nicht, und es galt nun, einen entſchiedenen Standpunkt einzunehmen. Am liebſten hätte Ferdinand ſich der Gnade des Kaiſers anvertraut und Matthias verleugnet, da der Kaiſer nun einmal das rechtmäßige Oberhaupt war und zunächſt den ſicherſten Schutz bot; inzwiſchen hatte Matthias aber Fortſchritte in Ungarn gemacht, und man mußte darauf gefaßt ſein, daß er den rebelliſchen Proteſtanten in Böhmen die Hand bot und mit dem Kaiſer abfuhr: wo blieben dann diejenigen, die es mit dem Abgedankten gehalten hatten? Im vertrauten Kreiſe ſchimpfte Ferdinand auf Matthias, der an allem ſchuld ſei; hätte er vorausſehen können, daß der deſperate Menſch

in solcher Furie gegen den eigenen Bruder losziehen würde? Die Suppe hätte ihnen der Khlesl eingebrockt, der mehr als der Gottseibeiuns zu fürchten sei; der hätte dem Matthias, der ein guter, frommer Mensch gewesen sei, so lange den Wolfspelz umgehängt, bis er ein Wolf geworden sei. Seine Mutter, die Erzherzogin Maria, die sich in den verschiedenen Klöstern, denen sie angehörte, mit Andachtsübungen auf den Tod vorbereitete, stimmte eifrig ein und riet zu vorsichtiger Zurückhaltung, um es weder mit Rudolf noch mit Matthias zu verderben; auch ihr Bruder, der alte Herzog von Bayern, Ferdinands Schwiegervater, sei der Meinung, da Ferdinand nun einmal in dieser Klemme stecke, müsse er ein wenig dissimulieren, um Zeit zu gewinnen, inzwischen könne dies oder das geschehen und die Lage sich ändern.

Einen Trost gewährte das Anerbieten Schweikhards von Mainz, er wolle nach Prag reisen und Frieden stiften. Die kaiserliche Majestät sei zwar ein wenig spanisch und besonders, im Grunde aber gut und fromm, man müsse ihn nur zu nehmen wissen. In den jetzigen gefährlichen Läuften dürfe nicht noch ein Familienstreit zu den vielen im Reiche obschwebenden Zwistigkeiten kommen; auch Matthias meine es ja nicht böse, bei allseitigem guten Willen werde sich die Sache wohl wieder einrenken lassen.

Der Reichstag hatte inzwischen keine guten Früchte gezeitigt. Im Februar wurden die württembergischen Gesandten wegen des durch einen Schlagfluß herbeigeführten jähen Todes des Herzogs Friedrich zurückgerufen, worauf auch die übrigen Evangelischen einer nach dem andern abreisten.

Der Kaiser hatte in ohnmächtiger Wut zusehen müssen, wie Matthias sich zum Herrn von Ungarn machte, und erfuhr nun auch von seinen geheimen Verhandlungen mit den

unzufriedenen böhmischen Ständen, so daß er sich nicht mehr verhehlen konnte, wie nahe er daran war, auch die böhmische Krone zu verlieren. Der zuverlässigste unter seinen Räten, Hannewald, wie auch der ihm unbedingt ergebene katholische Kanzler, Popel von Lobkowitz, rieten ihm beide, einen Landtag einzuberufen, auf welchem die Stände ihre Forderungen vortragen könnten; dies sei das einzige Mittel, das Vertrauen wiederherzustellen. Hannewald war ein kluger, arbeitskräftiger Mann, der einzig den Vorteil des Kaisers im Auge hatte, alle Menschen außer sich selbst verachtete und durch nichts aus dem Geleise zu bringen war. Zuweilen betrank er sich so, daß er für einige Tage aussetzen mußte; aber das einmal gesteckte Ziel behielt er trotzdem im Auge. Er beredete den Kaiser sogar dazu, den Landtag in Person zu eröffnen, denn im Volk sei das Gerede im Schwange, der echte Kaiser Rudolf sei lange tot, man halte einen im Schloß verborgen, der ihm ähnlich sehe, darum müsse er sich einmal öffentlich zeigen.

Die dem außerordentlichen Ereignis vorausgehenden Tage war Rudolf unruhig mit den Vorbereitungen zu seinem Aufputz beschäftigt; er wollte einen schönen und majestätischen Eindruck hervorbringen. Als er mit niedergeschlagenen Augen, von dem Kanzler und einigen Räten geleitet, in den hohen und weiten Versammlungssaal trat, zitterten seine Knie vor ängstlicher Erregung; er hatte das Gefühl, als starrten ihm die Blicke der anwesenden Stände wie Lanzenspitzen entgegen. Dem war jedoch nicht so: die schwarzgekleidete, ein wenig gebeugte Gestalt des Kaisers, der feine Silberschimmer, der über seinen Haaren lag, der Ausdruck des Leidens auf seinem bleichen Gesicht erregte Mitleid und Rührung in den Gemütern und schlug für den Augenblick die feindliche Leidenschaft nieder. Diese gesänftigte Stimmung, die er mit einem

verstohlen auf die Versammelten geworfenen Blick erhaschte, erleichterte es ihm, die wenigen Worte, die er zu sprechen hatte, in würdevoller Haltung und mit dem Schein edler Gelassenheit vorzutragen.

Als die Sitzung vorüber war und er sich von der ungewohnten Anstrengung erholt hatte, ließ er auftischen und nahm mit Frauen und Zechgenossen eine Mahlzeit ein. In heiterer Laune machte er sich über die trotzigen Stände lustig, die er am Narrenseil springen ließe; nichts, nichts würde er von ihren Forderungen bewilligen, sie möchten sitzen und beraten und Paragraphen schreiben, solange es sie gelüstete, zuletzt schickte er sie mit langer Nase heim. Es trug zu seinem Wohlbefinden bei, daß Lang auf einer Reise abwesend war; denn dessen Fall war, seit die Sache mit Matthias zum Ausbruch gekommen war, beschlossen. Bei seiner Rückkehr wurde er verhaftet, vor ein Gericht gestellt, und auf sein Vermögen wurde Beschlag gelegt. Einen Teil davon erhielten die vielen Herren, die nun Klagen einreichten, sie hätten Lang große Summen ausgezahlt, damit er ihre Anliegen, Beförderungen und andere Gnadenakte beim Kaiser betreibe, aber keinen Erfolg gesehen; das übrige fiel dem Kaiser zu. Viele wünschten, den hochmütigen und habgierigen Mann am Galgen oder auf dem Scheiterhaufen enden zu sehen; allein das Gericht fand eine solche Schärfe dem ehemaligen Liebling des Kaisers gegenüber nicht angezeigt, zumal da ihm weder in hochverräterischen Handlungen noch in Zauberei etwas Eigentliches nachzuweisen war, und ließ es bei Verlust des Vermögens und der Freiheit auf Lebenszeit bewenden.

Matthias hatte sich die künftige Größe mehr Mühe und Arbeit kosten lassen, als von seiner Natur zu erwarten war, nur in einem wichtigen Punkte blieb er hartnäckig, nämlich in dem einer standesgemäßen Heirat. Hätte er einen ehelichen Nach-

folger gehabt, so hätte er weit mehr Aussicht auf allgemeine Anerkennung gehabt, als jetzt der Fall war, und er selbst wie die Verfechter seiner Sache hätten viel ruhiger in die Zukunft blicken können. Die Schwierigkeit bestand aber darin, daß er seit Jahren mit einer Frau namens Susanna Wachter zufrieden und bequem lebte, von der er sich durchaus nicht trennen wollte. Diese hatte einen feurigen und herrschsüchtigen Charakter, weswegen die Menschen im allgemeinen nicht mit ihr anzubinden liebten; ihn jedoch, der ihr vollkommen ergeben war, versorgte sie mütterlich, und ihre genaue Bekanntschaft mit seinen Gewohnheiten und Bedürfnissen ermöglichte es ihr, ihm das tägliche Leben glatt eingehen zu lassen.

Die ersten Versuche Khlesls, diesen heiklen Gegenstand anzurühren, ließ Matthias abgleiten, als ob er ihn nicht verstehe; dann wehrte er sich, indem er die Heirat auf die Zeit verschieben wollte, wo er sein Ziel erreicht hätte. Das gehe nicht an, sagte Khlesl, man müsse einmal zugeben, daß seine Jugend ohnehin verrauscht sei, wolle er noch Nachkommenschaft erzielen, so müsse er sich dazuhalten. Seinem früheren Stande hätte es hingehen mögen, daß er sich eine Beischläferin genommen habe, jetzt müsse er als ein Mann und Christ den Pflichten seines hohen Amtes nachkommen. In seiner Verblendung bilde er sich ein, daß von der Susanna Wachter seine Seligkeit abhänge; wenn er aber einmal eine andere koste, werde er merken, daß der eine Teig gewälzt und gebacken sei wie der andere, und daß dieselbe Ware auf jedem Markte feil sei. Um ihn davon zu überzeugen, führte ihm Khlesl bei Gelegenheit eines Reichstages eine hübsche Person zu, die sich bereit erklärte, wenn es so der Wille Gottes sei, dem Erzherzog entgegenzukommen; aber schon nach kurzer Zeit wurde Matthias ihrer überdrüssig und verlangte mit

verdoppelter Sehnsucht Susanna Wachter zurück. Dieser Umstand legte die Vermutung nahe, daß Matthias von der Wachter behext und unfähig gemacht sei, Kinder zu erzeugen oder überhaupt sich mit anderen Frauen einzulassen. Mit Vorstellungen, welche Gefahr er an der Seite dieses Weibes laufe, brachte Khlesl es allmählich dahin, Matthias ein wenig ängstlich und mißtrauisch zu machen und ihn wenigstens zum Anhören seiner Vorschläge zu bewegen.

Es war die jüngste Schwester des Herzogs von Bayern, Magdalena, die Khlesl ins Auge gefaßt hatte, um damit seinem Schützling den Beistand dieses tatkräftigen und glaubensstrengen Herzogs zu sichern, und Matthias ließ es endlich zu, daß der Bischof nach München reiste und insgeheim anklopfte, wie die Werbung des Erzherzogs am dortigen Hofe aufgenommen werden würde. Da Magdalena bisher noch keine Bewerber gehabt hatte, die ernstlich in Betracht gekommen wären, begann die Frage ihrer Versorgung dem alten Herzog, ihrem Vater, ernste Gedanken zu machen, und die Aussicht auf diese Heirat versetzte ihn in nicht geringe Aufregung. Allerlei Bedenken standen freilich entgegen: erstens das Alter des Matthias, der damals fünfzig Jahre alt war, ferner sein wunderliches Verhältnis zu Rudolf und sein verwegenes Scharmutzieren in Ungarn und Böhmen, womit er noch alles verspielen könne. Hiergegen führte Khlesl an, wie lästerlich und schändlich es in Prag zugehe, daß Gottes Beistand dem Matthias nicht fehlen könne, und daß er ja auch nichts Unbrüderliches gegen Rudolf vorhabe, sondern auf dem Wege der Billigkeit bleiben wolle. Anders ließ sich die Erzherzogin Maria, Wilhelms Schwester, vernehmen: er solle sich doch den stinkenden Matthias vom Leibe halten, schrieb sie ihrem Bruder; nach außen scheine er vielleicht noch ein wenig, aber innen sei alles verfault, und der Teufel

werde über kurz oder lang damit davonfahren. Ob Wilhelm nicht wisse, daß seine Hure, die Wachter, ihm die Mannes-kraft abgehext habe? Das wäre ein gottloser Handel, wenn er seine Tochter einem solchen Manne gäbe, von dem sie keine Kinder gewinnen und auch sonst wenig Ehre davon-tragen könnte.

Diese Warnungen machten nur geringen Eindruck auf den alten Herzog und noch weniger auf Magdalena selbst; ihre Tante sei neidisch, sagte sie, und fürchte, daß Matthias von ihr Kinder bekomme und dadurch für ihren Ferdinand die Aussicht, Kaiser zu werden, dahinschwinde. Maximilian erinnerte sie neckend daran, wie sie, als ihre Schwester Maria Anna den Ferdinand genommen habe, spöttisch gesagt habe, sie möchte keinen von den buckeligen Österreichern zum Manne; worauf Magdalena errötend entgegnete, der Ferdinand sei allerdings ein alberner Löffel und wackelig in den Gelenken wie ein Hampelmann, mit Matthias sei es etwas anderes, er sei bei Jahren, habe Vernunft und Erfahrung, solle gar nicht so übel sein. Übrigens, sagte sie, müsse ein jeder sein Glück versuchen, sie wolle es auch, die Susanna Wachter wolle sie ihm schon austreiben, und das uneheliche Kloster-leben sage ihr vollends nicht zu, so sei doch etwas bei der Heirat gewonnen.

So war die Angelegenheit schon auf einen Punkt gegen-seitiger Verständigung gekommen, als sie durch etwas Un-vorhergesehenes durchkreuzt wurde, nämlich durch die Wer-bung des Kaisers um Magdalena. Als das Gerücht von der geplanten Heirat des Matthias nach Prag kam, wurden in der Umgebung des Kaisers höhnische Bemerkungen gemacht, wie sie seinen Beifall haben mußten. Wenn die Magdalena ein Kind bekäme, hieß es, hätte sie es wohl eher vom Teufel als von Matthias. Aufziehen möchte er die Braut schon,

wenn es aber dann zum Tanz käme, wie er bestehen sollte? Wenn die Hochzeit auch vollzogen würde, sagte Rhutsky, würde die Wachter doch nicht leiden, daß er den Fuß auf das Ehebett setzte; es sei ja bekannt, daß sie in einem gewissen Kloster ein Lämplein brennen habe, womit sie ihm das Lebenslicht ausblasen könne.

Der Kaiser hörte wohlgefällig zu, war einige Tage nachdenklich und kam dann damit heraus, daß er die Magdalena selbst heiraten wolle. Er wolle dem Matthias seine falschen Karten verschlagen, ohnehin sei es jetzt Zeit für ihn, sich zu vermählen. Zwar gefalle ihm auch eine florentinische Prinzessin gut, deren Bild er kürzlich gesehen habe, aber er wolle es nun zuerst auf die bayrische abstellen. Er müsse lachen, sagte er, wenn er sich den Schrecken und die Enttäuschung unter seinen habgierigen Brüdern ausmale.

Rudolfs Räte schüttelten den Kopf, hielten es aber für klüger, ihr Erstaunen nicht zu äußern, und so ging denn eine vertrauliche Gesandtschaft nach München ab, um unvorgreiflich über die Sache zu reden. Der alte Herzog verlor einigermaßen die Fassung, denn diesen Bewerber auszuschlagen, schien ganz und gar unmöglich, und doch wäre ihm Matthias, als der künftige Kaiser, bei weitem lieber gewesen. Auch Magdalena wollte von Rudolf nichts wissen; vor Matthias grause ihr weniger, weil er nicht gar so alt und auch sonst nicht so unflätig sei wie der Kaiser.

In ihrem Widerstande wurde Magdalena durch die Bekanntschaft mit ihrem Vetter Leopold bestärkt, Ferdinands jüngerem Bruder, der sich in sie verliebte und eine heftige Zuneigung in ihr erweckte. Der nun zwanzigjährige Bischof von Passau ging mit dem Gedanken um, sich nach dem Tode der Mutter des geistlichen Wesens, zu dem er niemals Lust gehabt hatte, zu entäußern und ein fröhliches Fürstenleben

anzufangen, wie es andere seinesgleichen führten. Er fühlte sich fähig, ein Held zu sein, sowohl im Krieg wie im Regiment und in der Liebe, und womöglich den Dämel, seinen Bruder Ferdinand, den er für einen Duckmäuser ansah, aus dem Sattel zu heben. Da er an jenem gehässigen Familienvertrage vom Jahre 1606 nicht beteiligt gewesen war, hatte der Kaiser eine Vorliebe für ihn gefaßt und ihm Hoffnung gemacht, er werde ihn etwa noch zu seinem Sohn und Nachfolger erheben. Die Erlaubnis, das geistliche Kleid abzulegen, würde ihm der Herzog von Bayern, glaubte er, leicht in Rom erwirken können.

Von dieser Leidenschaft ergriffen, sträubte sich Magdalena nunmehr ebensowohl gegen Matthias wie gegen Rudolf und erklärte, sie wolle als Nonne in ein Kloster gehen, wenn man sie zwingen wolle, einen anderen Mann als Leopold zu heiraten. Diesen liebe sie und werde nie einen anderen lieben, und ebenso ungestüm gebärdete sich Leopold zur großen Verlegenheit des alten Herzogs.

Die ersten Jahre der zweiten Ehe des Herzogs Jan Wilhelm von Jülich-Cleve waren reich an Aufregungen für die beteiligten Fürsten; denn zuweilen hieß es, er sei nun gesund und wohlauf, halte offene Tafel und gehe zur Jagd, ja die Herzogin sei guter Hoffnung, und die Geburt eines Erben stehe bevor. Allein dies bewahrheitete sich niemals, und diejenigen schienen recht zu behalten, die von Anfang an behauptet hatten, Jan Wilhelm sei ebenso verwirrt wie früher und werde nur jeweilen, wenn er eine ruhige Zeit habe, dem Volke von fern gezeigt, damit es ihn für gesund ansehe. Die Herzogin halte sich für betrogen, sei bitterböse und werde nur mit Mühe bewogen, nicht zu ihren Verwandten in die Heimat zurückzukehren. Auch erfuhr man, daß

sie einen Prozeß gegen Schenkern wegen seiner vielen Gewalttaten anstrengte, wobei er aber mit dem Leben davonkam, wenn er auch von seinen Ämtern weichen mußte. Dann kamen Nachrichten über die Abnahme von Jan Wilhelms Lebenskraft, die den Kurfürsten von Brandenburg und Wolfgang Wilhelm von Neuburg in Atem hielten; Wolfgang Wilhelm hatte Beauftragte in Düsseldorf, die es ihn ohne Verzug wissen lassen sollten, wenn der erwartete Todesfall einträte. Indessen vergingen noch mehrere Jahre unter wechselnden Gerüchten, bis Jan Wilhelm, ganz in Blödsinn verfallen, im Anfang des Jahres 1609 endgültig starb.

Ohne Zeitverlust machte sich Wolfgang Wilhelm mit einem kleinen Gefolge nach dem Norden auf, das Ziel seiner geschwinden Reise möglichst geheimhaltend. Während er durch die aufgeweichten Straßen zog unter hochschiffenden Frühlingswolken und feuchten Stürmen und den Blick über die braune Erde schweifen ließ, die von langsamen Pflügen aufgelockert wurde, hob sich seine Brust unter angenehmen Träumen. Niemand, dachte er, würde so früh wie er von dem Tode Jan Wilhelms unterrichtet sein, er würde als der erste anlangen und sich der Herrschaft bemächtigen. Gnädig würde er die Huldigung der Stände im Namen seines Vaters entgegennehmen und etwaige Widersacher entschlossen beugen; der Brandenburger würde am Ende froh sein, seine Ansprüche auf seine Tochter übertragen und sie ihm zur Ehe geben zu können. Spanien würde voraussichtlich alles aufbieten, um das Land in die eigene Gewalt oder in die eines von ihm abhängigen Fürsten zu bringen; aber er brauchte es nicht zu fürchten, da ja die Union ihm zur Hilfeleistung verpflichtet war und der König von Frankreich selbst ihn mit seinem Siegesschwert verteidigen würde. Die Vorstellung schmeichelte ihm, wie umsichtig er Vorsorge

getroffen hatte, und daß vielleicht ein Krieg unter den Völkern entbrennen würde, um ihn zum reichsten Fürsten im Deutschen Reiche zu machen.

Er war gerade am Ziele seiner Reise angelangt, als ein widerwärtiger Anblick plötzlich seine frohe Stimmung umkehrte: er sah das wohlbekannte brandenburgische Wappen am Tore angeschlagen, ein Zeichen, daß der Kurfürst bereits dort war oder durch einen Stellvertreter von der Hauptstadt Besitz ergriffen hatte. Viel weniger hätte es ihn erbittert, wenn ihm spanische Waffen entgegengestarrt hätten, denn diese hätten seine Glaubensgenossen verdrängen können; wer aber würde ihm helfen, den verhaßten Nebenbuhler loszuwerden? Keiner von den protestantischen Fürsten würde ihm darin beistehen, das ganze Land ungeteilt für sich zu behalten. Obwohl ihm zunächst nichts übrigblieb, als sich in die Tatsache zu fügen, fühlte er sich allzu beleidigt, um es nicht den Markgrafen Ernst von Brandenburg, des Kurfürsten Vertreter, merken zu lassen, und es wäre zu einem folgenschweren Zerwürfnis gekommen, wenn nicht Landgraf Moritz von Hessen sich die Vermittlung hätte angelegen sein lassen.

Man möge doch auf gelegenere Zeit verschieben, stellte dieser beiden Parteien vor, wie das Land unter seinen Ansprechern zu teilen sei, und jetzt alle Kräfte darauf richten, daß es nicht dem Kaiser oder Spanien zufalle. Bei dem Kampfe, der sich darüber entspinnen werde, müsse man einig sein, jetzt seien alle Umstände günstig, die Habsburger, die Pest des Reiches, seien unter sich uneinig, im Begriffe, sich selber zu verschlingen. Der Augenblick sei für die deutschen Fürsten gekommen, sich ihre Unabhängigkeit zu erobern. In demselben Sinne sprach Anhalt, der geschäftig hin und her flog, um die letzten Zurüstungen zu betreiben, damit auf ein

gegebenes Zeichen die Feuer an allen Orten zugleich aufflammen könnten.

In den habsburgischen Ländern bereitete sich sichtlich ein großer Umschwung vor, denn Matthias und Rudolf standen sich unversöhnlich gegenüber, und den Sieg davontragen mußte der, dem die Übermacht der Protestanten zufiel. Khlesl und Matthias konnten sich dem nicht verschließen, daß sie der protestantischen Herren bedurften, und daß diese sich nicht billig verkaufen würden. Zuerst waren sie mit Anlockungen und Vorspiegelungen ausgekommen; nachdem aber Rudolf Ungarn, Mähren und Österreich wirklich abgetreten hatte, verlangte der protestantische Adel wirkliche, mit Brief und Siegel beglaubigte Zugeständnisse, namentlich Glaubensfreiheit, die Matthias doch nicht gewähren zu dürfen glaubte. Der nunmehrige König von Ungarn wußte durchaus nicht, wie er diesen gewiegten, redefertigen, grundgelehrten und vorurteilslosen Herren begegnen sollte. Khlesl hatte gut sagen, nun solle er zeigen, daß er dem erhabenen Erzhause angehöre, er müsse ihre Dreistigkeit durch Majestät in Schranken halten; Matthias klagte, es werde ihm übel in den Eingeweiden, wenn er diese Leute nur sähe, der Teufel führe ihnen die Zunge, sie sollten ihm nicht mehr vor die Augen kommen. Hiervon nahm er einzig den mährischen Baron Zierotin aus, der denn auch schließlich die Verhandlungen zu einem Ende brachte, indem er einerseits den Adel in etwas nachzugeben und Matthias den notwendigen Forderungen Genüge zu leisten bestimmte.

Zierotin war ein kluger, feingebildeter, etwas kränklicher Herr, der nach mancherlei Enttäuschungen jugendlicher Begeisterung die aufgeregten Kämpfe seiner Zeit mit melancholischem Zweifel verfolgte. Er war der Ansicht, daß die Evangelischen nicht auf die Gleichberechtigung ihres Bekennt-

nisses dringen sollten, wenn der Frieden davon abhange; was verschlage es ihnen, ob sie ihre Andacht in dieser oder jener Kirche verrichteten, ob sie ihre Gebeine auf diesem oder jenem Kirchhof beerdigten, an welchem Orte sie ihren Glauben laut bekennen dürften? Wenn sie nur nicht verhindert würden, Gott in ihrer Weise zu dienen, und nicht gezwungen, Abgötterei zu treiben. Wollten sie mehr erreichen, müßten sie weniger selbstsüchtig und einig untereinander sein. Die Hussiten bekrittelten die Meinungen der Böhmischen Brüder, beide haßten die Lehren der Reformierten, und kaum hinderte sie die gemeinsame Gefahr, sich gegenseitig zu zerreißen. Wie oft hätte er versucht, die Herren aller habsburgischen Länder so zu vereinigen, daß sie einen Körper bildeten, der mächtig allen Gegnern gewachsen wäre; die Eifersucht der Schlesier und Mähren auf Böhmen und Österreich hätte es verhindert. Sie sollten sich mit dem Erreichbaren begnügen, da sie das Vollkommene zu verdienen nicht fähig wären.

Die ungewöhnliche Erscheinung des blassen Herrn im braunen Sammetkleide, dessen traurige Augen Überlegenheit und zuweilen eine leise, zurückgehaltene Verachtung ausdrückten, und dessen sanfte Stimme eher zögerte als sich aufdrängte, gewann auf alle solchen Einfluß, daß sie sich, wenn auch widerwillig, fügten. Die Herren zürnten ihm, daß er, von seinem früheren, schärferen Standpunkt abweichend, für Zugeständnisse stimmte, und auch Matthias gab, ohne überzeugt zu sein, mit bekümmertem Gewissen nach.

Wie ein vom Himmel stürzender Donnerkeil traf Matthias die Exkommunikation des Papstes, weil er sich mit den Ketzern verglichen und ihnen eine, wenn auch beschränkte Duldung gewährt habe. Dies sei die Strafe, jammerte er, für

sein Rebellieren und Traktieren! Hätte er sich doch niemals so viel unterstanden! Nun ziehe Gott die Hand von ihm ab, und zu soviel Plage und Ungemach auf Erden stehe ihm jenseits noch die Hölle bevor. Khlesl redete ihm ernstlich zu: „Sie nehmen sich die Sache allzusehr zu Herzen," sagte er, „die adeligen Herren sind keine Handwerker oder Bauern, die man ohne weiteres in ein Gefängnis werfen oder aus dem Lande jagen kann; man muß mit ihnen dissimulieren, und der Heilige Vater würde es selbst nicht anders machen, wenn er dergleichen Untertanen hätte." Solange Matthias, fuhr er fort, in seinem Herzen ein guter Katholik sei und sich vorbehalte, die Ketzerei auszurotten, sowie er die Möglichkeit dazu habe, brauche er sich nicht schuldig zu fühlen.

In demselben Sinne sprach sich auch der Beichtvater aus, bei dem Matthias Trost suchte. Er bewog den König, eine ausdrückliche Erklärung insgeheim auszustellen, daß er nur gezwungen den Ketzern nachgegeben habe und den Kampf gegen sie zu gelegener Zeit wieder aufnehmen wolle; wodurch sich denn der zürnende Papst versöhnen ließ.

Unterdessen stritten auch die böhmischen Herren miteinander, um eine gemeinsame Formel für ihre Forderungen zu finden, worüber es beinahe zu vollständiger Entzweiung gekommen wäre. Die Lutheraner und Utraquisten schrieben eine bestimmte Kleidung für ihre Geistlichen vor, während die Böhmischen Brüder der Ansicht waren, Frömmigkeit solle sich durch die Reinheit des Herzens und der Sitten ausdrücken, und es sollten sich deshalb die Geistlichen nicht durch äußerliches Gewand von der Menge unterscheiden. Schon hatten die Lutheraner erklärt, sich lieber von den Katholiken Hunde schelten lassen, als den Böhmischen Brüdern die Hand reichen zu wollen, als diese durch Nachgiebigkeit den Frieden wiederherstellten. Nunmehr legten die Ein-

mütigen Rudolf ihre Forderungen vor und drohten, nicht auseinanderzugehen, bis er sie bewilligt habe.

Schrecken und Unruhe bemächtigte sich der Bürger, die nicht wußten, auf welche Seite sie sich bei dem augenscheinlich bevorstehenden Kampfe schlagen sollten. Als Protestanten fühlten sie die Pflicht, zu ihren Glaubensgenossen zu stehen; aber sie waren dem Kaiser, in dem sie einen guten alten kranken Mann sahen, ergeben und betrachteten die adeligen Herren mit Mißtrauen. Sie verwünschten das Lärmschlagen und Zusammenrotten, das den Geschäftsgang ins Stocken brachte und Handel und Wandel bedrohte. Nicht mindere Verlegenheit herrschte auf der Burg. Der Kaiser wollte die Abgeordneten nicht vor sich lassen, so erzürnt war er über ihre Dreistigkeit; aber ihre Forderungen geradezu abzuweisen, getraute er sich auch nicht. Auf der anderen Seite mochte er die katholischen Kronbeamten, Lobkowitz, Martinitz, Slawata, seine Unsicherheit nicht merken lassen, die ihn drängten, festzubleiben und die Verbündeten als Rebellen zu behandeln. Erzherzog Leopold, der anwesend war, bestürmte ihn, den Krieg entscheiden zu lassen. Er hatte mehrere Offiziere aufgetrieben, darunter Lorenz Ramée, einen wilden Menschen, der im Besitz der feinsten Kriegskunst zu sein behauptete und sich vermaß, ganz Böhmen in einem Feldzuge zum Gehorsam zu bringen. Die Kronbeamten stimmten ihm bei: Rudolf dürfe sich von den Ständen nichts vorschreiben lassen, zeige er ihnen jetzt nicht den Herrn, würde er ihr Sklave werden. Und wenn der Kaiser selbst, sagte Lobkowitz, den Vertrag unterschreibe und ihn bei seinem Leben hieße, es auch zu tun, so würde er doch seinen Namen nicht daruntersetzen. Er sei nicht nur ein Diener des Kaisers, sondern auch Gottes und seines beschworenen Amtes.

Die herrische Art dieses Magnaten erfüllte den Kaiser

mit Abneigung und Argwohn; es fiel ihm ein, daß Heinrich III. nicht durch einen feindlichen Ketzer, sondern durch einen seines Glaubens ermordet war. Diese Leute, dachte er, maßten sich mehr an als die Protestanten, während sie doch mehr als jene zur Unterwürfigkeit gegen ihn verpflichtet wären. In äußerster Ratlosigkeit ließ er Hannewald rufen, dem es nie an tüchtigen Auskunftsmitteln gebrach, den einzigen Mann, von dem er glaubte, daß es ihm nur um die Erhaltung der Kaisermacht zu tun wäre.

Gelassen ruhten Hannewalds Blicke auf dem graubleichen Gesicht und den zitternden Händen seines Herrn. Was der Lobkowitz und die anderen Herrschaften vorgebracht hätten, sagte er, könne der Kaiser an die Wand malen lassen, sonst sei es zu nichts gut. Krieg! Man hätte jetzt gesehen, wie man mit dem Matthias gefahren sei.

„Ich bin verloren," sagte der Kaiser, indem er das Gesicht mit den Händen bedeckte; „alles verläßt mich. Der Tod wird mich aus dem Elend erlösen!" Hannewald, der solche Klagen öfters gehört hatte, war nicht dadurch gerührt und ließ sich nicht darauf ein. „Es gibt einen vergrabenen Schatz im Königreich Böhmen," sagte er, den Kaiser fest ins Auge fassend, „wer den hebt, ist Herr des Landes, und Eure Majestät kann ihn ohne viel Mühe oder Gefahr gewinnen!" Rudolf, in dem sogleich abenteuerliche Hoffnungen auftauchten, hob den Kopf und sah Hannewald begierig an; er werde doch aber nicht allein bei der Nacht etwas Schauerliches verüben sollen? Nein, sagte Hannewald, dergleichen nichts. Er brauche nur den Städten die Reichsunmittelbarkeit zu verleihen und die Bauern zu befreien, so hätte er ein Heer, das für ihn kämpfen und siegen werde. Wie lange hätte er den Übermut und Trotz des Adels erduldet, von dem sich jeder mehr als der Kaiser

dünke, und die darauf ausgingen, eine Adelsrepublik zu gründen. Dieser Adel habe das Reich an sich gerissen, indem er die Bauern zu Knechten gemacht habe und für sich arbeiten lasse. Die Schmarotzer sögen sich voll, indes der Kaiser und das Land verarmten. Auch die Städte fürchteten den Neid und die Mißgunst des Adels und blickten voll Sehnsucht nach dem Kaiser; die Bauern riefen ihn an als ihren Heiland. Kürzlich hätten die Bauern eine Beschwerde gegen ihre Herren aufsetzen lassen, um sie dem Kaiser zu überreichen; wie das herausgekommen wäre, hätten die Herren den Bauern die Köpfe und dem Schreiber, der die Beschwerde geschrieben hatte, die Hände abschlagen lassen. Sie wollten es nicht leiden, daß die Bauern einen Kaiser hätten, darum hätte der Kaiser keine Bauern und kein Kriegsheer mehr. Er, der katholische Kaiser, könne mit einem Wort die evangelischen Bürger und Bauern zu seinen treuen Untertanen machen. Nur von ihm hänge es ab, ob er ein mächtiger Herr über ein blühendes Land sein wolle.

Der Kaiser starrte Hannewald enttäuscht und befremdet an. „Das ist Rebellion," sagte er langsam. „Das ist wider Gottes Gebote." Ob Gott dem Adel die Erde geschenkt habe? fragte Hannewald. Es handle sich da nicht um Religion, sondern um Vernunft und Notwendigkeit. Indessen, was Hannewald auch entgegnete, der Kaiser schüttelte den Kopf und sagte am Ende, das wären Schimären, Hannewald solle ihm auf andere Art helfen. Er könne ja abdanken, sagte Hannewald ärgerlich und schickte sich an, fortzugehen. Rudolf hielt ihn kläglich bittend zurück; wenn er, Hannewald, ihn verlasse, so bleibe ihm nichts übrig, als sich ins Grab zu legen. „Wenn Sie sich zum Handeln nicht entschließen können," sagte Hannewald, sich an der Tür umwendend, „so müssen Sie den Evangelischen nachgeben."

Geld, um Söldner zu einem aussichtsvollen Kriege zu werben, sei nicht vorhanden. Die ganze Erde hätte nicht Wasser genug, um den Brand zu löschen, der entstehen würde, wenn irgendwo ein Feuerfunken zündete. Pfalz und Hessen spitzten die Ohren, um das Schwert zu ziehen, sowie irgendwo die Waffen klängen; Frankreich und Holland würden einfallen. Wo wolle er da bleiben ohne Heer? Er sei nicht einmal Bayerns sicher. Dann möchte sich Lobkowitz mit dem Papst vor seinen Thron stellen und ihn beschützen.

Dieser Ausgang, die Forderungen der protestantischen Herren zu bewilligen, war dem Kaiser im Grunde erwünscht; denn seine Unterschrift kostete ihm nichts, und er gewann Zeit, neue Rettungspläne einzufädeln. Von solchen Hintergedanken äußerte er gegen Hannewald nichts; aber am Tage, nachdem er die Urkunde unterschrieben hatte, durch welche der böhmische evangelische Adel seine Rechte zu versichern dachte, und welche unter dem Namen des Majestätsbriefes bekannt wurde, empfing er seinen Neffen Leopold und erteilte ihm die Erlaubnis, sich umgehend nach Jülich aufzumachen und in seinem Namen von der Festung Besitz zu ergreifen. Auf diesen kriegerischen jungen Mann, der ihm leidenschaftliche Ergebenheit beteuerte, setzte er jetzt sein Vertrauen, und ihn dachte er gegen seine Brüder und seinen Neffen Ferdinand auszuspielen. Böhmen und Jülich sollten Leopolds Hausmacht werden, und als Schwager Maximilians von Bayern würde er auch über dessen Macht verfügen können; Rudolf nämlich gab seine Heiratspläne bereitwillig auf, um die Braut für seinen Neffen zu werben, der ihm seine Liebe und die damit verknüpften Hoffnungen gestanden hatte.

Leopolds abenteuerliche Fahrt ließ sich zuerst besser an, als zu erwarten war: der Kommandant von Jülich, Rau-

schenberg, der die Festung weder dem Brandenburger noch dem Neuburger hatte einräumen wollen, überließ sie dem Günstling des Kaisers, der sich in Verkleidung glücklich bis dahin durchgeschlagen hatte.

Damit war die Losung zum Kriege gegeben; denn die Union hatte sich verpflichtet, den Fürsten von Brandenburg und Neuburg zur Erhaltung des Rheinlandes, wenn es ihnen etwa streitig gemacht werden sollte, zu Hilfe zu kommen. Daß es sich dabei nicht eigentlich nur um das Herzogtum Jülich handelte, wußten alle; bei diesem Anlaß sollten einmal die alten Streitfragen ausgefochten werden, die in Güte nicht zum Austrag zu bringen waren. Nach dem Zusammentritt der Union hatten sich auch die katholischen Fürsten verbündet, um den Protestanten nötigenfalls eine tüchtige Kriegsmacht entgegensetzen zu können. Maximilian von Bayern hatte sich bereit erklärt, die Leitung des Bundes und den Oberbefehl über das Heer im Fall eines Krieges zu übernehmen unter der Bedingung, daß Österreich nicht darin aufgenommen würde. Doch hatte Spanien, das dem Bunde gern beigetreten wäre, wenigstens die Zulassung Ferdinands von Steiermark durchgesetzt, wenn er auch freilich mit einem bloßen Titel abgefunden wurde; da man schon Frankreich gegen sich hatte, hielt es Maximilian nicht für rätlich, es auch mit Spanien zu verderben.

Während der protestantische Adel Böhmens noch in kriegerischer Stimmung auf dem Rathause zu Prag versammelt war, eilte Christian von Anhalt hin, um auf den Sturz des Kaisers zu dringen und einen Anschluß an die Union zu vereinbaren. Wie sehr er jedoch seine Reise beschleunigte, kam er erst an, als Rudolf schon den Majestätsbrief unterzeichnet und dadurch eine Versöhnung herbeigeführt hatte. Anhalt war enttäuscht und entrüstet, daß man sich so hatte

einfangen, von dem abgefeimtesten der Lügner hatte hinters Licht führen lassen. Nie mehr, und wenn er seine Seele zum Pfande setze, würde er Rudolf trauen; er hätte keine, seine Brust sei leer wie ein hohler Baum, in dem die Fäulnis leuchtete. So arg sei es doch wohl nicht, meinte Wilhelm von Lobkowitz, und man vermeide doch lieber die Extremitäten, wogegen andere sagten, sie trauten Rudolf keineswegs, einstweilen hätten sie ihm aber die Hände gebunden, das Weitere müsse man abwarten. Graf Thurn war unzufrieden und teilte Anhalts Meinung, man hätte den mürben Strick nicht noch einmal anknoten sollen; nun aber, sagte er auch, müsse man sich damit weiterhelfen, solange er hielte. Vergebens malte Anhalt die Gunst der Umstände: überall recke die Freiheit das Haupt, Venedig sei im Kampfe mit dem Papst Sieger geblieben, man könne keine kühnere Sprache führen als der Doge und jener vom kalviniſchen Geiste beseelte Mönch Paolo Sarpi. Was für Veränderungen, wenn die weltliche Herrschaft des Papstes stürzte, das tönerne Haupt des großen Tieres zerschellte! Wenn Genf, die keusche, ihren Fuß auf den Nacken der römischen Hure setzte! Vergeblich mahnte er zum Eintritt in die Union und bot ihre Hilfe an: insgeheim fürchteten die böhmischen Herren für ihre Selbständigkeit und hüteten sich, Verpflichtungen gegen die deutschen Fürsten auf sich zu laden.

In Wahrheit waren die Kräfte und Mittel der Union weniger glänzend, als Anhalt sie darstellte. Keiner von den Fürsten hatte Geld genug, um sein Heer lange Zeit im Felde zu halten, oder Lust, das etwa vorhandene daran zu wagen. Nur die Städte hatten einen vollen Beutel, zogen ihn aber nicht auf, außer wenn es ihnen wirklich und erweislich unmittelbar zugute kam. Wie möchten sie so markten, sagte dann wohl Anhalt ungeduldig, wenn es sich um

die Freiheit der Gewiſſen handele! Wollten ſie ſtillſitzen, wenn nun die Horden der Jeſuiten und Kapuziner näherrückten, um die dem reinen Gottesdienſt geweihten Kirchen mit ihrem Baalsdienſt zu beſudeln?

Sie würden ſich wehren, erwiderten die Städte, wenn die Widerſacher ihnen zu Leibe rückten; aber davon wären noch keine Anzeichen vorhanden. Wenn in ihrem Gebiet ein Päpſtlicher ſich unbeſcheiden aufführte, ſo hätten ſie Mittel, ihn zu ſtrafen trotz Kaiſer und Papſt. Bisher hätte der Kaiſer ſie bei ihren Rechten und Gewohnheiten belaſſen, wie ſie ihm wiederum ihre Schuldigkeit geleiſtet hätten.

Sie hätten keinen Gemeinſinn, warf ihnen Anhalt vor.

Ob die Fürſten nicht auch zuerſt ihre Selbſterhaltung bedächten, entgegneten die Städte. Es wäre bisher ſo geweſen, daß ſie vom Kaiſer ihren Lebensfaden angeſponnen, und daß die Fürſten ihn abzuſchneiden getrachtet hätten; ſollten ſie ſich nun gegen den Kaiſer zu den Fürſten ſtellen? Man ſehe jetzt wieder, wie der Herzog von Wolfenbüttel der Stadt Braunſchweig nachſtellte und ſie zu einer gemeinen Landſtadt herunterdrücken wollte.

Ja, und der Kaiſer hätte ſie nicht beſchützt, ſagte Anhalt triumphierend, ebenſowenig wie die Reichsſtadt Donauwörth, die er vielmehr aus Glaubenshaß dem jeſuitiſchen Herzog von Bayern preisgegeben hätte.

Wäre die Stadt vorſichtig geweſen und hätte dem Pöbel nicht zu viel nachgegeben, antworteten wiederum die Städte, möchte es nicht ſo weit gekommen ſein. Übrigens wüßten ſie wohl, daß die gegenwärtigen Läufte gefährlich und beſonders für die Städte verdächtig wären; ſie müßten mühſelig zwiſchen Scyllam und Charybdim hindurchſteuern, wollten ſie die heile Haut davontragen.

Als Chriſten ſollten ſie nicht an ihre Haut denken, ſagte

Anhalt, sondern an ihren Gott. Worauf der nürnbergische Abgesandte einmal entgegnete: „Euer Liebden reden viel von Gott, wenn Sie zu uns sprechen. Sprechen Sie aber zu Ihresgleichen, so reden Sie von der Libertät, welches so viel heißt, als daß die Fürsten dem Kaiser nicht untertan sein wollen."

Was ferner den Städten durchaus nicht eingehen wollte, war die Verbindung mit dem König von Frankreich, als mit einem ausländischen Fürsten. In der guten alten Zeit würde man dergleichen als Hochverrat angesehen haben, und es könne nichts Gutes aus solchem Bündnis kommen. Noch dazu sei der König von Frankreich ein Apostat, habe seinen Glauben abgeschworen, seine Glaubensbrüder verraten und bekämpfe sie jetzt. Wie reime sich das damit, daß er den Protestanten im Nachbarlande beistehen wolle? Dabei sei kein Treu und Glauben, und es möchte den guten Deutschen ergehen wie dem Bären oder Hasen, als er mit dem Fuchs gemeinsame Sache machte.

Auf der Straße, die durch die Berge der Eifel nach Düren führte, überholte ein Trupp Mansfeldischer Reiter einige Landleute, die eine Hochzeit zu vollziehen sich in das nächste Kirchdorf begaben. Es waren das Brautpaar, dessen Eltern und die Verwandtschaft mit ihren Kindern, alle sauber gekleidet, die Braut mit Bändern und einer turmartigen Krone geschmückt, unter der ihr junger Kopf sich ernst und schamhaft beugte. Beim Anblick der Reiter erschraken die Leute, beruhigten sich aber, als einer derselben, ihren Dialekt komisch nachahmend, sie freundlich ansprach, nach dem Wege fragte und versicherte, daß sie nichts Feindliches im Sinne hätten, vielmehr selbst der Hilfe bedürftig wären. Die vom Schreck befreiten Bauern gaben Bescheid, worauf die Reiter sich ihnen anschlossen und unter dem mühselig

geführten Gespräch zur Hochzeit einluden, da sie noch nichts im Leibe hätten, auch Genügsamkeit gelobten, als die Leute auf das geringe Maß der im Dorfe vorhandenen Vorräte hinwiesen. Es war Anfang Januar, und nach langen Regentagen setzte scharfe Kälte ein; ein beißender Nordwind pfiff durch das leere Ginstergestrüpp, das hie und da die Hügel bewuchs, und die erst durchweichten, nun gefrorenen Wege waren für die barfuß laufenden Kinder schwer zu begehen. Eine Viertelstunde von dem Dorfe kamen den Hochzeitern Befreundete entgegen, denen Spielleute vorangingen, und wiederum zerstreute die gute Laune der Reiter die Besorgnis, die ihr unerwartetes Erscheinen einflößte. Da sich zeigte, daß sie gute Katholiken waren, die Knie beugten und beteten wie die anderen, war die Einwohnerschaft vollends zu gastlicher Aufnahme willig, und das Hochzeitsmahl wurde durch herzugetragenes Brot, Fleisch und Dünnbier, so gut es gehen wollte, erweitert. Beim Tanze, der sich an das Essen anschloß, entspann sich ein Streit, indem ein betrunkener Reiter die Braut um die silbernen Beschläge ansprach, die ihr Mieder zierten und die seine Habgier reizten. Der Bräutigam lief zu ihrem Schutze herbei, der Reiter wurde hitzig, zog die Braut an sich und stach ihr, als sie sich ihm schreiend entwinden wollte, ein kurzes Schwert, das ihm an der Seite hing, ins Herz. Daraus entwickelte sich ein allgemeines wildes Kämpfen, das durch die plötzliche Ankunft Mansfelds, des Regimentsobersten, unterbrochen wurde. Er sprang sofort vom Pferde, trat unter die Wütenden und hieß einen der Seinigen sprechen, der die Schuld des Geschehenen auf die Bauern zu schieben suchte, als hätten sie einen listigen Überfall vorbereitet, dessen sie, die Soldaten, sich gewaltsam hätten erwehren müssen. Mansfeld stellte sich an, als ob er ihm Glauben schenkte, befahl seinen Leuten, alles heraus-

zugeben, was sie sich etwa den Bauern Gehöriges angeeignet hätten, ließ sie aufsitzen und sprengte mit der ganzen, nun vereinigten Truppe so schnell wie möglich davon, ohne daß die Bauern der bewaffneten Übermacht gegenüber Widerstand zu leisten hätten wagen können.

Schon lag das frühe Dunkel auf den Hügeln, über die die Reiter hinjagten. Mansfeld war verstimmt und sagte ungehalten zu dem Leutnant, der die Schuldigen angeführt hatte, er durchschaue den wahren Sachverhalt wohl und würde eine blutige Strafe verhängt haben, wenn er nicht hoffen könne, daß die Tat in diesem verlassenen Winkel begraben bleibe. Als der Leutnant sich damit entschuldigen wollte, daß nach langem Fasten ihnen Essen und Trinken zu Kopfe gestiegen sei, hieß ihn Mansfeld schweigen; er müsse für ihre Zügellosigkeit büßen, ihm hängten sie den Namen eines Mordbrenners an, der die Katholiken so wenig verschone wie die Evangelischen. An einer Wegscheide ließ er haltmachen, sprach sein Mißfallen und die Hoffnung aus, die Übeltäter würden sich beeifern, ihr Schelmenstück durch eine soldatenmäßige Heldentat wieder gutzumachen. Einige Meilen entfernt liege das Städtchen Schleyden, das in Feindeshand, aber ungenügend besetzt sei und leicht überrumpelt werden könne. Dort wolle er sich festsetzen, um mit sicherem Rückhalt Streifzüge zu wagen und weiter um sich zu greifen. Dieser Überfall gelang; aber schon am folgenden Tage erschien eine starke Abteilung brandenburgischer Soldaten unter dem Grafen Friedrich Solms, denen gegenüber Mansfeld den schwach befestigten Ort nicht halten konnte. Nach tapferer Gegenwehr mußte er sich mit den überlebenden Soldaten gefangen geben, wurde nach Düren gebracht und wartete dort ungeduldig auf das Lösegeld, das sein Kriegsherr, Erzherzog Leopold, für ihn zu erlegen aufgefordert wurde.

Während der erzwungenen Untätigkeit, die ihn von Tag zu Tag unleidlicher drückte, lief an Mansfelds Geiste sein vergangenes Leben, aus Kampf, Enttäuschung und Bitterkeit bestehend, vorüber. In seinem zehnten Lebensjahre hatte es sich begeben, daß er in die Bücher, die ihm gehörten, ein paar französische Andachtsbreviere, eine Befestigungslehre und einen lateinischen Plutarch, neben seinen Namen Peter Ernst Mansfeld den Wahlspruch seines Vaters geschrieben hatte, der ihm überaus wohl gefiel: Force m'est trop. Dies hatte der Hofmeister der Pagen, mit denen er erzogen wurde, gesehen und ihn auf Befehl seines Vaters mit Schlägen so gezüchtigt, daß Blut geflossen war. Es wurde ihm dabei gesagt, daß er der Gewalt sich zu fügen lernen müsse, daß das störrische, unbändige Wesen ihm ausgetrieben werden solle, und als er sich zornig beklagte, ein Fürstensohn dürfe nicht wie ein Knecht behandelt werden, wurde ihm entgegnet, er sei ein Bastard, solle nach dem Willen seines Vaters nicht anders behandelt werden als die Pagen, die im Schlosse dienten, und habe kein Recht, seines Wappens und Wahlspruchs sich zu bedienen. Wenn ihn seitdem ein Gegner mit dem Namen Bastard gehöhnt hatte, überlief ihn jedesmal dasselbe Gefühl von Scham und ohnmächtiger Wut, das damals seine kindliche Brust fast erdrückt hatte. Haß und unersättliche Rache gegen den Vater durchdrangen ihn, dessen gesundes Alter kalt, zufrieden und würdevoll in seinen Schlössern thronte, und der seinen Sohn namenlos, ohne Heimat, Erbe und Ehre zurückließ. Oft sehnte er sich danach, den hochmütigen Greis, dem man sich nur voll Ehrfurcht und unter Bücklingen genähert hatte, aus der Erde herauszuwühlen und öffentlich verletzter Vaterpflicht und unnatürlicher Grausamkeit anzuklagen. Fluch über ihn, der seinen Sohn wie Ismael in die Wüste ge-

ſtoßen hatte. Noch jetzt mußte er oft rühmen hören, wie treu ſein Vater als Gouverneur von Luxemburg dem Hauſe Habsburg gedient und ihnen ſogar alle ſeine Güter hinterlaſſen habe; ihm ſchien es nicht rühmenswert, daß er den übermütigen Herren ſeinen Überfluß vermachte und ſeinen Sohn ihrer Gnade zu empfehlen ſich begnügte. Er hatte es nicht anders gewußt, als daß er im Dienſte des Hauſes Öſterreich das Schwert führen müſſe, und hatte es getan, ſo gut er es verſtand, tapfer und ohne ſein Leben zu ſchonen; ſie dagegen hatten ihn wegen eines fehlgeſchlagenen Kriegsunternehmens, woran er ſich unſchuldig glaubte, kaſſiert. Zurückſetzungen und Kränkungen aller Art waren ihm zuteil geworden, ſo daß er ſich endlich klargemacht hatte, er als berechtigter Erbanſprecher der väterlichen Hinterlaſſenſchaft ſei ihnen im Wege. Warum ließ er ſich treten von denen, die ihn ausgeplündert hatten? Er konnte leicht anderswo ſein Glück finden, ja es waren ihm ſchon Anträge von evangeliſcher Seite gemacht worden; dann konnte er vielleicht den Gegnern mit Gewalt nehmen, was ſie dem geduldigen Diener vorenthielten. Immer, wenn er die Möglichkeit erwog, zur Union überzugehen, ſtörte ihn die Vorſtellung, daß er ſich gleichſam als ein Flüchtling und Verſchmähter denen anſchloß, auf die er als auf Ketzer und Rebellen herabzuſehen gewohnt war; dagegen ſagte er ſich, daß er der Mann ſei, ihnen ſeinen Wert zu erweiſen. Das Ergebnis langer Kämpfe war, daß er den Grafen Solms bat, ihn gegen Ehrenwort zu entlaſſen, damit er den Erzherzog Leopold perſönlich auffordern könne, ihn auszulöſen, widrigenfalls er zur Union übergehen wolle; weigere ſich Leopold, ſo ſei er entſchloſſen, die Drohung auszuführen. Graf Solms zögerte mit der Antwort; denn er hatte die Meinung, daß das Ehrenwort eines Baſtards nicht gelte, und war nahe daran, ihm

dies zu verstehen zu geben. Indem er aber Mansfeld in das kluge, reizbare Gesicht sah, das sich rötete und argwöhnisch leidend verzog, weil er des Unschlüssigen Zweifel richtig deutete, besann er sich plötzlich eines anderen, reichte dem Bittenden die Hand und sagte: „Ich habe Euch kämpfen sehen wie einen Edelmann, und als einem solchen gebe ich Euch die Freiheit;" worauf Mansfeld dankte und davonritt.

Von Erzherzog Leopold, der sein erträumtes Reich von Jülich aus zerfließen sah, ohne Geld, weil er selbst keins habe, und mit den spöttischen Worten entlassen, er solle unter Freunden und Verwandten für sich sammeln lassen, kehrte er grollenden Herzens nach Düren zurück. Nicht nur redeten ihm Ansbach, Anhalt und Solms zu, sich nunmehr der Union anzuschließen, sondern Solms schenkte ihm auch die Freiheit, großmütig auf das Lösegeld verzichtend; allein das bestärkte Mansfeld in dem Vorsatz, nur an der Spitze eines Regiments, nicht als Bettler zu den bisherigen Feinden zu kommen. Einige Monate vergingen, die er im Belgischen und Luxemburgischen, werbend und streifend im Dienste des Erzherzogs, zubrachte, immer noch ein Zeichen erwartend, das ihm Anlaß gäbe, bei der alten Fahne zu bleiben. Anstatt dessen geriet er in einen Wortwechsel mit Leopold, weil dieser sich weigerte, den Söldnern, die Mansfeld für ihn geworben hatte, den Sold auszuzahlen. Im Vertrauen auf seine, des Erzherzogs, Ehre, habe er den Söldnern sein Wort verpfändet, warf ihm Mansfeld vor, worauf der Erzherzog spottete, er sei ja dem Grafen Solms das Lösegeld schuldig geblieben, und derselbe habe das Recht, Mansfelds Namen auf den Schandpfahl zu schlagen. Des Lösegelds solle er ewig eingedenk sein, antwortete Mansfeld kurz, drehte sich um und verließ Leopold, entschlossen, nun ein Ende zu machen. Unter dem Vorwande, einen Futtertrans-

port eskortieren zu müssen, verließ er mit seinem Regiment das Elsaß, wohin er sich zurückgezogen hatte, und führte es dem einstigen Feinde zu. Auf einem freien Felde hielt er eine Ansprache, in der er die Gründe, die ihn bewegten, auseinandersetzte. Er sprach von dem Geiz und der Undankbarkeit des Hauses Habsburg, und wie lange er die Tyrannei desselben ertragen habe in der Meinung, es müsse so sein, daß einige Hunger und Durst, Frost und Hitze, Entbehrung und Mangel litten, während andere in Überfluß, Gütern und Titeln schwelgten. Es sei nicht so; das Evangelium der Freiheit sei längst ausgegangen in die Welt, man hätte es ihnen aber vorenthalten. Zur evangelischen Freiheit wolle er von nun an sich halten. Er sei als Fürst geboren und aufgewachsen so gut wie ein Erzherzog, das Haus Habsburg habe ihn seines Landes und seiner Rechte, so wie sie ihres Soldes beraubt. Er sei jetzt, obwohl ein Fürst, arm, habe aber ein Schwert, mit dem er sich die Welt erkämpfen könne. Dem Schwert und der Freiheit wolle er vertrauen, wie er sie nicht verließe, sollten sie ihm treu bleiben.

Diese und ähnliche Worte sprach er vom Pferde herunter, den Hut in der Hand, zu den Soldaten, die ihm als einem verwegenen und großmütigen, wenn auch mitunter maßlos heftigen Führer im ganzen zugetan waren. Die meisten jubelten ihm zu, um so mehr als sie größtenteils Protestanten waren, andere gingen einstweilen mit, um sich gelegentlich zu verlieren, wenn ihnen der Wechsel nicht zusagen sollte; nur wenige kehrten aus Anhänglichkeit an die einmal ergriffene Sache oder aus Mißtrauen gegen die neue zurück.

Während im Nordwesten des Reiches die Waffen klirrten, kreisten die Kurfürsten von Köln, Mainz und Sachsen

nach Prag zu einem Konvent, den der Kaiser zur Beratung der schwebenden Fragen ausgeschrieben hatte, nämlich der Jülicher Sukzession, des Streites um Donauwörth, seines Handels mit Matthias und der Nachfolge im Reich. Wegen der Aussöhnung des Kaisers mit Matthias hatte sich Ernst von Köln während des Winters längere Zeit in Prag aufgehalten, aber keine Audienz beim Kaiser erhalten können, so daß er über die Einladung, die er gleich nach seiner Rückkehr erhielt, füglich erstaunt war; da jedoch die mildere Jahreszeit heranrückte und die Kriegsfrage für ihn als Nachbar von Jülich von hohem Belang war, machte er sich geduldig wieder auf den Weg. Im ganzen sahen die Herren einer fröhlichen Zeit entgegen, da sie in Prag Gäste des Kaisers sein sollten, der zu großer Verlegenheit des Finanzrates die Fürsten üppig zu bewirten liebte.

Nach feierlicher Eröffnung durch den Kaiser leitete der Konvent seine Tätigkeit dadurch ein, daß er von mehreren Universitäten Gutachten über die verwickelte Jülicher Erbfolge einzuholen beschloß, welcher denn von den verschiedenen Erbansprechern, zu denen auch der Kurfürst von Sachsen gehörte, das beste Recht hätte. Sie waren noch in Erwartung der Antworten, als die Nachricht von der Ermordung Heinrichs IV. von Frankreich eintraf, wodurch die Kriegsgefahr sich erheblich verringerte. Herzog Heinrich Julius von Braunschweig-Wolfenbüttel, der wegen seines Streites mit der Stadt Braunschweig sich schon vor mehreren Jahren persönlich mit dem Kaiser in Verbindung gesetzt und ihn ganz auf seine Seite gebracht hatte, und der auch jetzt wieder in Prag anwesend und von dem ihm besonders vertrauten Kaiser zum Konvente zugezogen war, gab bei dieser Gelegenheit ein Gastmahl, dessen vornehmste Tafelzierde ein die Judith mit dem Haupte des Holofernes darstellendes

Schauſtück bildete. Es beſtand aus Mandeln, Honig und Mehlteig und war dadurch merkwürdig, daß der Zuckerbäcker auf Anweiſung des Herzogs von Braunſchweig dem von der Judith am Schopfe gehaltenen Haupte die Züge Heinrichs IV. zu geben verſucht hatte. Er ſei ſelbſt in der Werkſtatt des Meiſters geweſen und habe nicht ungeſchickt mit zugegriffen, erzählte der Herzog ſeinen Gäſten, die denn auch die Arbeit wohlgelungen und des Königs Naſe und Bart wohlgetroffen fanden. Der rüſtigen Mörderin, erklärte der Herzog, habe er nur das Geſicht eines beliebigen ſchönen, geſunden Weibsbildes geben laſſen, denn er wiſſe nicht, wie der Mann beſchaffen ſei, der den König erſtochen habe, auch ſei das Ganze mehr als ein Symbolum aufzufaſſen. Wer er auch ſei, und ob man auch die Mordtat nicht billigen könne, ſagte der Erzbiſchof von Köln, ſo ſei ſie, wenn nicht auf Anſtiftung, doch unter Zulaſſung Gottes geſchehen, der das fromme Kaiſerhaus augenſcheinlich beſchütze. Der kecke und unruhige Geiſt des Königs hätte ein hübſches Kriegsfeuer am Rheine anzünden können, daran ſie lange zu löſchen gehabt hätten. Ja, ſagte Kurfürſt Chriſtian von Sachſen, mit Frommſein und Zuwarten übe man meiſt die feinſte Politik aus, indem Gott die Entſcheidung in allen Dingen zuſtehe und er alles zum Beſten der Frommen einrichte.

Um nun die Jülicher Frage vollends zum Ende zu bringen, erklärte ſich der Kaiſer einverſtanden, den Kurfürſten von Sachſen mit dem erledigten Herzogtum zu belehnen, welche Handlung gleich während des Konventes feierlich vollzogen werden ſollte. Hatte Rudolf es auch bereits ſeinem Neffen Leopold verſprochen, ſo konnte doch inzwiſchen der ſächſiſche Kurfürſt damit zufriedengeſtellt werden, den als den mächtigſten evangeliſchen Fürſten von Zeit zu Zeit durch

eine unvorgreifliche Vergünstigung zu verpflichten ein Hauptstück der kaiserlichen Regierungskunst im Reiche war. Mit Eifer nahm sich dieser Sache der Herzog von Wolfenbüttel an, indem er für die richtige Ausführung des Belehnungsaktes nach den Vorschriften der Goldenen Bulle, die er auswendig wußte, Sorge trug. Die Fürsten, welche seine Gelehrsamkeit bewunderten, fügten sich seinen Anordnungen und kamen in dem Gasthof, den er bewohnte, zusammen, um dem Kurfürsten von Sachsen seine Rolle einzustudieren. Christian nämlich war von großer, breiter, muskelstarker Gestalt, hatte sich als Jüngling bei Turnieren ausgezeichnet und pflegte sich von den Bildhauern als Herkules darstellen zu lassen; aber das übermäßige Trinken hatte ihn aufgeschwemmt und zu einer trägen, unförmigen Masse gemacht, so daß es nicht leicht war, ihn seinem alten Ruhme gemäß eindrucksvoll zu verwenden. Vornehmlich schwer wurde ihm das Niederknien vor dem Kaiser, das den wichtigsten Punkt der Darstellung bildete, da er in der engen und schweren Rüstung, die dazu gehörte, noch unbeweglicher als sonst war. Die Erzbischöfe musterten etwas besorgt das rotgedunsene Gesicht mit den schlaff hängenden Backen unter dem Kurhute, an dem der Schweiß hinunterzulaufen begann, während der Herzog ihn unnachsichtig den Kniefall wiederholen ließ, bis es ohne Anstoß gelungen wäre. Es habe nichts auf sich, sagte der Herzog, wenn der Kurfürst sich etwas langsam und unanstellig gebärde, nur dürfe er weder lachen noch greinen oder das Maul hängen lassen, ebensowenig taumeln oder stolpern oder schnaufen, was alles der fürstlichen Majestät Abbruch tue, vor allen Dingen aber beim Niederknien nicht wie ein voller Sack zu Boden plumpsen, sondern sich gelinde und gleichsam aus freien Stücken niederlassen und wieder aufstehen. Schließlich kamen die Fürsten

überein, daß es beſſer wäre, dem Kurfürſten zwei Knappen beizugeben, die ihm beim Niederknien und Wiederaufſtehen unter die Arme griffen, da man ſonſt doch ſich eines Unfalls beſorgen müſſe.

Der Kurfürſt, den das häufige Proben etwas verdroſſen hatte, gewann bei dem ſich daran ſchließenden Gelage ſeine gute Laune wieder, übernahm ſich aber im Trinken ſo ſehr, daß er am folgenden Morgen, als die Belehnung vorgenommen werden ſollte, gänzlich unfähig und ſeiner nicht mächtig war und dadurch die Fürſten in nicht geringen Schrecken verſetzte. Sie ſollten ihm einen Humpen voll zu trinken geben, ſagte Chriſtian übellaunig zu ihnen, die ihn vorwurfsvoll umſtanden, dann werde er alles ordentlich ausrichten, erſt müßte er allemal den Schlaf, der ihm wie Blei in den Gliedern liege, mit einem Frühtrunk fortſpülen. Dem widerſetzte ſich anfangs der Herzog von Braunſchweig, da es erſtens der Güldenen Bulle nicht gemäß ſei und zweitens auch gefährlich, indem der Kurfürſt ſich wieder übernehmen und dadurch alles zum Scheitern bringen könne; allein auf Zureden der anderen, daß Chriſtian in einer mäßigen Trunkenheit beſſer figurieren könne als nüchtern, ließ ihm der Herzog einen Krug Bier verabreichen, worauf er ſich erholte und die Zeremonie unter großem Gepränge und Zulauf vorgenommen wurde und auch leidlich abging. Das Geſicht des Kaiſers blickte fahl und traurig aus dem ſtarrenden Ornat, mit dem er behangen war; er hatte ſich in der letzten Zeit von den gemeinſamen Zuſammenkünften zurückgezogen, da die Fürſten allmählich abreiſen und vorher dasjenige Geſchäft erledigen wollten, das ihm widerwärtig war, nämlich die Ausſöhnung mit Matthias.

Auch dieſer wollte anfangs nichts davon hören, aber der Herzog von Braunſchweig, der unverdroſſen nach Wien

reiſte, um ihn zu bearbeiten, brachte ihn dahin, daß er die Waffen niederzulegen verſprach, wenn der Kaiſer das Kriegsvolk entließe, das er im Bistum Paſſau geworben hatte, und das gegen ihn beſtimmt ſei. Darauf wollte Rudolf jedoch nicht eingehen: das Paſſauer Kriegsvolk, ſagte er, gehöre ſeinem Neffen Leopold und ſolle in der Jülicher Fehde verwendet werden; er habe nichts damit gegen Matthias im Sinne, aber er und ſeine übrigen Brüder und Neffen, mit Ausnahme Leopolds, wären ein vatermörderiſches Geſchlecht und wollten ihn wehrlos machen, um ihn deſto beſſer ausplündern zu können. Die Fürſten waren über Rudolfs ſeltſame Geiſteskonſtellation etwas betreten, ließen aber nicht nach, auf ihn einzureden, bis er einwilligte, die Paſſauer zu entlaſſen und die Abbitte der ſchuldigen Verwandten entgegenzunehmen, nur Matthias wolle er nicht ſehen. Es wurde alſo ausgemacht, daß anſtatt ſeiner die Erzherzöge Maximilian und Ferdinand vor ihm erſcheinen ſollten; aber eine neue Schwierigkeit entſtand dadurch, daß der Kaiſer die Bedingung ſtellte, ſie müßten die Abbitte kniend vortragen, wozu ſich wohl Ferdinand, aber nicht Maximilian verſtehen wollte. Als dem Kaiſer endlich mitgeteilt werden konnte, daß ſein Bruder in Hinſicht auf den Kniefall nachgegeben habe, fing er an zu weinen und ſagte, er wolle nun und nimmermehr einen Habsburger auf den Knien ſehen, ſondern werde Maximilian aufheben, ſobald er die Knie zu beugen begonnen haben werde. Dies führte er auch aus, reichte beiden Erzherzögen die Hand und ſprach ſie freundlich an, indem er ſich nach Ferdinands Frau und Kindern erkundigte.

Nachdem dieſe Angelegenheit erledigt war, beſprach ſich der Kaiſer mit den Fürſten noch über die Nachfolge im Reich, die er keineswegs Matthias, ſondern ſeinem Neffen

Leopold zuwenden wollte. Die Kurfürsten widersprachen ihm nicht, sondern erklärten sich bereit, Leopold die Stimme zu geben; Trier und Köln wollten Matthias wegen seiner Anzettelungen mit den Protestanten nicht wohl und waren es deswegen zufrieden, ihn zu übergehen. Um die Stimmen der protestantischen Kurfürsten zu gewinnen, knüpfte Rudolf eingehende Verhandlungen mit Pfalz an, wobei er sich auf den Majestätsbrief berief und auch im Reiche den Forderungen der Evangelischen Rechnung zu tragen verhieß. Indessen wurde diese Übereinkunft durch den Tod des Pfalzgrafen, der im September desselben Jahres 1610 erfolgte, abgerissen.

Nachdem die Festung Jülich von den Unierten erobert war, kehrte Leopold ruhmlos nach Prag zurück, doppelt auf große Unternehmungen erpicht, durch die er seine Niederlage wettmachen wollte. Er flößte seinem Oheim Mut ein, mit den in Passau geworbenen Truppen Matthias Ungarn und Österreich wieder abzunehmen, was denn auch in geheimer Übereinkunft beschlossen wurde. Als nun Matthias, der inzwischen sein Heer, dem gegebenen Versprechen gemäß, entlassen hatte, auf die Entlassung der Passauer drang, und der Herzog von Braunschweig deswegen beim Kaiser vorstellig wurde, entschuldigte sich dieser, er habe kein Geld, den Passauern ihren Sold, nämlich 400000 Gulden, auszuzahlen, ohne welchen sie nicht auseinandergehen wollten. Der Sold müsse aufgebracht werden, sagte der Herzog eifrig, er mache sich dazu anheischig, wenn es nicht anders sei. Die Sache wurde nämlich dadurch dringender und gefährlicher, daß die Passauer erklärten, das Bistum sei jetzt gänzlich erschöpft und ernähre sie nicht mehr, sie müßten wohl oder übel nach Böhmen ziehen und sich dort erholen. Die Angst vor diesem Heuschreckenschwarm bewog die böhmischen

Stände, dem Herzoge, der sie darum anging, 300000 Gulden zu versprechen, worauf er einige vermögende Prager Bürger überredete, das übrige dazuzusteuern. Froh über das Erreichte, erbot sich der Herzog selbst, nach Passau zu eilen und die Entlöhnung des Heeres zu betreiben, das mit dem Einfall in Böhmen drohte; das Geld versprach der Kaiser, sowie es flüssig gemacht wäre, nebst einer Vollmacht dem Herzog durch einen Zahlmeister nachzuschicken.

Es war ein kalter Nachmittag im Dezember, als der Wagen des Herzogs, sich der Bischofstadt nähernd, plötzlich angehalten wurde. Als der Herzog, um zu sehen, was es gäbe, sich aus dem Kutschenfenster beugte, erblickte er einen Haufen zerlumpter Männer, die Almosen heischten, und er erkannte nun wohl, daß er mitten in das Lager der Passauer geraten war. Viele von den Leuten glichen mehr Bettlern als Soldaten, hatten Weiberröcke und Tücher umgebunden, um sich vor der Kälte zu schützen, und die bloßen Füße, auf denen sie mühsam forthinkten, in alte Flicken gewickelt. Verdutzt und erschreckt über diesen erbärmlichen Anblick, verteilte der Herzog, was er an Münze bei sich hatte, und fragte, ob kein Leutnant oder Hauptmann da sei; denn diesem dachte er zu eröffnen, wer er sei, und ihn mit der baldigen Ankunft des Soldes zu vertrösten. Der Leutnant liege besoffen in seinem Zelte, wurde ihm mitgeteilt, er habe mit drei oder vier Soldaten einen Auszug in die nächsten Dörfer unternommen und ein Fäßlein Wein heimgebracht, jetzt müsse er den Rausch ausschlafen.

Hie und da brannte ein Holzfeuer, von dem feiner, bläulicher Rauch steil in die graue Schneeluft hinaufkletterte. Über einen großen, von Weiden und Erlen umstandenen Sumpf hatte sich eine Frosthaut gezogen, unter der es leise gluckste und polterte. Nachdem er sich aufmerksam umge-

ſehen hatte, gab der Herzog dem Kutſcher ein Zeichen, ſchnell weiterzufahren und ſich durchaus nicht von Heiſchenden oder Drohenden aufhalten zu laſſen. In der biſchöflichen Reſidenz fand er den Erzherzog Leopold mit den anderen hohen Offizieren, nämlich den Grafen Sulz und Althan, den Herren von Trautmannsdorf und Ramée, die ihn höflich aufnahmen und bewirteten. Er hätte nicht gedacht, ſagte der Herzog, daß es ſo böſe im Lager ausſehe; er könne den elenden Anblick nicht aus den Gedanken ſchlagen und ſei froh, daß er das nahe Ende dieſes kläglichen Zuſtandes ankündigen könne. Der Zahlmeiſter des Kaiſers kam jedoch weder am nächſten noch an den folgenden Tagen, worauf der Erzherzog mit Sulz, Althan und Trautmannsdorf nach Prag abreiſte, um, wie er ſagte, ſich nach dem Verbleib des Geldes zu erkundigen. Alſo blieb Heinrich Julius mit Ramée allein zurück, der ein wortkarger Geſellſchafter und dem Herzoge ſchon durch ſein Äußeres unheimlich war. Es ging nämlich durch ſein eines Auge eine Narbe und verurſachte, daß es von untenher aus einem Hinterhalt zu lauern ſchien, unabhängig von der Blicksrichtung des anderen; infolgedeſſen war es unmöglich, aus ſeiner Miene etwas abzuleſen, abgeſehen davon, daß er auch abſichtlich ſeine Gedanken verbergen zu wollen ſchien. Um ſich das Zuſammenſein mit ihm zu verkürzen, ſchlug der Herzog ein Kartenſpiel vor, worauf Ramée auch einging und wobei er fortwährend gewann. Er ſpielte ſchweigſam, raſch und ſicher, ſtrich ſchweigend das Geld ein und verteilte die Karten unaufhaltſam, wobei er den Herzog mit ſeinem heilen Auge unverwandt anſah. Obwohl dieſen der andauernde Verluſt wurmte, hielt er doch an ſich und ſagte nur einmal wie im Scherze, Ramée verſtehe wohl die Kunſt, die Karten mit den Fingern zu ſehen. Nein, ſagte Ramée, während ein diaboliſches Lächeln

um seinen Mund lauerte, er habe nur die Gewohnheit, vor dem Spiel dreimal auf die Karten zu klopfen und dabei für sich zu sprechen: Im Namen der heiligen Jungfrau; das helfe zum Gewinnen, der Herzog könne es auch versuchen. Der Herzog spielte und verlor daraufhin weiter, ohne etwas zu sagen, und sehnte den Tag herbei, wo der Zahlmeister aus Prag einträfe.

Endlich sagte Ramée, er müsse die Truppen nun in ein anderes Quartier führen, wenn sie nicht alle Hungers sterben sollten. Der Herzog habe ja nicht einmal eine Vollmacht, man könne nicht wissen, ob er wirklich einen Auftrag vom Kaiser empfangen habe. Wie er es wagen könne, seine fürstliche Ehre anzutasten, schrie der Herzog zornig; wer er sei, sich solcher Sprache gegen einen Reichsfürsten zu unterstehen! Der Herzog solle sich nicht aufregen, sagte Ramée, wenn das Geld komme, sei er bereit, ihn um Verzeihung zu bitten. Unterdessen möge er die Truppen beschwichtigen, die sich zusammengerottet hätten und ihren Sold verlangten. Dazu erklärte sich der Herzog bereit, rüstete sich, stieg zu Pferde und ließ sich von Ramée auf einen Platz führen, wo die Meuterer in einem Haufen zusammenstanden. Bei seinem Anblick erhob sich ein lautes Murren, Pfeifen und Aneinanderschlagen der Waffen, auch an drohenden Gebärden und Zurufen fehlte es nicht. Wütend sprang der Herzog vom Pferde, riß einem eine Trommel aus der Hand, schlug mit dem Griff seines Schwertes darauf und verschaffte sich endlich Gehör, worauf er sagte, die Truppen hätten zwar ein Recht auf ihren Sold, aber ihn auf diese meuterische Art zu verlangen, stehe rechtschaffenen Soldaten nicht zu. In zwei Tagen werde das Geld eintreffen, er stehe mit seinem fürstlichen Wort dafür, so lange sollten sie sich gedulden.

Nach Verlauf dieſer Zeit ſuchte Ramée den Herzog auf und ſagte mit ſeinem teufliſchen Lächeln, wenn der Herzog nach Prag zurück wolle, biete er ihm ein Geleit von zuverläſſigen Leuten an, die ihn auf verborgenen Wegen aus Paſſau führen ſollten, damit er das Lager vermeide. Er für ſeinen Teil glaube wohl, daß der Herzog es ehrlich gemeint habe, die wilde Soldateska könne ſich aber leicht einbilden, er habe ihnen eine Falle aufgeſtellt, und ihren Zorn an ſeiner Perſon auslaſſen, zumal er kein Katholik ſei.

Trotz ſeines Mißtrauens und heimlichen Ärgers entſchloß ſich der Herzog, das Anerbieten des Ramée anzunehmen, und machte ſich bei einbrechender Dämmerung nach Prag auf. Die Piſtole im Gürtel, folgte er zu Pferd zwei Bewaffneten, die ihn über Hügel und durch Wälder an einem vereiſten, krachenden Fluß entlang verwachſene Pfade führten, nicht wenig froh, als er an der Grenze des Bistums wohlbehalten auf der gemeinen Heerſtraße anlangte. In Prag warteten ſeiner neue Enttäuſchungen und Widerwärtigkeiten, indem der Kaiſer ſich nicht ſehen ließ und die böhmiſchen Stände ihn, den Herzog, mit Vorwürfen anfielen und ihr Geld von ihm zurückforderten, das ſie auf ſein Wort hergegeben hätten, das aber nicht auf den ihnen vorſchwebenden Zweck verwandt ſei.

Johannes Kepler bewohnte auf der Kleinen Seite, nicht weit vom Schloſſe, ein Haus, in deſſen dunklen Räumen ſeine Frau ſich heimiſch zu fühlen niemals gelernt hatte: ihr fehlte die friſche, heitere Luft der Steiermark, aus der ſie ſtammte, der harmloſe Frohſinn ihrer Landsleute, die Familie und das ſorgloſe Wirtſchaften, an das ſie in ihrem Elternhauſe gewöhnt geweſen war. Da ihr Mann das Gehalt, auf das er Anſpruch hatte, faſt niemals erhielt,

fehlte es immer an Geld, und es kam vor, daß sie die Wäsche und die Gewänder, die sie für sich und die Kinder brauchte, nicht anschaffen konnte. In den ersten Jahren hatte sie ihren Mann gedrängt, beim Kaiser auf der richtigen Auszahlung des Gehaltes zu bestehen, obwohl sie sah, daß ihm das schwer wurde, und merkte, daß es nicht nützte; später jedoch tat sie es nicht mehr, hörte überhaupt auf, irgend etwas ändern zu wollen, sondern wurde untätig und starrte oft stundenlang in schwermütigen Gedanken vor sich nieder. Ihr einst liebliches Gesicht fing an abgezehrt und ältlich auszusehen, und ihre schönen Augen hatten oft einen verstörten Ausdruck und wichen dem Blick anderer scheu aus. Gegen die Mitte des Februar erkrankte ein Kind, ein zierliches braunes Mädchen mit geheimnisvollen Augen und wunderlichen, phantastischen Einfällen, das Kepler besonders liebte. Es war Nachmittag und dämmerte schon im Wohnzimmer, als die Frau, die im Schatten saß, plötzlich aufschrie, weil es stark an die Haustür geklopft habe; die Gerüchte von dem Herannahen der Passauer Truppen machten sie reizbar und ängstlich. Kepler, der das kranke Kind im Arme hatte, trat an das Fenster und blickte auf die Gasse; drunten sei alles still, sagte er beruhigend zu seiner Frau, sie müsse sich getäuscht haben. Indessen war es der Leibarzt des Kaisers, Doktor Altmanstetter, der als ein Freund des Hauses sich nach dem Befinden der Kranken umsehen wollte und gleich darauf in das Wohnzimmer trat. Wie es auf der Burg stehe? fragte Kepler; ob sich der Kaiser bequemt habe, die Passauer aufzuhalten?

Es sehe böse oben aus, sagte Altmanstetter. Der Kaiser habe zuletzt wohl oder übel nachgeben und Befehl ausgehen lassen müssen, daß die Passauer aus Böhmen gingen; aber sie rückten gleichwohl an, da sie den Befehl für erzwungen

hielten und des Kaisers eigentliche Meinung besser kennten. Selbst der Lobkowitz habe den Kaiser gewarnt, nur der Martinitz und der Slawata hätten ihm beigestanden und bliesen in das Kriegshorn; der spanische Gesandte solle so entrüstet über den Bischof von Passau, nämlich den Erzherzog Leopold, sein, daß er gesagt habe, da er nicht ruhig sitzen könne, solle man ihn laufen oder hängen lassen.

Die Frau jammerte, was aus ihnen werden solle, wenn das Kriegsvolk in Prag einstiele? Die Evangelischen würde es gewiß nicht am Leben lassen. Altmanstetter tröstete sie, es gelte den Ständen, sie sollten gezwungen werden, den Majestätsbrief wieder herauszugeben, und mit den Häuptern, als Thurn, Budowec und Kinsky, hätte man auch vielleicht etwas Blutiges vor. Kepler aber gehöre dem kaiserlichen Hofstaat an und habe nichts zu besorgen. Sie sollten nur für die Nacht das Haus gut verschließen. Das fiebernde Kind, das still zugehört hatte, hob jetzt den Kopf und sagte, es fürchte sich nicht vor den Soldaten, denn wenn sie sie umbrächten, kämen sie in den Himmel, mit Ausnahme des Doktors, der könne nicht mit hinein. Dieser lachte, setzte sich zu dem Kinde, das ihn schalkhaft anlächelte, und wollte wissen, warum er nicht in den Himmel kommen könne. Es stehe geschrieben, sagte es endlich, die Pforte zum Himmel sei eng, da werde der Doktor wohl nicht hindurchkommen. Hierüber lachte er laut und herzlich, daß sein umfangreicher Leib schütterte, und noch während er die Treppe hinunterging, hörte man sein Gelächter. Kepler herzte sein Kind und trug es in sein Bett zu den Geschwistern, worauf er wieder zu seiner Frau zurückkehrte. Er wollte noch in die Dachkammer gehen, um die Sterne zu beobachten, sagte er, weil die Nacht so klar sei; sie solle unterdessen die Magd hereinrufen, damit ihr die Weile nicht

lang werde. Ob er denn durchaus hinaufgehen müsse, sagte sie schüchtern. Er möge ihr nur zuvor sagen, ob die Stelle aus der Offenbarung auf die Passauer zu deuten sei: „Und die Zahl des reisigen Zeuges war viel tausendmal tausend; und ich hörete ihre Zahl. Und also sah ich die Rosse im Gesicht, und die darauf saßen, daß sie hatten feurige und gelbe und schwefelichte Panzer, und die Häupter der Rosse wie die Häupter der Löwen, und aus ihrem Munde ging Feuer und Rauch und Schwefel."

Nicht doch, sagte Kepler ungeduldig, das beziehe sich auf längstvergangene Zeiten; aber Rosse mit Löwenköpfen hätte es nach seiner Meinung selbst damals nicht gegeben, das werde wohl ein Symbol oder ein Geflunker sein. Sie solle sich doch mit dem vielen Bibellesen die Gedanken nicht schwer machen.

„Was sollte ich wohl sonst tun?" sagte sie traurig, indem sie ihn aus ihren dunklen Augen ansah. Ein peinliches Gefühl zog sein Herz zusammen; sie solle jetzt ein wenig mit der Magd plaudern, sagte er, er komme bald wieder und bleibe dann bei ihr. Damit ging er schnell aus der Tür und stieg die schmale Treppe zu dem Dachstübchen hinauf, wo er zu arbeiten pflegte, und wo ein Schemel an dem niedrigen Fenster stand. Da das Haus hoch lag, konnte er die Alte und die Neue Stadt jenseit der Moldau überblicken: wie eine geängstete, in die Hürde zusammengedrängte Herde schienen die Häuser sich eins am anderen verbergen zu wollen. Dicht über dem Horizonte, der Erde zugehörig, hing der abnehmende Mond, eine trübe Laterne am Stabe eines armen Hirten; aber hoch oben begannen die Sterne aus schwarzen Schluchten an ihre Stelle zu treten. Wie Kepler den Blick hinaufrichtete und die vertrauten Erscheinungen aufsuchte, fielen die Sorgen, die ihn noch eben be-

drückt hatten, von ihm ab; er ging denselben Weg und trank dieselbe Luft wie die Dämonen des Himmels, vernahm nichts mehr als die labyrinthische Fuge ihrer diamantenen Bahn. Ja, von allen Sterblichen war er es, der ihre unberührbaren Spuren gefunden, ihre geheimnisvollen Verschlingungen entwirrt hatte. Wie hätte er das vermocht, wenn nicht von dem schaffenden Geist eine Feuerflocke seine Seele entzündet hätte, daß sie, götterhaft beflügelt, sich über die Erde aufschwingen konnte! Er hatte den Todessprung in den Raum gewagt, und anstatt daß er an der Feste zerschmetterte, rissen geschmiedete Ketten und öffneten sich verschlossene Pforten, durch die die Unendlichkeit wie Frühling hereinquoll und ihn trug. Ihn, das dürftige Tier der Erde, hatte die Welt als ihren Bürger empfangen, da er sie durchdacht und entdeckt hatte. Er stand auf, öffnete das Fenster, durch das die kalte Winterluft eindrang, und beugte sich hinaus; eine mächtige Trunkenheit schien ihn in den mit Göttlichkeit erfüllten Abgrund hinabzuschleudern, dem er sich gleich fühlte, er, auch bodenlos und von göttlichen Gedanken überfließend. Wie er sich um Welten schwang, durchströmten ihn Welten; an dem winzigen Fenster eines zerbrechlichen Hauses stand er und lenkte sie an dem unentrinnbaren Bande seines Geistes.

Aus diesem Taumel schreckte ihn plötzlich verworrener Lärm, der, wie er glaubte, aus der Richtung des Südtores herkam. Er horchte einen Augenblick hinaus, schloß das Fenster und lief die Treppe so hastig hinunter, daß er stolperte. Als er in das Wohnzimmer trat, warf sich seine Frau an seinen Hals; die Magd lief betend und jammernd hierhin und dorthin. „Siehst du," sagte die Frau, „es kommt doch so, wie es von den Reisigen geschrieben steht: und von diesen ward ertötet das dritte Teil der Menschen." Kepler

ſagte beruhigend, ſo groß ſei die Gefahr nicht, die Stände hätten auch Truppen und würden die Stadt wohl verteidigen. Sie könnten auch auf die Burg flüchten, dort wären ſie ganz ſicher, der Kaiſer würde ihnen ein Obdach nicht verſagen. Vom Kaiſer, rief ſie entſetzt, gehe ja das Morden aus, er werde ſie ſo wenig ſparen, wie Karl IX. ſeinen Admiral Coligny geſchont hätte. Lieber wolle ſie ihre Kinder von den Soldaten aufgeſpießt ſehen, als ſie dem alten Satan auf der Burg ausliefern. Indem ſie ſo ſprach, öffnete ſich leiſe die Tür, und das kleine Mädchen trippelte auf bloßen Füßen im langen Nachtkittel herein und ſagte mit heller Stimme, die Eltern ſollten dableiben, damit ſie miteinander in den Himmel gingen. „Iſt Herr Altmanſtetter nicht da?“ fragte es, indem es neugierig um ſich blickte; „ich möchte ihn gern zur Hölle fahren ſehen.“ Kepler raffte das kleine Mädchen an ſich und wickelte es in ein Tuch; um die anderen Kinder nicht zu wecken und dadurch die Unruhe zu vermehren, trug er es nicht in die Schlafkammer zurück.

Indeſſen war der Lärm nähergekommen, man hörte Geſchrei und das Krachen von Schüſſen. Während die Magd betete, flüſterte Keplers Frau, angſtvoll in einen Winkel ſtierend: „Ich höre das Blut durch die Gaſſe rinnen, ich höre es von den Dächern tropfen, ich höre es über die Stiege hinunterfließen,“ und wieder von vorne und weiter. Plötzlich erdröhnten Fußtritte dicht unter den Fenſtern, und gleich darauf krachte eine Tür, wie wenn mit Keulen dagegen geſchlagen würde. Es ſei im Nachbarhauſe, ſagte Kepler, der, das Kind auf dem Arme, am Fenſter ſtand, hatte aber noch nicht ausgeſprochen, als gellendes Geſchrei ertönte, ausgeſtoßen von auf der Straße oder im Nebenhauſe Überfallenen. Im gleichen Augenblick ſchrie auch die Magd auf, die bis dahin laut gebetet hatte, und wie Kepler ſich umdrehte, ſah

er seine Frau mit den Armen in die Luft greifen und dann in einem Krampfe bewußtlos zu Boden stürzen.

Während Kepler sich um Frau und Kind bemühte, wälzte sich die Schar der Söldner weiter, angeführt vom Erzherzog Leopold und bekämpft von den ständischen Truppen, deren jedoch zu wenige waren, um sie zurückzuwerfen. Einer kleinen Abteilung gelang es, über die Moldaubrücke in die Altstadt zu dringen, dort aber wurden sie bis auf wenige getötet; denn die Bürgerschaft hatte Zeit gehabt, sich zu bewaffnen, und wehrte sich ingrimmig. Nachdem die Eindringlinge überwältigt waren, warf sich die entfesselte Kampflust auf die in der Stadt befindlichen Gegner, Klöster von Jesuiten und Kapuzinern, die, von niemandem verteidigt, greuelvoll ausgemordet wurden. In der Kleinseite quartierten sich die Passauer ein und wirtschafteten gewalttätig; aus Angst vor Marter und Mord verließen viele Bewohner ihre Häuser und irrten auf der Straße umher, bis die Sorge um ihre Habseligkeiten sie wieder zurücktrieb.

Einen wichtigen Fang hatten die Söldner mit den Personen der Grafen Thurn, Wenzel Kinsky und Fels von Colonna getan, die, zum Teil verwundet, vom Erzherzoge gefangen gehalten wurden. Ramée redete ihm zu, sie ohne weiteres zu töten, er selbst erbiete sich zur Exekution; Graf Sulz hingegen beschwor den Unschlüssigen, sich nicht durch Mord zu beflecken. Solange sie lebten, stifteten sie Schaden, sagte Ramée, man brauche nicht so viel Aufheben von ein paar ketzerischen Schuften zu machen. – Der Kaiser könne sie vor ein Gericht stellen, sagte Sulz, vielleicht könne man sich auch mit ihnen vertragen, indem man ihnen Geld oder hohe Ämter anbiete. „Es ist genug," sagte er zu Leopold, „daß das Volk Euch mitten unter Banditen gesehen hat, die rauben und morden, als ob dies ihr Geschäft sei. Ihr habt die Kirche

in Eurer Person bloßgestellt. Hätte ich gewußt, daß es dahin kommen könnte!"

Das hätte er freilich wissen können, sagte Ramée höhnisch. Ob er gedacht hätte, sie sollten bescheiden wie Bettler anklopfen und demütig um den Sieg flehen als um ein Almosen? Wo Sulz bisher Krieg geführt hätte, und ob die Söldner da einen Bettelsack trügen anstatt Schwerter und Lanzen?

Inzwischen war der Kaiser gehobener Stimmung und ließ niemanden von denen vor, die ihn anflehen wollten, durch einen entschiedenen Befehl den Greueln und Leiden Unschuldiger Einhalt zu tun. Anstatt dessen unterhielt er sich mit dem Maler Bloemart, der aus Rom zurückgekehrt war und ihm ein Bild des deutschen Malers Adam Elsheimer beschrieb, das er gesehen hatte und das die Zerstörung Trojas darstellte. Keiner habe zuvor vermocht, erzählte er, auf ein Bild zu malen, was ohne Umriß mit dem Raum selbst zusammenflösse: stürmische Finsternis, glühende Nacht. Auf dieser Tafel habe der wunderbare, in gedankenvolle Schwermut versunkene Mann gleichsam sich selbst zur Erscheinung gebracht: seinen erlöschenden Geist bewundere man in der Flammenpracht der zusammenstürzenden Burg und dem Untergang des herrlichen Volkes. Begierig hörte der Kaiser zu und wünschte das Bild zu besitzen, es koste, was es wolle; wenn Elsheimer nach Prag kommen und in seinen Dienst treten möchte, so solle es ihm an nichts fehlen, kürzlich sei der alte Spranger gestorben, er könne dessen Witwe heiraten und sich gleich in ein gepolstertes Nest setzen.

Am zweiten Abend nach dem Einfall der Passauer gelang es doch Hannewald und dem Grafen Sulz, zum Kaiser vorzudringen, der mit Rhutsky beim Brettspiel saß und die Herren zum Mitspielen einlud. Ach Gott, sagte Graf Sulz, hätte der Kaiser den Jammer gesehen, der unten in der

Stadt herrſche, möchte es ihm das Spiel verleiden. Er wäre eben auf dem Wege zur Burg einer Frau begegnet, die hätte den blutüberſtrömten Leichnam eines kleinen Kindes auf dem Arm getragen und ſingend hin und her gewiegt; unter den Fenſtern der Burg ſtänden Verzweifelte und heulten zum Kaiſer hinauf um Hilfe; ob er es nicht höre? Es ſei, als hätte die Hölle einen Spalt aufgetan und ihre Greuel herausgelaſſen.

Die Leute hätten es nicht anders haben wollen, ſagte der Kaiſer gleichgültig, die Stadt hätte es mit den Rebellen gehalten, nun dürfe man die Soldaten in ihrem Geſchäft nicht ſtören. Sie ſollten ſich keine Mühe geben, ihn zu erweichen, er wolle feſt bleiben.

Was denn aber werden ſolle? fragte Sulz, die Hände ringend. Es ſei dem Erzherzoge nicht gelungen, die Altſtadt zu erobern, auch auf der Kleinen Seite faſſe ſich die Bürgerſchaft jetzt zum Widerſtand zuſammen. Matthias ſei im Anrücken, die Stadt werde ſich mit ihm verbünden, dann ſei der Kaiſer verloren. Ramée denke nur an Raub und wie er ſeine Beute vor der Ankunft des Matthias in Sicherheit bringen könne. Hätte man ſich doch nie mit dem Wüterich eingelaſſen! Jetzt kam aber auch Leopold und flehte den Kaiſer an, ſich nicht abwendig machen zu laſſen. Würde der Kaiſer nur feſt zu ihm halten, ſo ſei noch nichts verloren. Er hätte Verbindungen in der Altſtadt und könne Feuer anlegen laſſen, wenn der Kaiſer ihn dazu ermächtige; es ſei beſſer, daß Prag in Flammen aufgehe, als daß es dem Feind in die Hände falle und der Kaiſer zugleich. Während die übrigen Leopold wegen eines ſolchen Vorſchlags tadelten, trat der Kaiſer an das Fenſter und ſtellte ſich vor, wie wohl es ihm täte, wenn er die treuloſe Stadt in Feuersnot zu ſeinen Füßen ſich winden, den Rauch über die Ver-

nichtung ſich hinwälzen ſähe. Er ärgerte ſich über ſeinen Neffen, der auf ſeinen Befehl zu der Brandſtiftung wartete; auch er hatte nicht Mut zu handeln, ſondern wollte die Verantwortung für die Tat auf ihn wälzen, ſolcher Diener bedurfte er nicht, ſondern kluger und entſchloſſener, die ſeinen Willen erkannten und ausführten, bevor er noch ſelbſt es wußte. Dazwiſchen kam die Furcht vor Matthias, der mit jedem Augenblick an der Spitze eines Heeres näherkam. War es nicht beſſer, wie Hannewald riet, Leopold und ſeine Genoſſen zu verleugnen und Frieden mit den Ständen und der Stadt zu machen, ſo daß Matthias vor verſchloſſene Türen käme und wieder abziehen müßte?

Noch bevor er ſich für irgend etwas entſchieden hatte, war Ramée, in der Einſicht, daß er ſich zwiſchen zwei Feinden nicht würde halten können, mit den Söldnern abgezogen. Mehrere mit Säcken voll geraubter Schätze beladene Wagen hatte er unter Bedeckung vorangeſchickt. Über die Kranken und Verwundeten, die zu ſchwach waren, um mitzugehen, fielen die erbitterten Bürger her, bei denen ſie im Quartier lagen, und ſchlugen, würgten oder marterten ſie zu Tode.

Bald nach dem Abzuge der Paſſauer erſchien Matthias vor Prag, von der Bevölkerung, die ſich von Rudolf verraten fühlte, freudig als Retter begrüßt. Rudolf blieb nichts übrig, als auf die böhmiſche Krone zu verzichten; denn alle huldigten dem neuen Herrn und ſchienen ſich kaum ſeiner Anweſenheit zu erinnern. Er zog ſich in dasjenige ſeiner Gemächer zurück, wohin am wenigſten Geräuſch von außen drang, und verſuchte ſich anzuſtellen, als gingen die Ereigniſſe in der Stadt ihn nichts an. Doch erfuhr er, daß zwei Deutſche, die in ſeinem Auftrage Zauberei gegen Matthias getrieben haben ſollten, gefangen und gefoltert wurden, und mußte dies und anderes ohnmächtig geſchehen laſſen. Was

ihn tröstete, war sich auszudenken, durch was für Machinationen er Matthias den Triumph wieder entreißen könne, und dazu konnten ihm jetzt nur noch die Protestanten im Reiche verhelfen. Daß Anhalt ihm nicht mehr traute, fühlte er, und hätte auch den Verwegenen nicht mehr sehen mögen; aber es fehlte nicht an anderen Fürsten und Unterhändlern, die jeden Augenblick bereit waren, mit dem Kaiser anzuknüpfen.

Von Leopold war nichts mehr zu erwarten, denn er war nach dem kläglichen Mißerfolg seines Unternehmens so niedergedrückt und beschämt, wurde von jedermann mit so sichtbarer Kälte und Verachtung behandelt, daß er einstweilen nur darauf bedacht war, sich zurückzuziehen und den Menschen auszuweichen. Auch seinen Hoffnungen auf die Heirat mit der bayrischen Prinzessin mußte er entsagen und sich mit dem so leichtfertig abgeworfenen Bischofskleide wieder begnügen.

Magdalena hatte lange an ihrer Liebe zu Leopold festgehalten, bis es dem weitberühmten Pater Lorenz von Brindisi, den der alte Herzog eigens dazu kommen ließ, gelang, sie zum Verzicht zu bewegen, indem er ihr Leopolds Priesterstand, ihre Pflicht gegen Gott, Vater und Bruder und die Strafen im Jenseits vorstellte, die ertrotzten irdischen Freuden folgen könnten. Es war um so bitterer für sie, als Matthias sich inzwischen mit seiner Nichte Anna, der Tochter seines Bruders Ferdinand von Tirol, verheiratet hatte, und daß noch ein anderer Bewerber sich einstellen könnte, wie ihr Vater tröstete, wollte sie nicht glauben. Eines Tages begab es sich jedoch, daß Maximilian einen Verwandten als Gast zur Tafel lud, nämlich den jungen Herzog Wolfgang Wilhelm von Pfalz-Neuburg, auf welchen er Magdalena bedeutungsvoll als auf einen zukunftsreichen

Fürſten aufmerkſam machte, der ſich in Hinſicht auf den Glauben möglicherweiſe eines Beſſeren belehren laſſen würde, beſonders wenn ſie, als eine verſtändige und vorſichtige Perſon, ſich dies Gott wohlgefällige Werk angelegen ſein ließe. Ihrem Vater verhehlte Magdalena nicht, daß ſie den Vetter ſchön und liebenswürdig finde; aber außer einigen Scherzworten, die ſie erröten machten, und etwa einem beſonders nachdrücklichen Händedruck waren ihm keine Annäherungsverſuche nachzuweiſen. Immerhin betrachtete es Maximilian als einen Erfolg, daß Wolfgang Wilhelm ſich von ihm hatte bereden laſſen, einer Meſſe beizuwohnen, und die Zeremonie mit augenſcheinlichem Reſpekt beobachtet hatte.

Um die noch nicht geregelte Frage der Nachfolge im Reiche zu ordnen, beraumten die Kurfürſten auf Michaelis 1611 eine Verſammlung in Nürnberg an, auf welche die Stadt ſich den Sommer über in fröhlicher und ſorglicher Geſchäftigkeit vorbereitete. Es erforderte reifliches Bedenken, wo und wie ein jeder nach ſeiner Würde ſolle einquartiert werden, und wenn dies auch zum Teil dem Erbmarſchall Pappenheim, als dem Quartiermacher, oblag, ſo ging der Verkehr mit dieſem wegen der vielfach ſich kreuzenden Befugniſſe nicht ohne Vorſicht und Spitzfindigkeit vonſtatten. So waren einige Männer auf den Einfall gekommen, während des Kurfürſtentages einen Glückstopf zu eröffnen, und hatten ſich wegen der Erlaubnis an Pappenheim gewendet, dieſelbe auch erhalten. Als ſie dann den Rat in zweiter Stelle angingen, erteilte ihnen dieſer einen gänzlichen Abſchlag und ſteckte ſie zum Beiſpiel und zur Lehre, obwohl ſie zu den ehrbaren Bürgern gehörten, für mehrere Tage ins Loch; denn bei den überall ausſchlüpfenden Prätenſionen der Für-

sten und des Adels galt es von vornherein, den Untertanen die Hoheit zu weisen.

In der sich täglich mehr mit Fremden füllenden Stadt mußte streng auf Ordnung gehalten werden. Da kamen Pastetenbäcker aus Lothringen, Spitzenverkäufer aus Lyon und Perlenhändler aus Marseille, und wenn das neugierige Volk daran Ergötzen hatte, so ereiferte sich das einheimische Gewerbe, dem dadurch Schaden drohte. Die jeweiligen Beschwerden wollten gründlich untersucht werden, wie denn die Klage der Uhrmacher, daß sie auf dem Reichstage zu Augsburg im Jahre 1582 nicht zugelassen worden wären, richtig befunden, und die Augsburger Uhrmacher daraufhin füglich abgewiesen werden konnten. Mißhelligkeiten waren vor allen Dingen infolge des Zusammenströmens verschiedener Bekenntnisse in der Stadt zu befürchten, und es wurde deshalb der Geistlichkeit mehrfach und nachdrücklich eingeschärft, sich während dieser Zeit des überflüssigen Kritisierens und Phantasierens zu enthalten, vielmehr bescheidentlich bei der Auslegung des Textes zu bleiben.

Lustige Tage waren es, als unter heiterem Spätsommerhimmel die hohen Personen nacheinander mit ihrem Gefolge einrückten. Den meisten Beifall fand beim Volke Kurfürst Schweikhard von Mainz, des Reiches Erzkanzler, der, aufrecht und fröhlich im Wagen sitzend, nach allen Seiten grüßte und segnete, während der Kurfürst Ernst von Köln, abgemagert und trübsinnig, sich der Festfreude nur wie einer Mühseligkeit zu unterziehen schien. Am prächtigsten hergerichtet war der von Trier aus dem rheinischen Geschlechte der Metternich, ein schöner, blühender Mann mit krausem braunen Haar, schwungvoller Nase und hellglänzenden Augen, der sich wie ein Kavalier hielt und den Zuruf der Menge mit erhabenem und herablassendem Kopfneigen er-

widerte. Von den weltlichen Kurfürsten fehlte der noch unmündige Pfälzer, an dessen Stelle die strittigen Vormünder, Herzog Johann von Pfalz-Zweibrücken und Herzog von Pfalz-Neuburg, ferner der Großhofmeister Graf Solms und der Doktor Camerarius erschienen. Für den Kurfürsten Christian von Sachsen, dessen Händen kürzlich der volle Becher auf immer entfallen war, kam sein Bruder und Nachfolger, Johann Georg I., der froh war, bei diesem Anlaß seine neue Würde zum erstenmal in der Öffentlichkeit zeigen zu können.

Sein Aussehen war einnehmend, sein Betragen bieder und umgänglich, und in seinem Verhalten gegen die geistlichen Kurfürsten, die dem mächtigsten unter den evangelischen Fürsten überaus wohlwollend entgegenkamen, bescheiden und friedliebend. Ein unbeliebter Gast war Khlesl, der Bischof von Wien, der als Vertreter des Königs und Kurfürsten von Böhmen in einem an Pracht alle übertreffenden Aufzuge in Nürnberg einfuhr. Es nahm die Stadt nicht wenig wunder, daß der Verfolger der Ketzer, wenn er sich überhaupt in Nürnberg zu zeigen wagte, nicht wenigstens in der Stille und kleinlaut aufzog, anstatt dreist daherprunkend alle Augen auf sich zu ziehen. Wenn er über die Straße ging, hager, knochig und gelb, einen fetten Mönch zur Seite, pflegten ihm die Buben johlend und pfeifend nachzulaufen, so daß der Rat es für nötig hielt, die Lehrer zu besserer Zucht ihrer Schüler anzuweisen. Da aber ein Lehrer den Buben in der Schule ansagte, wenn sie etwa in dieser Zeit einen Teufel sähen, der einen Esel zur Hölle triebe, welche Anspielung auf den Namen des Bischofs von groß und klein verstanden wurde, sollten sie ihre Verwunderung nicht laut äußern, denn es geschehe mit obrigkeitlicher Bewilligung, so wurde das Gespött und Gelächter eher ärger

als zuvor. Da dem Rate wohlbekannt war, wie ungern Khlesl auch von den Fürsten gesehen war, schritt er nicht schärfer ein, sondern ließ es bei den fruchtlosen Klagen des Bischofs bewenden.

Nachdem der obschwebende Streit zwischen Zweibrücken und Neuburg vorläufig beigelegt war, nahmen die Verhandlungen in dem großen Saale des Rathauses ihren Anfang, der mit den Bildnissen der Kaiser und mit einigen hochberühmten Kunstwerken, nämlich Dürers Adam und Eva und einer lieblichen Madonna des Lukas Cranach ausgeziert war. Der Rat trug Sorge, daß auf dem Tische stets eine Schale voll Konfekt und eine Kristallflasche voll Malvasier stand, damit sich die Ratschlagenden unter der Arbeit daran erquicken könnten.

Zwischenhinein gaben die Fürsten Bankette, bei denen der eine den andern durch immer köstlichere Leckerbissen zu übertrumpfen suchte, welcher Wettstreit keine Empfindlichkeit erregte, vielmehr den Witz und die Laune reizte. Den größten Erfolg erzielte der Kurfürst von Köln, der, seit er sich im Trinken mäßig verhalten mußte, desto lieber mit Konfekt umging, durch kunstvolles Zuckerwerk, das er aus Amsterdam bezogen hatte. Es erschien in Gestalt von Wurst, Schinken, Semmeln, Krautköpfen und anderen Eßwaren und ahmte dieselben in frischer, richtiger Färbung so gut nach, daß sich die Unbefangenen über seine Natur täuschten. Namentlich der Kurfürst von Sachsen konnte nicht aufhören, diese neckische Bäckerei zu bewundern, und schmeichelte dem Erzbischof immer wieder ab, ein neues Stück anzuschneiden, damit er sich überzeuge, ob es echt oder wirklich nur Konditorwerk sei. Es wurde nicht ohne verstohlene Späße bemerkt, daß der Erzbischof, welcher als geizig bekannt war, zwischen dem Vergnügen, seine Leckerbissen gewürdigt zu

ſehen, und dem Unmut, ſo viel davon zu verlieren, ſchwankte; auch wurde er geſehen, wie er einem abtragenden Diener, der von den Überbleibſeln naſchte, eine Maulſchelle verſetzte und ihm befahl, ſie ſorgſam zu verpacken und nach Köln in ſeine Reſidenz zu ſchicken.

Bei den Turnieren trug zur Freude der Nürnberger der Pfälzer Obentraut die meiſten Siege davon, ein fröhlicher Mann mit kühnen, aufrichtigen Augen, der bei den Katholiken kaum minder beliebt war als bei ſeinen Glaubensgenoſſen. Als der Kurfürſt von Mainz ihm einen prächtigen Türkisring als Schwertdank zu überreichen hatte, legte er dem vor ihm Knienden die Hand auf den Kopf und ſagte: „Biſt du, mein Sohn, auch nicht aus demſelben Weihbecken in der Kirche getauft, ſo doch wie ich aus dem Rheine;“ was mit Beifall aufgenommen und weitererzählt wurde.

Freilich hatte der Rat im ſtillen ein mühſeliges Steuern und Ausbiegen, um allerlei Anſtoß zu vermeiden. So ereignete es ſich, daß trieriſche Knechte ein kleines achtjähriges Mädchen, das ſtill für ſich mit Murmeln auf der Straße ſpielte, in ein Wirtshaus lockten, um es für ihre ſchändliche Luſt zu gebrauchen, und daß ein gutherziger Faßbindermeiſter, der dazukam und ſie hindern wollte, ſchwer verwundet wurde. Der Rat hätte die Miſſetäter gern nach Verdienſt beſtraft geſehen, ſcheute ſich aber doch, den feinen und großartigen Kurfürſten von Trier mit einer ſo häßlichen Sache zu behelligen, und überredete deshalb den Verwundeten und ſeine Frau, ſich mit einem reichlichen Schmerzensgeld zufriedenzugeben.

Ferner hatte man dem Herzog von Zweibrücken geſtattet, ſeinen Hofprediger Petiscus öffentlich predigen zu laſſen, trotz gerechter Beſorgnis, er möchte die kalviniſche Religion einzuſchmuggeln verſuchen; aber man hätte den Un-

rat lieber mit Schweigen zugedeckt als die Aufmerksamkeit darauf hingelenkt, wie es nun der kursächsische Hofprediger Hanisch tat, indem er in seinen Predigten anzüglich darüber stichelte. Auch die eigene Geistlichkeit gab manches zu schaffen, besonders der Pastor Mannich, der sich leider des Samstags zu betrinken pflegte und infolgedessen am Sonntag auf der Kanzel, die er unvorbereitet und noch nicht ganz ernüchtert betrat, allerhand Seltsamkeiten vorbrachte, besonders dem Rat dies und jenes aufmutzte, was dem niederen Volke ein beliebter Ohrenschmaus war. So klagte er jetzt, daß einem ehrlichen nürnbergischen Untertan, der sich während des Kurfürstentages auf dem Seil hatte sehen lassen wollen, dies als eine unnütze und gottlose Gaukelei verboten sei, während hernach ein angeblicher Meister aus Frankreich, der doch nur ein gemeiner Bortenwirker aus Schwaben sei, die Erlaubnis erhalten habe, indem die Ausländer stets begünstigt und die Einheimischen an ihrem Brot verkürzt würden. Mit diesem Mannich war es schwer etwas auszurichten; denn zuweilen predigte er so herrlich, daß es allen Zuhörern durch Mark und Bein ging und man meinte, der selige Luther selbst sei zum Troste der Gemeinde wieder auferstanden.

Gegen Ende November nahm der Kollegialtag sein Ende, nachdem die Kurfürsten den Beschluß gefaßt hatten, sich im Mai des nächsten Jahres zur Wahl eines römischen Königs von neuem zu versammeln. Noch vor diesem Zeitpunkt indessen klärte sich die Lage, indem Kaiser Rudolf an der Wassersucht erkrankte und aus dem Leben schied.

Seit Matthias König von Böhmen geworden war, entwarf der Kaiser Pläne, um sich wieder in Besitz der verlorenen Macht zu setzen, wobei sein Vertrauter der Mark-

graf von Ansbach war, der sich in Prag aufhielt, um die Umstände für seine Glaubenspartei auszunützen. Rudolf zeichnete ihn sichtbar aus, führte ihn in seine Kunstkammer, zeigte ihm seine Bilder und Raritäten, schenkte und versprach ihm auch manches und gewährte ihm lange Unterredungen. Die Aufforderung des Markgrafen, er solle die Prager Burg, wo er wie ein Gefangener lebte, heimlich verlassen und ihm ins Reich folgen, wo er mit Jubel und Ehrfurcht empfangen werden würde, versprach er zu erwägen. Viel lieber aber malte er sich aus, daß er nach Tirol gehen wolle, und vertiefte sich in ein Buch, das der belgische Maler Roelant Savery in seinem Auftrage angefertigt hatte, und das die Gebirge dieses von ihm über alles geliebten Landes darstellte. Wenn er es durchblätterte, träumte er von dem Glück, in dieser Einsamkeit zu leben und die wilden Umrisse, an denen die zackigen Wälder hinaufkrochen, und die die Wolkengeister umtanzten, als ein verschollener Beschauer in sich aufzunehmen. Ein Reisewagen stand bereit, um ihn jeden Augenblick dahin oder dorthin führen zu können; aber jeden Plan durchkreuzte ein anderer, wie er denn auch damit umging, der Witwe Heinrichs IV., Maria von Medici, seine Hand anzutragen und durch diese vornehme Heirat seinen Bruder Matthias gründlich zu beschämen.

In einer stürmischen Winternacht stand der Kaiser vom Bett auf und verbarg sich jammernd in den dunklen Gängen der Burg; denn der Teufel, dem er sich verschrieben habe, sagte er, klopfe ans Fenster und wolle ihn holen. Wie er bald danach erkrankte und schwächer wurde, hörten diese ängstlichen Anfälle auf. Mit dem Beginn des Jahres 1612 bemerkte Rhutsky, dem die körperliche Pflege des Kaisers hauptsächlich oblag, allerlei Anzeichen, daß das Ende nicht mehr fern sein könne. Der arme Mann wußte wohl, daß

er viele Feinde und Neider hatte, die nach dem Tode Rudolfs ihre Wut an ihm auszulassen versuchen würden, und machte Pläne, um mit dem Vermögen, das er zusammengebracht hatte, aus Böhmen zu entweichen; aber wenn er den alten, ins Grab sinkenden Mann ansah, wurde sein Herz weich, und er beschloß, noch einen und noch einen Tag auszuharren. Hatte der Kaiser auch in seinen schlimmen Tagen zuweilen gegen ihn getobt, auch mit Messern und Tellern nach ihm geworfen, so hatte er das doch hernach mit freundlichen Worten und Geschenken gutzumachen gesucht, ja sogar Tränen darüber vergossen. Besonders seit er das Bett hüten mußte, war er sanft und fügsam und sagte wohl, er habe sich als Knabe in Spanien nach Deutschland als nach seiner Heimat gesehnt; aber es sei die rechte Heimat nicht gewesen, und er sei froh, es zu verlassen.

An einem Morgen im Februar erwachte Rudolf mit der Frage, ob sein Löwe noch am Leben sei; es gab nämlich eine Prophezeiung, nach welcher er zugleich mit dem Löwen, den er im Zwinger hielt, sterben sollte, und die Nachricht, daß derselbe krank sei, hatte ihn deswegen beunruhigt. An Rhutskys Verlegenheit erkannte der Kaiser, daß der Löwe wirklich in der Nacht gestorben war; er wurde aber nicht dadurch niedergedrückt, sondern sagte, er wolle die Prophezeiung zuschanden machen, fühle sich wohl und wolle aufstehen. Auch solle sogleich ein Brief an die Witwe des Kurfürsten von der Pfalz, Juliane von Nassau-Oranien, aufgesetzt werden mit Heiratsvorschlägen, weil er sich der kalvinischen Partei, als der tatkräftigsten unter den Evangelischen, verbünden wolle. Diese Wendung seiner Politik setzte seine Umgebung wohl in Verwunderung, fand aber wenig Glauben; auch kam nichts davon zur Ausführung, da der Kaiser noch am selben Vormittage verstarb, noch

nicht sechzig Jahre alt, nachdem er sechsunddreißig Jahre lang regiert hatte.

Sogleich nach seinem Tode wurde die Burg besetzt und die Mehrzahl der kaiserlichen Diener ins Gefängnis geworfen, darunter Rhutsky, indem zugleich sein Vermögen eingezogen wurde. Da Khlesl dem vieler Verbrechen Beschuldigten in bösen und höhnischen Worten die Folter androhte, und er einsehen mußte, daß er von keiner Seite Hilfe zu erwarten hatte, erhängte er sich, so daß nur noch sein Leichnam geviertelt werden konnte.

Das überaus prächtige Trauergerüst, das zu Rudolfs Leichenfeier im Dome aufgerichtet war, kaufte der noch immer in Prag anwesende Herzog Heinrich Julius als Andenken für eine große Summe und führte es auf einem Wagen mit nach Wolfenbüttel, konnte sich aber nicht lange mehr daran erfreuen, da er schon im nächsten Jahre dem Kaiser im Tode nachfolgte.

Dem Matthias fiel nun auch die letzte und höchste der Kronen seines Bruders zu, und im Mai begab er sich mit seiner Gemahlin zur Kaiserwahl nach Frankfurt. Unterwegs verweilte er mehrere Tage in Nürnberg, um sich auszuruhen, denn er litt gerade unter einem heftigen Anfall seiner Gicht, wovon er bis zu den Feierlichkeiten frei zu werden hoffte. Beim Einzuge in Nürnberg gab es Mißhelligkeiten: der Markgraf von Ansbach nämlich, mit dem die Stadt ohnehin nicht in gutem Einvernehmen war, behauptete das Geleitsrecht zu haben und pflegte beim Besuch hoher Gäste der Stadt zum Trotz gewaltsam davon Gebrauch zu machen. Darüber kam es zwischen den Nürnbergern und Ansbachern zum Streit, bei dem es mehrere Verwundungen absetzte und keiner den Sieg davontrug; wenigstens wichen die Ansbacher nicht vom Platze. Dieses Blutvergießen konnte

nur als ein übles Vorzeichen ausgedeutet werden, und überhaupt machte Matthias keinen tröstlichen Eindruck. Er trug das Wams so lose, daß das Hemd am Halse hervorlugte, und seine Füße waren mit wollenen Tüchern umwickelt; so, die Beine auf einen Schemel streckend, empfing er die Abgeordneten der Stadt, die ihm den Wein als üblichen Willkommen überbrachten. Dagegen war die Kaiserin guter Dinge, dick, weiß und rot, mit Haaren von der rötlich-blonden Färbung, wie sie vielen Habsburgerinnen eigen waren. Von ihrer Vorliebe für Leckereien in Kenntnis gesetzt, überreichte der Rat ihr eine große Schale auserlesenen Konfekts, wovon sie beständig naschte, während sie in einem weltlichen Historienbuche las, danach sie verlangt hatte, und das im Besitz der Welserischen Familie vorgefunden und ihr ausgeliehen war. Überhaupt suchte sie sich zu belustigen und war erfreut über die Gelegenheit, einer Geschlechterhochzeit zuzusehen, die eben in diesen Tagen stattfand. Ihr zuliebe legten die Frauen und Mädchen altertümliche Trachten an, die sonst bei den Vornehmen nicht mehr üblich waren, und sie sah allem vom Fenster aus mit lautem Vergnügen zu, in die Hände klatschend, wenn ihr etwas besonders gefiel. Die Kränzeljungfern ließ sie zu sich in das Gasthaus bitten, betastete ihre mit Seidenbändern verflochtenen Zöpfe, ob sie echt wären, und ließ sich ihre Heiratsaussichten von ihnen erzählen. Auch benützte sie die Gelegenheit, sich einen Aderlaß praktizieren zu lassen, und der Barbier, der damit betraut wurde, konnte nicht genug von ihrem fetten weißen Arm erzählen, und wie zutraulich sie ihn aufgemuntert habe, fest anzugreifen, da sie nicht zimpferlich sei. Es hatte ihr in Nürnberg so wohl gefallen, daß sie die Augen mit dem Tüchlein trocknen mußte, als sie in der breiten Reisekutsche, neben ihrem wohlverpackten Gemahl sitzend, ein Büchslein

voll Konfekt auf dem Schoße, zum Tore hinaus und den Krönungsfeierlichkeiten entgegenfuhr.

Maximilian von Bayern führte mit Wolfgang Wilhelm von Neuburg viele Gespräche über den Glauben, wobei er alles das wiederholte, was er von den Jesuiten über die Wahrheit des katholischen Bekenntnisses gelernt hatte, während Wolfgang Wilhelm die lutherische Lehre so verteidigte, wie es ihm von Heilbrunner, dem Hofprediger seines Vaters, beigebracht worden war. Dabei gebot ihm der Umstand, daß Maximilian der Ältere war, eine gewisse Bescheidenheit, so daß dieser den Eindruck gewann, sein Schüler werde sachte von der Kraft seiner Beweisführung durchdrungen, und er müsse nur eine Weile zuwarten, um die Früchte seines Eifers zu ernten. Ohne daß etwas Entscheidendes geschehen wäre, reiste Wolfgang Wilhelm wieder ab. Magdalenas bewundernde und fast verliebte Blicke hatten ihm zwar wohlgetan, und obwohl sie blaß und kränklich aussah, hatte sie ihm nicht übel gefallen, da sie klug und kräftig von Charakter zu sein schien; aber er konnte das argwöhnische Gefühl nicht loswerden, als sähen sie im Grunde alle ein wenig auf ihn herab, und das verstimmte ihn, wenn es ihn auch zugleich reizte und anzog. Dachte er an seinen Vater, so wurde ihm sehr unbehaglich zumute, und er verfolgte den Gedanken an die bayrische Heirat und alles, was damit zusammenhing, nicht weiter. Zu Hause jedoch gefiel es ihm gar nicht; stets kam es zu Wortwechseln zwischen ihm und seiner Familie, wie sehr er sich auch nach seiner Meinung bemühte, nicht merken zu lassen, daß sein Gesichtskreis sich inzwischen erweitert hatte. In seiner zweifelnden Stimmung beschloß er, sich am Hofe zu Berlin umzusehen, ob sich etwa dort eine Aussicht böte, die ihm Bayern entbehr-

lich machte. Der Kurfürſt von Brandenburg näherte ſich dem Plan einer ehelichen Verbindung ſeiner Tochter mit dem Neuburger behutſam; denn da er ſich mit der Abſicht trug, öffentlich zum reformierten Glauben überzutreten, wäre ihm eine kalviniſche Heirat lieber geweſen. Immerhin wurde ein feſtliches Eſſen veranſtaltet, wobei ſich eine engere Vertraulichkeit entfalten und die Verlobung eingeleitet werden ſollte. Die Prinzeſſin war ein wenig ſchnippiſch und kicherte, anſtatt des Freiers Anreden ſchicklich zu beantworten; dazu kam, daß die Überheblichkeit, der er hier begegnete, ihn weit mehr ärgerte als die am Münchner Hofe, wo denn doch weit mehr Anſtand, Pracht und fürſtliches Weſen herrſchte. Er gab alſo zu verſtehen, daß er die brandenburgiſchen Anſprüche an Jülich-Cleve nicht hoch anſchlug und vorausſetzte, der Kurfürſt werde es wohl zufrieden ſein, ſie mit der Tochter an ihn, als den eigentlichen Erben, abzutreten. Darüber brauſte der Kurfürſt ſeinerſeits auf und ſagte, daß Wolfgang Wilhelms Mutter ſich eigentlich durch einen Verzicht ihres Anteils an der Erbſchaft begeben habe, nun wolle er das Ganze und ſeine Tochter noch dazu, die von polniſcher, ſchwediſcher und däniſcher Seite her Anträge habe und außerdem gar nicht von Berlin fort wolle. Die Prinzeſſin, ſagte Wolfgang Wilhelm, dürfe es ſich bei ihm gefallen laſſen; in Düſſeldorf ſei guter Wein und in Neuburg gutes Bier, während in Berlin nicht einmal das Waſſer gut ſei. Dieſe Keckheit erzürnte den Kurfürſten ſo, daß er, ohnehin vom Trunk erhitzt, dem Neuburgiſchen Prinzen eine Ohrfeige verſetzte, womit das Gaſtmahl und die Werbung ein plötzliches Ende nahmen.

Mit dem Gefühl der Rachſucht verließ Wolfgang Wilhelm Berlin und reiſte ſchnurſtracks nach München, ent-

schlossen, sich nunmehr Maximilian in die Arme zu werfen. Der katholischen Glaubenslehre, die ihm namentlich von dem gelehrten Jesuiten Reihing einleuchtend unterbreitet wurde, lauschte er bereitwilliger als früher, und nachdem er den Unterricht eine Zeitlang genossen hatte, erklärte er sich für überzeugt und von dem Wunsche beseelt, in den Schoß der Kirche zurückzukehren. Seine den Vater betreffenden Bedenken verstand Maximilian und verschmähte es, ihn in dieser Hinsicht zu drängen. Er möchte, schlug er vor, so schnell wie möglich den Übertritt vollziehen, weil in einer so hochwichtigen Heilsangelegenheit auch nicht ein Tag versäumt werden dürfe; aber im geheimen, damit sein Vater es nicht erfahre. Diesen solle er zunächst mit der Heirat zu befreunden suchen, was leichter gelingen werde, wenn der Gedanke an einen etwaigen Religionswechsel seines Sohnes noch gar nicht bei ihm aufgetaucht sei.

Dementsprechend verfuhr Wolfgang Wilhelm und malte dem alten Herzog aus, welche Hilfe er von dem mächtigen bayrischen Vetter haben werde, um seinen Anspruch auf Jülich durchzusetzen, wozu noch die Aussicht komme, Magdalena werde sich zum lutherischen Glauben bekehren lassen. Er schilderte die Prinzessin als verständig und tugendhaft, so daß er, wenn sie erst seine Frau sei, sie gewiß zur Einsicht des Besseren bringen und sie seinem Wunsche sich fügen werde. Hatte Philipp Ludwig geschwankt, ob er in die gefährliche Heirat willigen sollte, so wurde er durch die Aussicht auf diese Möglichkeit zu ihren Gunsten bewegt, und eine väterliche Neigung für das Mädchen, das er und sein treuer Heilbrunner mit der reinen Religion bekannt machen würden, ergriff sein Herz; nun erst fing er auch an den irdischen Vorteilen der Verbindung Geschmack zu gewinnen an. Vor der Hochzeit freilich, sagte Wolfgang Wilhelm,

müßten die Bekehrungsversuche anständigerweise zurückgehalten werden, und es wurde festgesetzt, daß die Vermählung sowohl nach katholischem wie nach evangelischem Gebrauch vollzogen werde, damit der Glaube beider Teile zur Geltung komme und keinem von beiden ein Präjudiz geschehe.

Vorher unternahm Magdalena mit ihrem Vater eine Wallfahrt nach Alt-Oetting, um Gott zu danken, dessen weise Führung sie nun erst recht bewundern lernte; denn es zeigte sich ja, was er damit bezweckt hatte, daß er das Opfer ihrer Liebe zu Leopold von ihr forderte, weil er ihr ein weit schöneres Glück und dazu eine erhabene Aufgabe vorbereitet hatte. Auch der alte Herzog von Neuburg wiegte sich in Hoffnungen, die nur zuweilen durch aufsteigende Sorgen getrübt wurden. Eine Sicherheit hatte ihm Wolfgang Wilhelm für die künftige Bekehrung seiner Braut nicht gegeben; konnte der junge Mann nicht durch weibliche Künste und die Gebrechlichkeit der menschlichen Natur sich haben verblenden lassen, daß er eine der Abgötterei verschworene Jesabel für ein frommes, verständiges Mädchen ansah? Wenn sie sich ihm widersetzte, welche Unzuträglichkeiten würden daraus entstehen, namentlich in bezug auf die Kinder, die aus der Ehe erzielt werden würden; es war ja leider nicht anders, als daß die Frauen, und namentlich solche, die mit jesuitischen Kniffen umzugehen gewohnt waren, oft den Mann umgarnten, und er würde nicht immer da sein, um Wolfgang Wilhelm durch sein väterliches Ansehen zu stärken. Indessen suchte er solche Gedanken durch sein Vertrauen auf Gott zu bekämpfen, der die Wahrheit nicht zuschanden werden lassen würde.

Nachdem die Hochzeit in München mit großer Pracht begangen war, richtete Philipp Ludwig eine Nachfeier in Neu-

burg zu, die Koſten nicht ſcheuend, um dem bayriſchen Gepränge nicht nachzuſtehen, wie denn weder ein Turnier noch ein Feuerwerk noch auch eine Sauhatz fehlte. In der erſten Nacht brach aber nicht weit vom Schloſſe eine große Feuersbrunſt aus, die ſich ſo gefährlich anließ, daß der alte Herzog ſeinen Sohn, der ſich eben mit ſeiner jungen Frau zu Bette begeben wollte, herausklopfte, damit er ſich auch wie die anderen Herren am Löſch- und Rettungswerk beteilige. Hier tat ſich namentlich Prinz Auguſt, Wolfgang Wilhelms jüngerer Bruder, rühmlich hervor, und man ſah mit großer Bewunderung ſeinen hochgewachſenen Körper und ſein blondes Haupt unerſchrocken zwiſchen Rauch und Flammen auf- und untertauchen. Philipp Ludwig und ſeine zur Schwermut neigende Frau ſtanden unterdeſſen im Schloſſe am Fenſter, wo ſie durch die kahlen Gebüſche, denn es war November, die ſchwarzen Donauwellen im düſteren Glutſchein aufblinken ſehen konnten, und beteten nicht ohne trübe Vorahnungen.

Von Neuburg führte Wolfgang Wilhelm ſeine Frau nach Düſſeldorf und hätte ſich der neuen Würde uneingeſchränkt freuen können, wenn ſein Beichtvater ihn nicht gedrängt hätte, nunmehr ſeine Zugehörigkeit zur katholiſchen Kirche offen zu bekennen, weil dies zum Heil ſeiner Untertanen, die ſich ihm anſchließen würden und müßten, notwendig ſei. Wolfgang Wilhelm wagte keinen Gegengrund zu äußern und ordnete, da es einmal ſein mußte, die Zeremonie feſtlich an, damit das vorauszuſehende Murren des Volkes durch einen bedeutenden Eindruck überwältigt werde.

An den Hof von Neuburg waren zuweilen Gerüchte von einer großen Veränderung gedrungen, die in Düſſeldorf im Schwange ſei; aber Philipp Ludwig hatte es nicht laut werden laſſen und ſich einzureden geſucht, daß ein ſolcher Verrat

seines Sohnes unmöglich sei. Endlich ließ er den Heilbrunner zu sich rufen und fragte ihn, indem er ihn scharf ansah, ob er glaube, daß Wolfgang Wilhelm seinen Gott und seinen Vater zugleich verraten habe? Heilbrunner schwieg eine Weile mit niedergeschlagenen Augen; dann sagte er: „Weil Euer Gnaden es mir befehlen, so will ich antworten. Ich habe mich lange gesträubt es zu glauben und mit Gott deswegen gestritten. Abraham hat Isaak unschuldig geopfert und David Absalom schuldig, und beide waren treue Knechte Gottes. Wir müssen kämpfen und ausharren bis ans Ende: das von Euer Gnaden und meines sind nicht mehr fern." Hierauf setzte sich Philipp Ludwig an seinen Schreibtisch und forderte von seinem Sohne eine runde, offene Erklärung, die denn auch erfolgte. Wolfgang Wilhelm und Magdalena schrieben zusammen in höflichen, entschiedenen Worten, daß es so sei und nicht anders sein könne, und daß sie hofften, der Vater werde es ihm, Wolfgang Wilhelm, nicht verargen, daß er nach seiner Überzeugung gehandelt habe.

Das Blatt zitterte in den Händen des alten Mannes, während er las, und die Tränen begannen ihm langsam über das Gesicht zu laufen. Sein Herz war so hart geschlagen, daß er nicht einmal in der Bibel Trost finden konnte. Nicht nur der Abfall seines Sohnes war es, der ihn bekümmerte, sondern der Gedanke an die bitteren Folgen, die für seine armen Untertanen daraus erwachsen mußten, wenn der Abtrünnige ihnen seinen Irrglauben aufzwingen würde. Viele Stunden verbrachte er in leisem Gespräch mit seiner Frau, lange saß er aber auch allein, von einem drohenden Schwall teuflischer Zweifel geängstigt. Warum ließ Gott es zu, daß die Arbeit seines Lebens zunichte gemacht werde, sein Gärtlein, in dem er das Unkraut

des Unglaubens und des Laſters ausgejätet, wo er Frömmigkeit, Ordnung und Tugend geſät und aufgehen geſehen hatte, von ſeinem eigenen Sohne verwüſtet wurde? Er hatte geglaubt, der Segen Gottes ruhe auf ſeinem Tagewerk, und nun ſollte ſein brechendes Auge es ſcheitern ſehen. War es eine ihm auferlegte Prüfung, wie konnte Gott den Verluſt ſo vieler Seelen damit verbinden?

Den ernſtlichen Vorſtellungen Heilbrunners, man müſſe ſich dem Verhängnis Gottes auch dann unterwerfen, wenn man es nach ſeinem ſchwachen menſchlichen Verſtande nicht begreife, fügte er ſich, inſofern er nicht laut klagte; anſtatt deſſen beſchäftigte er ſich in großer Unruhe damit, das Unheil, ſoviel an ihm war, von ſeinem Lande abzuwenden. Nachdem er dem Sohne in ernſten Worten ſein Unrecht vorgehalten hatte, forderte er von ihm ein bündiges Verſprechen, in ſeinem väterlichen Erblande die Augsburgiſche Konfeſſion nicht antaſten noch ausländiſche Beamte dort einführen zu wollen, welches Wolfgang Wilhelm nach langem Zögern auch gab, dabei die Unverbrüchlichkeit eines Fürſtenwortes betonend. Dann band er ſeinem zweiten und ſeinem dritten Sohne, Auguſt und Johann Friedrich, aufs Herz, dem reinen Glauben, in dem ſie auferzogen wären, unerſchütterlich anzuhangen, ſich durch keinen irdiſchen Vorteil, Bedrohung oder Verlockung abwendig machen zu laſſen, auch ſtets für ihre Untertanen, wenn dieſe etwa trotz aller Verträge von Wolfgang Wilhelm bedrängt werden ſollten, väterlich zu ſorgen und einzuſpringen, da Gott die Seelen der Untertanen von den Fürſten fordern werde. Auguſts aufrichtiger Blick und treues Wort beruhigten ihn über deſſen Zukunft, für den ſchwachen und etwas vergnügungsſüchtigen Johann Friedrich dagegen mußte der ältere Bruder die Verantwortung mit übernehmen. Heilbrunner und die übrigen

Geiſtlichen erhielten den Auftrag, an jedem Sonntag die Gemeinde auf die bevorſtehende Gefahr aufmerkſam zu machen und ſie zur Glaubenstreue zu vermahnen. Es herrſchte im ganzen Ländchen Betrübnis und Sorge, und aus freien Stücken beteten alle täglich, Gott möge ihren frommen Fürſten erhalten und das Übel von ihnen abwenden.

Nichtsdeſtoweniger ging das Leben des ſchon lange gichtleidenden alten Fürſten ſchnell zur Neige. Er änderte nichts in ſeiner Lebensführung, ſtand in der Morgenfrühe auf, aß zur Mittagszeit ſeinen Brei, obwohl er ihm faſt zuwider war, arbeitete mit ſeinen Räten und las zur beſtimmten Stunde in der Bibel; aber ſeine Angehörigen ſahen ihn oft mitten in der Beſchäftigung einſchlafen oder leer vor ſich hinſtieren, während ihm Tränen aus den Augen ſchlichen. In den erſten Tagen des Auguſt ließ er die Frömmſten und Redlichſten aus der Bürgerſchaft, wie die Prediger ſie vorſchlugen, zu ſich auf das Schloß fordern, um ihnen Maßregeln für ihr Verhalten nach ſeinem Tode zu geben. Sie würden nun bald, redete er ſie an, eine Herde ohne Hirten ſein und könnten leicht den Wölfen, die jederzeit umgingen, zur Beute fallen. Zwar würden ſeine Söhne ihnen fürſtlich und getreulich vorſtehen, und Heilbrunner würde ihnen nach wie vor Gottes Wort auslegen und ſie zum Guten anhalten; aber ſie wüßten ja wohl auch, wie böſe die Zeitläufte wären, welche Macht der Teufel auf Erden beſäße, und wie weit der päpſtliche Antichriſt ſeine Schlingen würfe. Da müßten ſie denn auch ſelbſt mit Beſtändigkeit gewappnet ſein, wenn ſie die Prüfung beſtehen und dereinſt den Himmel gewinnen wollten. Danach fragte er viele von ihnen einzeln, wie ſie ſich verhalten würden, wenn ſie mit Gewalt zur Meſſe gezwungen werden ſollten, ob ſie ſich fügen oder Hab und Gut preisgeben, auswandern und ihre irdiſche

Zukunft Gott anheimgeben wollten. Einige Männer ſagten, ſie hofften das Beſte, aber landsfremde Bettler würden nirgends gern geſehen, man müſſe auch für Weib und Kind Sorge tragen; einige Frauen, ſie würden ſich nach dem Willen ihrer Männer verhalten; aber ein paar alte Männer und alte Witwen ſagten, von Gottes Wort würden ſie nicht laſſen, ſollten ſie auch darüber Leib und Gut verlieren müſſen, und ſie würden dem Herzog gleich die Hand darauf geben.

Er wiſſe wohl, daß die Prüfung hart ſei, ſagte Philipp Auguſt, aber himmliſcher Lohn harre des Überwinders, und er wolle auch hier und dort für ſie beten. Dann prägte er ihnen ein, ſeinen Söhnen Gehorſam zu leiſten, wenn er bald nicht mehr ſein werde, und ſagte ihnen Lebewohl, worauf alle unter herzzerbrechendem Schluchzen auseinandergingen.

Einige Tage ſpäter fiel der alte Herzog beim Aufſtehen in Ohnmacht, erholte ſich aber wieder und ließ ſich vollends ankleiden, obſchon die Ärzte Bedenken äußerten und Familie und Dienerſchaft ſich kopfſchüttelnd daran erinnerten, daß man den zwölften Auguſt ſchrieb, alſo gerade drei Monate nach dem Übertritt Wolfgang Wilhelms in Düſſeldorf verfloſſen waren. Wie alltäglich nahm er dann an einer Sitzung der Räte teil und ließ ſich von Heilbrunner ein Kapitel aus der Bibel erklären, um doch für alle Fälle auf das Ende vorbereitet zu ſein. Beim Mittageſſen, das bald nach zehn Uhr ſtattfand und an dem ſeine Gemahlin, ſeine Söhne, Heilbrunner und ein Arzt teilnahmen, legte er plötzlich den Löffel aus der Hand und ſchlief ein, um nicht mehr zum Leben zu erwachen.

Der Todesfall rief unendlichen Jammer im Neuburgiſchen Lande hervor; nun, hieß es im Volke, würde man das Schickſal des benachbarten Donauwörth erleiden, wo die Schlech-

ten, die ihren Glauben verrieten, Anstellungen und Ämter erhielten und straflos die Besseren quälen und unterdrücken dürften. Es waren in den letzten Jahren viele Donauwörther nach Neuburg gezogen, und diese sahen nun kommen, daß ihres Bleibens auch hier nicht wäre, sondern daß sie weiterwandern müßten, ärmer und hoffnungsloser als zuvor.

Im Februar des folgenden Jahres, nämlich 1615, hielt Wolfgang Wilhelm seinen Einzug in Neuburg und erklärte rundweg, von seinem Erbrecht nichts aufgeben zu wollen, worauf sich August und Johann Friedrich, um nur etwas zu bekommen, zu einem Vertrage bequemten, der jeden von ihnen mit einem kleinen Gebiet abfand, August mit Sulzbach und Johann Friedrich mit Hilpoltsheim, so aber, daß dem Ältesten, Wolfgang Wilhelm, auch über diese Landesteile die Oberhoheit zustand. Traurig verließen die verwitwete Herzogin und ihre Söhne das Neuburger Schloß, denen bald auch Jakob Heilbrunner, von der neuen Regierung verabschiedet, folgte.

War die neuburgische Vermählung unheilvoll für die evangelische Sache gewesen, so wurde in dem älteren Zweige der pfälzischen Familie im selben Jahre eine gefeiert, die den Verlust reicher einbringen zu sollen schien: der junge, eben mündig gewordene Kurfürst Friedrich V. nämlich führte die englische Prinzessin Elisabeth, Tochter Jakobs I., heim, deren Name an die große Beschützerin der protestantischen Freiheit erinnerte. Die pfälzischen Räte rühmten und freuten sich dieses Erfolges ihrer Diplomatie nicht wenig, denn sie glaubten damit die Unterstützung derjenigen Macht gewonnen zu haben, deren herrlicher Triumph über die spanische Tyrannei noch frisch in aller Gedächtnis war. Der junge Friedrich ließ sich gern sagen, wie gut er nunmehr

verſorgt und für ſeine hohe Rolle ausgerüſtet ſei, wie weit er durch die königliche Verwandtſchaft andere Fürſten überrage; doch waren ihm die ſchöne Braut, die vielfachen Annehmlichkeiten des Ehelebens, die Hochzeit und der Empfang zu Hauſe, der das Übliche an Pracht übertreffen ſollte, zunächſt wichtiger. Der verwöhnten Engländerin ſollte das neue Reich am Rheine nicht armſelig erſcheinen, vielmehr ſollte ſie womöglich durch Überfluß überraſcht werden. Ein mit farbigen Tüchern ausſtaffiertes, von bunten Fahnen umflattertes, wie ein ſchwimmendes Schlößlein mit Gold- und Silberzeug eingerichtetes Schiff führte ſie bis Mainz, wo ihr Gemahl, der ihr vorausgereiſt war, ſie erwartete. Von allen pfälziſchen Städten hatte ihr die Feſtung Frankenthal, welche als eine Kolonie aus Frankreich auswandernder Hugenotten von dem Kurfürſten Friedrich III. war gegründet worden, den ſchönſten Empfang bereitet. Aus einem roſigen Gewölk blühender Aprikoſen- und Apfelbäume ſtiegen die grauen Mauern kantig hervor, hinter denen das heitere Städtchen voll zierlich gegiebelter Häuſer in gepflegten Gärten ſich barg. Wie wenn ein in Eiſen gerüſteter Ritter das Viſier öffnet und ein freundliches Jünglingsgeſicht zwiſchen den dunklen Platten ſichtbar wird, ſo überraſchte das Bild der geſchmückten Stadt die durch das Tor Einziehenden. Feſtliche Jugend überreichte der Königstochter ein von Frankenthals berühmten Goldſchmieden angefertigtes Kleinod: eine große, von einem aus Saphiren und Smaragden beſtehenden Stirnband, welches das Meer verſinnbildlichte, herabhängende Perle, mit Anſpielung auf Eliſabeths Beinamen die Perle von England. Die Ehrenbogen, die über die Hauptſtraße ausgeſpannt waren, trugen Bilder mit Inſchriften, unter denen das wichtigſte eine Darſtellung des Seeſieges der engliſchen Flotte über die von Philipp II.

ausgesandte furchtbare Armada darstellte. Darüber waren die Worte geschrieben: „Elisabeth rex“, das heißt Elisabeth König, und darüber: „Deus flavit“, das heißt Gott blies. An dieser Pforte wurde der nunmehrigen Kurfürstin eine Anrede in deutscher Sprache gehalten, von welcher sie, des Deutschen unkundig, nichts verstand; auch hätte sie ohnehin, von herrlichen Gefühlen allzu ungestüm bewegt, den umständlichen Worten nicht folgen können. Auch ihr Name, das fühlte sie, konnte ein Zauberwort für die evangelischen Völker werden, hatte sie doch Kraft und Begeisterung genug; es sollte nur Feindeswut sich heranwälzen, ihr Herz würde wie ein Fels stehen und wie die Sonne Segen verbreiten, ohne je verdunkelt zu werden. Sie lächelte das Volk, das ihr zujubelte, verheißungsvoll an und wandte sich nach ihrem Gatten um, dessen Blicke verliebt an ihr hingen; nein, sie würde es niemals bereuen, daß sie, auf die Ansprüche ihrer königlichen Geburt verzichtend, eine Kurfürstin im Reiche geworden war. Wie ansehnlich ihres Mannes Stellung war, zeigte sich vollends in Heidelberg, als ihr seine Vasallen entgegenzogen, unter denen einige Fürsten und viele Grafen und Ritter waren. Diese Herren, als die Helden des Trojanischen Krieges ausstaffiert, begrüßten Elisabeth als die schöne Helena und geleiteten sie durch die Stadt den Hügel hinauf nach dem Schlosse, so daß es von weitem aussah, als werde eine riesenhafte Blumengirlande den verschlungenen Weg hinaufgewunden; staunend sah das gedrängte Volk die blanken Rüstungen, das prunkvolle Geschirr der Rosse, die flatternden Helmbüsche und Schärpen durch das frühlingshelle Grün der Gebüsche blitzen.

Einige Jahre später heiratete die Schwester Friedrichs V. den jungen Erbprinzen von Brandenburg, Georg Wilhelm, wodurch diese beiden reformierten Häuser nahe miteinander

verbunden wurden und gemeinsame Wirksamkeit desto natürlicher schien. Noch ein Hoffnungsstern ging den unierten Fürsten um diese Zeit im Norden auf, indem nach dem Tode König Karls IX. von Schweden dessen Sohn Gustav Adolf den Thron bestieg, dem das Gerücht trotz seiner Jugend heroische Neigungen und Tätigkeiten zuschrieb.

Nachdem Karl IX. im Jahre 1611 gestorben war, übernahm sein Sohn Gustav Adolf nach Wahl der Stände die Regierung und ernannte alsbald seinen Erzieher und Freund, den um etwa zwölf Jahre älteren Grafen Axel Oxenstierna, zu seinem Minister. Als Knabe hatte er inniger einem anderen Lehrer, dem aus dem Volke stammenden Johann Skytte angehangen, der ihn mit den Sagen aus der Urzeit der nordischen Völker und mit den Geschichten seiner Vorfahren, der Wasa, das Herz so mächtig zu erschüttern wußte. Am liebsten ließ sich der junge Königssohn von seinem unglücklichen Oheim Erich erzählen, der im Wahnsinn, als Gefangener seines Bruders Johann und wahrscheinlich durch denselben ermordet, gestorben war: von der Unbändigkeit seines Wissensdranges und seiner Eroberungssucht; denn nicht nur hätte Schweden seiner unersättlichen Begier keine Genüge getan, sondern, erzählte Skytte, wenn die Erde sein gewesen wäre, würde er sich über die Sterne haben ausbreiten wollen; dann wie zuweilen eine uralte heidnische Wildheit in ihm aufgekocht sei, in der er nach Blut gelechzt habe wie ein Wolf, und wie er einmal in einer solchen Raserei die Sture, die ihm trotzten, mit eigenen Händen erschlagen habe; dann wie er voll Musik gewesen sei und ihrer so mächtig, daß in der Zeit seiner Gefangenschaft und seines Wahnsinns König Johann ihm die Laute habe fortnehmen lassen, damit die Süßigkeit seiner Gesänge nicht die Kerkermeister betöre.

Es machte Skytte schweren Kummer, daß sein Zögling sich in den Jünglingsjahren mehr dem Oxenstierna anschloß, dem er als einem von Adel mißtraute, und dessen Einfluß er für gefährlich hielt, weil er glaubte, daß er Gustav Adolf in seiner Neigung zu einer kriegerischen, weit ausgreifenden Politik bestärke. Nach seiner Meinung war es die Aufgabe eines schwedischen Königs, Frieden und Ordnung im Innern des Reiches herzustellen, wo der Adel ebenbürtig und auf die königliche Vorherrschaft eifersüchtig, wo die Städte arm und das Gewerbe unentwickelt sei, nicht aber das so vielfach bedürftige Reich zu vergrößern. Gustav Adolf ließ es sich angelegen sein, Skyttes Empfindlichkeit zu beschwichtigen, und hatte darüber eine Unterredung mit ihm im Schloß, wo er sich etwa ein Jahr nach seiner Thronbesteigung während der Friedensverhandlungen mit Dänemark aufhielt.

Er habe unrecht, begann er gegen Skytte, Oxenstierna zu mißtrauen, der ihn liebe und es treu mit ihm meine. Ja, sagte Skytte, indem er sich bedächtig seinen schwarzen gegabelten Bart strich, dessen Enden geflochten und von einer roten Schnur durchzogen waren, ja, so treu es ein Adliger mit seinem König meinen könne, dem er sich im Grunde überlegen fühle.

Gustav Adolf zögerte einen Augenblick, dann lachte er und sagte, am letzten Ende sei es doch das Volk, das den König am wenigsten lieben könne; es halte nur zu ihm, solange der Adel es drücke.

Wenn das wahr sei, sagte Skytte, sei es ein schlechtes Zeichen für die Könige. „Was willst du," sagte Gustav Adolf, „sie sind nun einmal da, so wie Gott da ist. Möchtest du auch aus dem Himmel eine Republik machen? Einer muß die Zügel führen, und das werde ich tun trotz Oxenstierna."

Er wolle es glauben, erwiderte Skytte; aber der Mensch folge auch unbewußt dem Rat, der ihm beständig ins Ohr falle. Er wisse wohl, was Oxenstierna im Sinne habe: er wolle den König durch Krieg beschäftigen, damit sich der Adel daheim des Steuers wieder bemächtigen könne. Darum wecke er in Gustav Adolf die Erinnerung an das alte skandinavische Dreikönigreich und reize ihn gegen Dänemark, mit dem er es doch nicht aufnehmen könne.

Nein, rief der junge König rasch und heftig aufspringend, wenn er es wissen wolle, so sei es umgekehrt. Er, ja er, hätte sich blind auf den König von Dänemark stürzen und ihn am liebsten mit den Händen erwürgen mögen, den aufgeblasenen Prahler, der sich erdreistet hätte, ihn mit seiner Flotte bis in das Schloß von Stockholm zu beunruhigen! Oxenstierna sei es, der ihm zurede und vorstelle, er müsse jetzt an sich halten, bis er seine Flotte verstärkt und ein tüchtiges Heer formiert und es im Kampfe mit schwächeren Feinden geübt habe. Er sei weder eine Puppe in Oxenstiernas Händen noch ein Schwächling, der sich vor dem König von Dänemark verkriechе, das wolle er seinerzeit beweisen!

Skytte trat einen Schritt zurück und betrachtete nicht ohne Wohlgefallen die hohe und breite Gestalt des blonden Königsknaben, der auf ihn zugesprungen war und mit blitzenden Augen drohend vor ihm stand. „Es scheint zuweilen," sagte er sinnend, „als hätte ein Geschlecht nur einen einzigen durch die Zeit sich streckenden Riesenleib; denn so, wie du jetzt vor mir stehst, denke ich mir deinen Oheim, den unglückseligen Erich Wasa."

„Und warum nicht?" sagte Gustav Adolf; „habe ich doch sein Blut in meinen Adern."

„Das Blut der Wasa", sagte Skytte, die Stirn zusam-

menziehend, „fließt nicht wie ein breiter, befahrener Strom, sondern wie die Katarakte des Nordens, die donnern und schäumen und hoch aufspritzen."

„Das ist rechtes Königsblut," fiel Gustav Adolf rasch ein, dessen blaue Augen leuchteten.

Skyttes Gesicht verdüsterte sich immer mehr. „Wie könnte ein König wohltätig herrschen," sagte er, „der sein eigenes Herz nicht bändigen kann." Nun, sagte Gustav Adolf, es seien jetzt andere Zeiten als die seines Großvaters und seiner Oheime, und er habe wohl ihr Blut, aber einen anderen Geist. Daß er sein Herz bemeistern könne, beweise er jetzt in der dänischen Angelegenheit und werde es ferner tun; aber es bleibe doch wahr, daß eines Königs Brust heißer und begieriger sein müsse als die anderer Menschen; denn in ihm schlage das Herz des ganzen Volkes.

Wenn das wahr wäre, sagte Skytte eigensinnig, würde er, Gustav Adolf, die Scholle lieben, die das Volk pflüge, nicht aber nach dem Meere trachten. Was früge das Volk, das sein Leben auf den Schlachtfeldern verbluten lassen müsse, nach fremden Ländern, dessen Schätze den König zum Tyrannen machten?

Von plötzlicher Ungeduld überwältigt, schlug Gustav Adolf mehrmals mit der geballten Faust auf den Tisch und rief, was denn alles dies heißen solle? Er, Skytte, sei es gewesen, der ihm als Knaben, während er ihn an der Hand durch die stillen verschneiten Wälder führte, von den Strömen des Nordens erzählt habe, und wie man durch den Donner ihrer Wasserfälle zuweilen die schmelzende Harfe könne singen hören, die der Neck spiele. Er, Skytte, sei es gewesen, der ihm zuerst von seinem Großvater Gustav Wasa und von seinen Oheimen erzählt und seine Brust mit Träumen seines ungeheuren Geschlechts erfüllt habe. Warum

er das getan hätte? Warum er seinen Großvater den Hort Schwedens und die Sonne des Nordens genannt hätte? Nun schelte er ihn, weil er Wolfsblut habe und König sei.

Skytte sah den erzürnten Jüngling erstaunt an und bedachte sich eine lange Weile. „Jener war ein Bauernkönig," sagte er, „darum liebte ich ihn."

Ob er das etwa nicht sei, sagte Gustav Adolf eifrig. Ob ihm die Bauern nicht zujubelten und anhingen? Aus seinen Bauern wolle er ein unbesiegbares Heer machen und unsterbliche Taten mit ihnen tun. Er verachte die Tugenden der Bauern nicht, ihre Genügsamkeit und Rauheit sei ihm mehr wert als weichliche Bildung. Was er zu tun vorhabe, werde er zum Wohle des schwedischen Volkes tun und zum Heil und Ruhm des reinen Christenglaubens, dessen Bekenner er sei.

Als Skytte ihn verlassen hatte, hing Gustav Adolf noch lange den mächtig durcheinanderflutenden Gedanken nach, die das Gespräch in ihm erregt hatte. Das leicht aus Holz gebaute Schloß, in dem er sich befand, bebte zuweilen von den Stößen des von einem starken Wind an die Küste geschleuderten Meeres, ohne daß es dem Träumenden zum Bewußtsein kam. Er dachte an das, was er dem dänischen König gegenüber bereits durchgesetzt hatte, daß er nämlich wie jener Wappen und Titel der drei skandinavischen Königreiche führen durfte, und daß er ihm die große Summe, die er ihm zu zahlen sich verpflichtete, nicht als Schuldigkeit oder Tribut, sondern als freiwilliges Geschenk leistete. Viele Gesandtschaften waren darüber hin und her gegangen und viele Verhandlungen gepflogen, und auf keine der anzüglichen Prahlereien König Christians war er ihm die Antwort schuldig geblieben. Das mochte der Welt wenig scheinen, und es kostete ihm viele Mühe, sich mit so versteckten, einer

Niederlage abgerungenen Erfolgen zu begnügen; aber einst würden sie seine Mäßigkeit und Weisheit bewundern und begreifen, um welch heroischer Ziele willen er seine Ansprüche und seinen Mut gezügelt hatte. Die Zeit würde kommen, wo Christian IV., der vermeintliche Riese des Nordens, kleingebeugt vor ihm weichen würde, wo seine Angelegenheiten die des ganzen Erdkreises sein würden. Er fürchtete weder ihn noch die anmaßenden Hansestädte noch die reichen holländischen Staaten, die Griechen der neuen Zeit, noch England, noch seinen Vetter, den polnischen König Sigismund, der ihm die Krone streitig machte, und am wenigsten den gichtbrüchigen Jesuitenkaiser mitsamt seiner spanischen Verwandtschaft, die jenen offen und heimlich unterstützten; es war eine unaussprechliche Gewißheit in ihm, daß er, wenn er einmal seine ganze Kraft ausströmen ließe, über sie alle hinausginge. Er war nur der arme Schwedenkönig; aber sein war das salzige Meer, das einen Ring um die Erde schloß. Während in grauer Vorzeit die Völker des Festlandes miteinander um die Erde stritten, hatten die Nordmänner das Meer unterjocht, das Urelement, das Länder gebiert und verschlingt. Über das Meer hin rauschten sie auf geflügelten Drachen und gründeten stolze Staaten mitten in der Wonne des Südens. Auch er wollte nun reisen und die Welt sehen. Sowohl Skytte wie Oxenstierna hatten Deutschland bereist und ihm von seinen Wundern viel erzählt; seitdem liebte er es, sich das uralte Reich vorzustellen, schwer von Ruhm und Weisheit, geheimnisvoll starrend und glühend von den Juwelen seiner Städte, die wie köstliche Schreine den heiligen Staub von Jahrhunderten verwahrten. Da waren die handelsmächtigen Hansestädte Bremen, Lübeck, Stralsund, Braunschweig, Magdeburg, mit dem strengen Prunk und der kampfgekrönten

Ehre ihrer Rathäuser, mit ihren Domen, die Burgen Gottes glichen, mit der gebieterischen Wucht ihrer Mauern und Türme. Dann öffneten sich die reizenden Gefilde des Südens, durch welche Rhein, Main und Neckar, Donau und viele andere Ströme, traubenumrankt und segentriefend, sich ergossen, widerspiegelnd die himmelhohen Türme des goldenen Mainz, die reichen Märkte Frankfurts, die strotzenden Kaufhäuser Ulms, das bilderprangende Augsburg und das königliche Prag. Es schien ihm unbegreiflich, daß die Kaiser, in deren Hände noch dazu die neuen Reichtümer Spaniens flossen, daß die vielen, von gelehrten Räten umgebenen Fürsten, die Herren aller dieser Macht und Pracht, so ratlos und hilflos nach ausländischem Beistand suchten, unfähig, sich aus der Verwirrung, in die sie sich selbst gebracht hatten, zu lösen oder gewaltsam zu reißen. Waren sie entartet oder verweichlicht, oder war es vielleicht Gottes Ratschluß, der sie verblendete, um eine neue Herrlichkeit zu seiner Ehre über den Trümmern zu errichten? Wollte er sich aus den gestürzten Säulen der alten verrotteten Kaiserherrlichkeit ein Jerusalem bauen, an dessen Altären dem wahren Glauben gedient wurde? Und wies sein allmächtiger Finger auf ihn als den Baumeister, der das himmlische Werk gründen sollte? Er hatte Augenblicke, wo er sich fühlte, als sei er auserwählt, etwas Großes zu vollbringen, und wo er seine Brust von dem Gotteswillen geschwellt glaubte, der in ihm wirkte.

Er nahm seine Laute von der Wand und griff träumend ein paar Akkorde; es ging ihm plötzlich durch den Sinn, daß er alle diese Herrlichkeit, ja die Welt hingeben würde um den Besitz eines Mädchens, das er liebte, und auf die er, so sagten Oxenstierna sowohl wie seine Mutter, verzichten müsse, weil sie zwar adligen, aber nicht fürstlichen

Standes war. Wenn die Leute erſt einmal merkten, ſagte Oxenſtierna, daß die Gräben zwiſchen den Ständen ſich überſpringen ließen, würde keiner mehr Untertan ſein wollen. Das Heiraten ſei ein Geſchäft, und jeder wolle doch ein gutes Geſchäft machen, bei dem er ſich verbeſſere. Heirate er eine vom Adel, das würde Einmiſchungen, Einreden und Übergriffe der Verwandtſchaft, Eiferſucht der anderen geben; anſtatt deſſen könne ein fürſtlicher Schwiegervater ihm im Notfall Verſtärkung geben und ſein Anſehen erhöhen. Zu ſeiner Mutter ſagte er, daß die Geliebte klüger und feiner ſei als alle Königstöchter der Welt, und daß er, indem er ſie heirate, ſie zur Königin mache; worauf ſeine Mutter entgegnete: was Herz und Geiſt eines Menſchen tauge, gehe Gott an, die Menſchen müßten nun einmal nach Titel und Stand unterſcheiden. Wer in der Welt fortkommen wolle, müſſe das Weltliche und Göttliche auseinanderhalten, denn das beides vermiſche ſich nicht. Wolle man ſich das Gebäude irdiſchen Wohlergehens errichten, müßte man Stein und Mörtel, Holz und Balken dazu nehmen. Liebe, Großmut, Mitleid und Frömmigkeit, das ſei alles gut an ſeinem Ort, nur dürfe es keine Folgen im Weltlichen haben. Es ſtehe deshalb auch geſchrieben, der Menſch könne nicht Gott dienen und dem Mammon. Ach und die Liebe! Er werde doch ein paar warme Nächte nicht mit ſeinem Leben bezahlen? Seiner Mutter könne er vertrauen: an die Liebe glaube nur, wer nie ein Geliebtes beſeſſen habe.

Dies alles leuchtete Guſtav Adolf nicht ein; denn gab es überhaupt Vorſchriften für einen Willen? Machte ein Wille nicht alle Erfahrungen und Geſetze ſchmelzen wie die Sonne den Schnee? Er, er ſollte nicht zugleich in der Welt herrſchen und Gott dienen können! Dennoch brachte er die

Vorſtellung nicht wieder aus dem Sinn, wie die verſchwägerte Adelsſippe ihn beeinträchtigen und beläſtigen würde, während verwandte Fürſten, etwa im Reich, ſein Anſehen heben und ſeine Macht verſtärken könnten. Gerade eine ſolche Heirat würde ihn in den Stand ſetzen, Gott zu dienen, indem er ſeine Anhänger um ſich ſcharte und, von ihnen unterſtützt, ſeine Widerſacher bekämpfte.

Nach Rudolfs Tode nahmen die Streitigkeiten in der Habsburgiſchen Familie ihren Fortgang und drehten ſich jetzt beſonders um die Perſon Khlesls, den Matthias nach ſeiner Thronbeſteigung ſogleich zum Direktor des Geheimen Rates ernannt hatte. Dem rüſtigen Manne wollte faſt der Mut ſinken, als er ſich in dem Wuſt umſah, wo er Ordnung ſchaffen ſollte: da war die nun entlaſſene Dienerſchaft des verſtorbenen Kaiſers, die, ſeit Jahren nicht bezahlt, aus bitterem Elend heraus um ihr Recht klagte, da waren die vielen Perſonen, die ſich während der vergangenen Kämpfe um Matthias verdient gemacht hatten und ihren Lohn forderten, und ſtatt Geldes waren da die unter Rudolf zu Millionen angeſchwollenen Schulden. Dazu lief der Waffenſtillſtand mit der Türkei ab, und ein neuer, fürchterlicher Krieg konnte entſtehen, während im Reiche die Union und die Liga trotzten und nirgendwo auf redlichen Beiſtand zu rechnen war. Der Reichstag lief kläglich auseinander, denn die evangeliſchen Stände wollten ſich zu keiner Steuer verſtehen, bevor nicht die Stadt Donauwörth dem Herzog von Bayern abgenommen und wiederhergeſtellt würde, dieſer aber wollte den Raub nicht herausgeben und konnte von dem Kaiſer nicht dazu gezwungen werden.

Bald bemerkten die Eiferer unter den Katholiſchen voll Mißvergnügen, daß der ehemalige Vertilger der Ketzer eine

versöhnliche Haltung gegen dieselben annahm, ja sie zuweilen geradezu zu begünstigen schien. Auf diesbezügliche Vorwürfe verantwortete sich Khlesl mit solchen Worten: Wer etwas ausrichten wolle, müsse die facta gelten lassen, und er lerne nun als ein factum kennen, daß die Evangelischen im Reiche zu mächtig wären, als daß sie gänzlich könnten ausgerottet oder unterdrückt werden. Also müsse man sich mit ihnen einzurichten suchen. Diejenigen, die in Kirchen und Klöstern steckten und nur Heiligenbilder um sich herum sähen, könnten sich wohl einbilden, der ganze Teig ließe sich in einen himmlischen Model kneten; wer aber in der Welt zu tun hätte, müsse sich aller Art Pasteten gefallen lassen, sonst käme zuletzt gar nichts auf den Tisch. Man müsse die Glaubenssachen von den Politicis trennen, es herrschten in der Welt nun einmal nicht die gleichen Grundsätze wie im Reiche Gottes. Der rechte Glauben eröffne dem Menschen den Himmel, auf Erden komme es darauf an, daß einer ein fester und gehorsamer Untertan sei, und es komme vor, daß die Ketzer ihre Pflicht gründlicher täten als rechtgläubige Katholiken.

Dieser Umschwung in Khlesls Politik erzürnte vor allem den Erzherzog Ferdinand, den der Bischof früher in seinem reformatorischen Treiben unterstützt hatte, und den er jetzt warnte, er solle die Untertanen nicht zur Verzweiflung und von Haus und Hof treiben, sonst mache er sein Land zur Einöde anstatt zu einem Gottesstaate. Das eigenmächtige Walten des hochfahrenden Bischofs kam Ferdinand überhaupt wie ein Eingriff in seine Rechte vor, da er sich schon als künftiger Herrscher fühlte; denn die oft ausgesprengten Gerüchte von der Schwangerschaft der Kaiserin erwiesen sich stets als Täuschung, und ebenso blieb Erzherzog Albrechts Ehe kinderlos. Erzherzog Maximilian, der Tirol regierte,

und dem die Evangeliſchen den Vorzug gegeben hätten, lebte in einem angenehmen Verhältnis mit einer Frau von Roſenberg und wollte ſeine geſicherte Behaglichkeit nicht um unabſehbare Kämpfe und Widerwärtigkeiten aufgeben, ſondern verbündete ſich mit Ferdinand, um dieſem die Nachfolge ſeines Bruders zu verſchaffen. Während Maximilian ſeine Abneigung gegen Khlesl weder verbergen konnte noch wollte, behielt Ferdinand einen freundlichen Verkehr mit ihm bei, um ſich bei ſeinem Oheim als ein liebevoller und getreuer Sohn einzuniſten. Zunächſt kam es ihm darauf an, ſich in Beſitz der verſchiedenen habsburgiſchen Kronländer zu bringen, und Matthias, der den Tag mit Brett- und Kartenſpiel bei ſeiner Frau verbrachte und ſich ungern durch Geſchäfte darin ſtören ließ, verſprach denn auch, was er haben wollte. Auf Khlesls Vorwürfe verteidigte ſich Matthias, Khlesl hätte lieber den Ferdinand nicht zu ihm laſſen ſollen, anſtatt ihn jetzt zu ſchelten. Was er denn hätte machen ſollen?

Ob er denn nicht einmal nein ſagen könnte, ſagte Khlesl ungeduldig; das hätte doch ſelbſt der verſtorbene Kaiſer Rudolf getan, als Matthias ihn um die Nachfolge angeſprochen hätte, obwohl er ſonſt faul und gleichgültig genug in den Geſchäften geweſen ſei.

„Eben das iſt es", ſagte Matthias. „Ferdinand macht es mit mir, wie ich es mit meinem Bruder Rudolf gemacht habe; das muß nun ſeinen Lauf nehmen."

„O heilige Melancholie im Lehnſtuhl!" rief Khlesl, die Hände zuſammenſchlagend, aus, „das muß es freilich, wenn Sie ebenſo werden, wie Ihr Bruder Rudolf war. Können Sie ſich denn nicht wehren? Können Sie nicht vergnügt und tätig ſein, wie Ihr verſtorbener Herr Vater war?"

„Wenn du mir ſagſt, was ich tun ſoll, will ich es tun,"

seufzte Matthias. Ferdinand habe ihm versprochen, sich bei seinen Lebzeiten in nichts einzumischen, es sei nur eine Formsache, wenn er ihm die Kronen von Österreich und Böhmen abträte, man brauche es nicht so wichtig aufzufassen.

Ja, sagte Khlesl, mit dem Leim pflege man stets die Ruten zu bestreichen, in denen man Vögel fangen wolle.

Der Ferdinand habe sich doch bisher als ein frommer, offenherziger junger Mann gezeigt, meinte Matthias.

Ach Gott freilich, sagte Khlesl, dem Ferdinand sitze die Maske trefflich, er habe sie mit auf die Welt gebracht.

Ein unerwartetes Hindernis trat den beiden Erzherzögen von befreundeter Seite entgegen, indem der König von Spanien als ein Nachkomme König Ferdinands I. Ansprüche auf die Erblande erhob. Vergebens stellten sie dem spanischen Gesandten vor, wie unvorsichtig es zurzeit von der Familie sei, sich in offener und heimlicher Feindschaft vielfach zu zerspalten; er blieb unerschütterlich, wohl wissend, die armen deutschen Habsburger würden die geldmächtige spanische Verwandtschaft nicht aufs Spiel zu setzen wagen. In der Tat bequemten sich Maximilian und Ferdinand dazu, mit Spanien um den Preis seines Verzichts zu handeln, was sich, da auf der einen Seite möglichst viel verlangt wurde, auf der anderen so wenig wie möglich gezahlt werden wollte, durch viele Monate hinzog. Inzwischen begannen die Verhandlungen mit Khlesl, der sich grundsätzlich zwar mit der Nachfolge Ferdinands einverstanden erklärte, aber behauptete, erst müsse das Reich unter einen Hut gebracht werden, bevor man einen neuen Kaiser dazu suche. Bestehe denn überhaupt noch eine Reichsverfassung, wenn kein Tribunal mehr da sei, dessen Entscheidungen sich alle unterwürfen, und also kein Recht mehr zu erlangen sei? Wenn jeder Stand nach Belieben Bündnisse schlösse und

einer wider den anderen praktiziere und rüste? Auch würden nur wenig Fürsten mit Ferdinands Wahl einverstanden sein, bevor ein Vergleich geschaffen sei, und einen solchen herzustellen müsse also der kaiserlichen Regierung erstes Bemühen sein.

Dagegen eiferte Maximilian, das wären nur Vorwände, durch die Khlesl die Sache hinausschieben wolle; den Ketzern entgegenzukommen, helfe und ändere nichts; man müsse diesen vielmehr den Meister zeigen, wie es auch früher Khlesls Meinung gewesen sei; nun aber gehe er auf gottlose Ränke und Schliche aus, um die Macht in der Hand zu behalten.

Noch in einem anderen Falle hatte Ferdinand die Gegnerschaft Khlesls zu spüren. Es gehörte zu seinem Erblande die sogenannte kroatische Mark, die zum Teil von einer wunderlich gemischten Bevölkerung besiedelt war. Zu Flüchtlingen, die der türkischen Herrschaft entsprungen waren, gesellte sich mancherlei wildes Gesindel von den Küsten und Bergen Istriens, und so entstand um die Stadt Zengg herum ein Seeräubervolk, das man Uskoken nannte, und das unter dem Schutze der Erzherzoge von Steiermark ein abenteuernes, gefährliches Wesen trieb. Häufig kamen nun die Uskoken in Streit mit der benachbarten Republik Venedig, die die Herrschaft im Adriatischen Meere ausübte und beanspruchte, und der die Abenteurer zwar nicht ernstlich Trotz bieten, die sie aber durch Überfall, Raub und Mord empfindlich schädigen konnten. Da Ferdinand auf die Klagen Venedigs die Schuldigen nur dem Scheine nach bestrafte, in Wirklichkeit aber beschirmte, kam es zum Kriege zwischen ihm und der Republik, in den sich auch Matthias mit hineinziehen ließ, sehr zum Ärger Khlesls, der Ferdinand vergeblich zum Nachgeben hatte bestimmen wollen. Seiner Ansicht nach war Ferdinand im Unrecht, da er mit See-

räubern gemeine Sache mache; überhaupt aber, sagte er, sei überall so viel entzündlicher Stoff auf Weg und Steg versteckt, daß jedes Feuer, irgendwo aufgegangen, einen allgemeinen, nicht mehr zu löschenden Brand erregen könne, und man müsse deshalb den Frieden zu erhalten suchen und keine Funken fliegen lassen.

Namentlich dem Erzherzog Maximilian wurde es immer unleidlicher, sich überall von der Macht und Pracht Khlesls übertrumpft und ausgestochen zu finden. Da er selbst ein sparsamer Hauswirt war und doch niemals mit seinen Einkünften reichte, wurmte es ihn über alle Maßen, wenn er die mit sechs Pferden bespannte Karosse des Bischofs daherfahren sah, oder den mit Zobel gefütterten Mantel, den er im Winter trug, und die Kragen von feuerroter und violetter Seide, auf denen die gelbe Farbe seines Gesichtes häßlich hervortrat. Nicht nur wußte Khlesl geschickt seine Einkünfte zu vermehren, sondern er bezog auch von vielen Seiten, namentlich von Spanien reiche Pensionen und half dem notleidenden Kaiser oft mit kleinen Summen aus. Sogar seine Diener konnten als Herren auftreten, denn ohne sie zu bestechen gelangte niemand zu ihm. Schon seit Jahren sprach man davon, daß der ehrgeizige Bischof nach der Kardinalswürde strebe, und nun hieß es, der Papst könne dem Wunsche des um die Kirche so hochverdienten Mannes nicht länger widerstreben. Voll Ingrimm glaubte Maximilian wahrzunehmen, wie er den Kopf bereits höher aufwerfe und sich in Kleidern und Gebärden pfauenhafter spreize als sonst, und es schien ihm keine Zeit mehr zu krummen Wegen zu sein. Entschlossen legte er Matthias seine und Ferdinands unumstößliche Forderungen vor: Ferdinand müsse durchaus so bald wie möglich in den Erblanden und im Reiche zum Nachfolger gewählt werden. Ein Kurfürsten-

tag müſſe ausgeſchrieben und die Kurfürſten zur Wahl veranlaßt werden; machten die Evangeliſchen Einwände oder erſchienen ſie nicht, ſo müſſe die Wahl ohne ſie vorgenommen werden. Damit dem ungewöhnlichen Verfahren Nachdruck gegeben werden könne, müſſe Matthias unverzüglich ein Heer rüſten, dann könne es ihm nicht fehlen. Nach einigem Sträuben und Wehklagen gab Matthias nach, ſo daß Maximilian ſchon den Sieg davongetragen zu haben glaubte.

Plötzlich jedoch nahm die Sache eine ganz andere Wendung: das Memorial, in welchem Maximilian ſeine Forderungen aufgezählt und begründet, und welches er der kaiſerlichen Kanzlei eingereicht hatte, war auf unerklärliche Weiſe in die Hände der Evangeliſchen geraten, die ſich nun beizeiten gegen die deſperaten Anſchläge zur Wehr ſetzen konnten. Es litt bei Maximilian keinen Zweifel, daß Khlesl der Urheber dieſes Verrates ſei, und er beſchloß die Niederlage mit den äußerſten Mitteln zu rächen. Sein Haß nahm zu, als eine päpſtliche Abordnung dem Biſchof die Ernennung zur Kardinalswürde überbrachte, wodurch der Bäckersſohn zum Range der Erzherzoge erhoben wurde. Khlesl verfehlte nicht, dies ſeine Feinde auf glimpfliche Art merken zu laſſen, wenn er auch übrigens gern beiläufig erwähnte, daß er keinen Wert auf äußerliche Auszeichnungen lege.

Von der Ausführung des ſcharfen Planes, den Maximilian ausgeheckt hatte, konnte nun keine Rede mehr ſein, im Gegenteil galt es am Hofe von Dresden die vertrauliche Stimmung wiederherzuſtellen, deſſen reichstreue Politik durch das argwöhniſche Memorial ein wenig erſchüttert war. Deshalb wurde ein Beſuch des Kaiſers Matthias und ſeines Neffen Ferdinand in Dresden vereinbart, bei welcher Gelegenheit die Grundlagen künftigen Zuſammenhaltens beſprochen werden ſollten.

Dies war aus vielen Gründen eine schwere Angelegenheit für Matthias, den bald Gicht, bald Magenschwäche und Verdauungsbeschwerden plagten, und der unzählige Übel für seine Gesundheit aus dem mühseligen Reisegeschäft und dem am sächsischen Hofe üblichen Vollsaufen hervorgehen sah. Ferner wurde er durch Ferdinand drangsaliert, weil der die Reise ohne Khlesl machen wollte, den Matthias gerade bei diesem Anlaß, wo wichtige Dinge verhandelt werden sollten, nicht von sich lassen wollte, und der auch selbst gar nicht darauf verzichtet hätte. In seinem erfinderischen Kopf hatte Khlesl sich ausgedacht, wie dieser Besuch zum Besten seiner Politik auszunützen sei. Es hatte nämlich Erzherzog Ferdinand seine kränkliche bayrische Gemahlin inzwischen durch den Tod verloren, und bei einer neuen Verbindung konnte der Ausgleich mit den Evangelischen etwa mit berücksichtigt werden. Wenn Ferdinand die Witwe des verstorbenen Kurfürsten Christian heiratete und also die künftige Kaiserin evangelisch wäre, so, dachte Khlesl, könnte dies als ein schönes Symbol des hergestellten Einverständnisses im neugeeinigten Reiche ausgedeutet werden und recht wohl auf die beiderseitige Haltung Einfluß gewinnen. Freilich war es ungewiß, ob der ausschweifende Gedanke die päpstliche Billigung finden würde; aber vielleicht kam ihm die Anmut der dänischen Fürstin, die bereits eine feurige, wenn auch vergebliche Liebesneigung in dem Landgrafen von Hessen-Darmstadt entzündet hatte, zu Hilfe, was besonders bei Ferdinands leicht entflammbarem Temperament nicht unmöglich war.

Nachdem zuvor Ferdinands Krönung zum König von Böhmen vollzogen war, wurde die Reise angetreten, und zwar so, daß die letzte Strecke bis Dresden zu Schiff auf der Elbe gemacht wurde. An der Grenze bewillkommnete

der Kurfürſt die Öſterreicher in feſtlicher Weiſe durch eine Waſſerjagd, indem das Wild durch Treiber und Hunde in den Fluß gehetzt und dort von den in ihren Schiffen befindlichen Gäſten erlegt wurde.

Ferdinand genoß die dargebotenen Luſtbarkeiten, die für den Kaiſer meiſtenteils beſchwerlich waren, in vollen Zügen. Er hatte zwar von Khlesls Heiratsplan nichts wiſſen wollen, freute ſich aber doch auf die Bekanntſchaft der ſchönen Witwe und wurde denn auch durch ihr freies Anlächeln und rätſelhaftes Blicken ſofort bezaubert. Er fand, daß ſie viel feiner und klüger zu reden wußte als ſeine Schweſtern oder ſeine verſtorbene Frau, und die anſchmiegende Beweglichkeit ihres zierlichen Leibes war ſelbſt durch den ſteifen Brokat ihres Kleides zu fühlen. Nachdem er mit ihr getanzt und den Druck ihrer Hand ſowie die Zärtlichkeit ihrer Nähe überhaupt gefühlt hatte, ſchlug das Feuer ihm vollends über dem Kopfe zuſammen, ſo daß Erzherzog Maximilian ihn mit Blicken ſtrafte und Eggenberg für nötig hielt, ihm vor dem Schlafengehen vertraulich zuzureden. Er ſolle um Gottes willen die Zügel nicht ſo fahren laſſen, ſagte er, ſondern bedenken, wohin das blinde Rößlein ihn zuletzt tragen werde. Was werde der Papſt zu einer ſo verwegenen Heirat ſagen, vom Erzherzog Maximilian zu ſchweigen, der ihm ſeine väterliche Zuneigung ganz entziehen werde. Ob er der Kirche und der Verwandtſchaft, der ganzen katholiſchen Welt trotzen wolle? Die Kurfürſtin meine es gewiß auch nicht redlich mit ihm; denn ſie ſei feſt lutheriſch, werde nie davon weichen. Die däniſche Familie ſei ſchön von Geſicht, aber üppig und verbuhlt, der Kurfürſtin könne man ja nichts nachſagen, aber ſie werde auch nicht anders ſein als ihr Bruder, der König von Dänemark; ſolche Frauen hätten keine Beſchaffenheit zur Ehe, paßten beſonders nicht

für das Erzhaus. Gott möge es dem Khlesl verzeihen, daß er das Feuer angelegt und angefacht habe, er habe sicherlich sein Verderben damit stiften wollen, Ferdinand solle sein Heil bedenken und dem Kardinal zum Torte die Flamme im Entstehen zertreten.

Der kurfürstliche Wirt war in bester Laune, unermüdlich vortrinkend und laut schwörend, daß er beim Hause Österreich leben und sterben wolle. Hatte er in seiner Hauptstadt auch nicht viel Kunstwerke und Raritäten vorzuweisen, so entzückte er doch namentlich Ferdinand durch eine Sauhatz, die mitten in der Stadt auf dem Markte abgehalten wurde, wie auch ebenso durch die Musik, die zur Tafel aufspielte. Während der Kurfürst und sein Hof sich bei Tische nicht sonderlich um die Kapelle bekümmerten, horchten die Gäste zuweilen erstaunt und freudig auf, und Ferdinands Freund, Fürst Eggenberg, stand sogar mehrmals auf, brachte dem Kapellmeister ein Glas voll Wein, stieß mit ihm an und beglückwünschte ihn wegen der Kunst, mit der er die Kapelle leitete. Als der Kurfürst dies bemerkte, erzählte er lachend, dieser Kapellmeister, namens Heinrich Schütz, habe einen besonderen Wert für ihn, weil er ihn dem Landgrafen Moritz von Hessen-Kassel abgejagt habe. Dieser habe den Schütz als einen talentvollen Knaben entdeckt, ihn im Gesang unterrichten lassen und später an seinen Hof gezogen. Als er gehört habe, was für ein großes Wesen der Landgraf aus dem Schütz machte, habe er sich ihn einmal schicken lassen und ihn dann ganz für sich behalten wollen, was der Landgraf Moritz sehr ungern vernommen habe. Da aber der Schütz auf kursächsischem Gebiet geboren sei, und da der Landgraf ihm wohl auch nicht dauernd habe zuwider sein mögen, sei der Handel zustande gekommen, was ihn besonders freue, weil Landgraf Moritz sich bekanntlich ein-

bilde, mehr zu wiſſen und zu können als andere Leute und an ſeinem Hofe beſonders gelehrt und neumodiſch eingerichtet zu ſein. Er bekomme zuletzt immer, was er wolle, ſagte der Kurfürſt behaglich, und zwar ohne ſich zu rühren. Mit Fechten und Schwitzen könne jeder etwas ausrichten, aber mit Stillſitzen den Sieg davonzutragen, ſei die wahre politiſche Kunſt, auf die ſich nicht jeder verſtehe.

Als vornehmſte Ergötzung wurde den Gäſten eines Abends eine Kompoſition Schützens, nämlich ein muſikaliſches Geſpräch zwiſchen Apollo und den Muſen vorgeführt. In einem Saale des Schloſſes war eine kleine Bühne hergerichtet, auf welcher die Sänger auftraten, Apollo mit einem Lorbeerkranz in den blonden Locken, in goldgeſticktem Wams und purpurnem Mantel, die Muſen in altdeutſchen Gewändern mit gepufften Ärmeln. Den Hintergrund bildeten, auf eine Wand gemalt, ein dunkelgrüner Hain und ein weißer Tempel auf ſonnenbeſchienenem Hügel. Zufrieden lächelnd, beobachtete Johann Georg das Erſtaunen und die Bewunderung ſeiner Gäſte während der Darſtellung: Matthias und die Kaiſerin weinten, Ferdinand wiegte ſeinen weichen Körper hin und her, und ſeine blauen Augen funkelten in feuchter Wonne, Fürſt Eggenberg ſchien jeden Ton wie einen aus Wolken tauenden ambroſiſchen Tropfen aufzufangen und innig zu ſchlürfen. Am Schluſſe des Spiels, das mit einer Huldigung für das Kaiſerpaar endete, wurde Schütz vor die Majeſtäten befohlen, um ihr Lob in Empfang zu nehmen. Ferdinand klopfte ihm auf die Schulter und ſagte gemütlich: „Er verſteht ſeine Sache. Ich gebe zehn von meinen großmäuligen Standesherren um ein ſolches Ketzerle wie Er iſt.“ Eggenberg nötigte den Kapellmeiſter, ſich zu ihm in eine Ecke zu ſetzen, und fragte ihn über ſeine Kompoſition aus. Woher er das habe? Das ſei etwas

Neues und Gewaltſames, aber Wundervolles. Die Muſik ſei ſonſt eine überirdiſche Erſcheinung unter den Menſchen geweſen, veſtaliſch verhüllt und unnahbar; nun aber ſei es ihm ſo geweſen, als hätte ſie ihre Bruſt gleich einem Zauberſpiegel entſchleiert, und ein jeder hätte ſich ſelbſt darin erblickt, ſowie Gott ſich vorbehalten habe, ſich zu erkennen, ſo daß es ihm faſt verboten und ſchaurig vorgekommen ſei. Da er nun das genoſſen habe, glaube er, es werde ihm kein Tonſtück von der alten Art mehr ſchmecken.

Schütz erklärte, daß er derartige Muſik in Venedig kennen gelernt habe, wo er jahrelang bei dem berühmten Meiſter Gabrieli ſtudiert habe, und daß er hoffe, mit der Zeit noch größere Vortrefflichkeit darin zu erreichen. Die Muſik ſei bisher in der babyloniſchen Gefangenſchaft geweſen, und er möchte ſie in ihre Heimat zurückführen. Das ſei ſchwer zu erklären und ſchwer zu begreifen. Er wolle die alte Muſik nicht herabſetzen, keineswegs, denn ſie ſei eine Offenbarung Gottes geweſen; nun aber müſſe der Tönebrunnen aus der Menſchen Herz ausfließen und künden, was darinnen ſei.

„Mein Freund," ſagte Eggenberg, „Ihr ſeid nur ein beſcheidener Kapellmeiſter, und doch ſeid Ihr mehr als irgendeiner von uns, wie mir ſcheint, den Göttern ähnlich. Ihr laßt Licht werden und zaubert tönende Geſchöpfe aus dem Abgrund und verbindet die chaotiſchen Stimmen zu einer geregelten, in Vollkommenheit ſchwebenden Harmonie."

Das feine, von heimlicher Träumerei umdunkelte Geſicht Schützens erhellte ein gütiges Lächeln. Sein Geſchäft müſſe doch um vieles leichter ſein als das des Herrgotts, ſagte er; denn deſſen Kreaturen ſtänden trotz ſeiner Allmacht in lauter Hader und Disputieren, die Disharmonien löſten ſich niemals auf, und würde es damit immer ſchlimmer ſtatt beſſer.

„Ja, das ſind Geheimniſſe," nickte Eggenberg ein wenig zurückhaltend. „Wir Menſchen machen ſo viel Lärm auf der Erde, daß wir die Harmonie Gottes nicht vernehmen können."

Khlesl hatte, auch abgeſehen von dem Mißglücken ſeines Heiratsplanes, manche Bitterkeit zu ſchlucken. Er hatte kraft ſeines Kardinalsranges das Recht, bei Tiſche zwiſchen den Erzherzogen zu ſitzen, da dieſe aber mit Abreiſe drohten, wenn ſie nicht über ihn geſetzt würden, was wiederum Khlesl ſich nicht gefallen laſſen wollte, ſchlug der bedrängte Hofmarſchall vor, Khlesl möchte an einer anderen Tafel ſitzen, wo er den unbeſtrittenen Ehrenplatz einnehmen würde. Hierauf ging Khlesl mit ſaurer Miene ein, obwohl er wußte, daß es ihm zu Deſpekt und Schimpf gereichen würde, und es entging ihm auch nicht, mit welcher Schadenfreude Maximilian ihn vom kaiſerlichen Ehrentiſche aus beobachtete.

Der Krieg zwiſchen Venedig und dem Kaiſer lockte viele berühmte Feldherren und junge Herren von Adel nach Gradisca, der die große grüne friauliſche Ebene beherrſchenden Feſtung, um die der Kampf hauptſächlich ſich drehte. Während Venedig ſich des berühmten Giuſtiniani rühmte, glänzte auf öſterreichiſcher Seite namentlich Trautmannsdorff, der ſeine Laufbahn in den Kriegszügen des Matthias gegen Rudolf begonnen hatte; den von Ramée hatte Erzherzog Leopold ſchon vor einigen Jahren geſchwind und lautlos prozeſſieren und köpfen laſſen. Neben Trautmannsdorff machten ſich der Lothringer Dampierre, Marradas, Melander, beſonders aber Albrecht von Waldſtein oder Wallenſtein bemerkbar, ein etwa dreißig Jahre alter böhmiſcher Edelmann, der als Vaſall des nunmehrigen Königs von Böhmen Ferdinand

ins Feld gezogen war. Zog Wallenſtein die Scharen der Söldner an, ſo war er doch bei den Kameraden nicht beliebt, wenn man ihm auch zugeſtand, daß ſein Regiment in auffallend guter Ordnung, tüchtig und leiſtungsfähig ſei; aber er ſchreckte durch zurückhaltendes und hochfahrendes Weſen ab, nahm an den gemeinſamen Banketten ſelten teil, betrank ſich niemals und ſchien ſich überhaupt mit anderen nicht gemein machen zu wollen. Sein Reichtum ermöglichte ihm, prunkvoll gekleidet zu erſcheinen und ſich mit einem Troß reich ausſtaffierter Diener zu umgeben. Man wußte, daß er dies Vermögen ſeiner Frau, einer verwitweten böhmiſchen Edelfrau, verdankte, die kürzlich geſtorben war, ohne Kinder geboren zu haben. Sie war mehrere Jahre älter als er und nicht ſchön, aber leidenſchaftlicher Natur und in ihren ernſthaften und tiefſinnigen Mann ſehr verliebt geweſen. Das Gerücht war von ihr im Umlauf, um ſich ſein Herz zuzuwenden, habe ſie ihre Zuflucht zu einer alten Frau genommen, die ſich auf Arzneien und allerlei verborgene Künſte verſtanden habe, und ihm einen von derſelben zuſammengekochten Liebestrank eingeflößt, der aber keine Liebe, ſondern eine gefährliche Krankheit in ihm erzeugt habe. Nach ſeiner Geneſung ſei er noch kälter als zuvor gegen ſie geweſen, worüber jene alte Frau ſehr erſchrocken geweſen ſei und geſagt habe, er könne kein fleiſchliches Herz haben, wenn es dieſem Zauber unzugänglich ſei. Selbſt Tiere würden durch dies Mittel zur Liebesbrunſt angefacht, er müſſe außerhalb der Natur und mit feindlichen Geiſtern im Bunde ſtehen. Die arme Frau verſuchte in frommen Übungen Troſt zu finden, vermochte es aber nicht, ſich der hoffnungsloſen Liebe zu entreißen, und ergab ſich traurig in den Tod. Zur zweiten Gemahlin wählte der junge Witwer die öſterreichiſche Gräfin Harrach, die nicht

reich war, ihn aber durch ihre angesehene Familie in nahe Verbindung mit dem Erzhause brachte.

Trautmannsdorff, der den Oberbefehl hatte, war ein Mann, der sich weniger durch Feldherrngabe als durch Kühnheit und Selbstbewußtsein auszeichnete, auch durch seine heldenhafte Gestalt und seinen stolz getragenen blonden Kopf Eindruck machte. Um einen gelungenen Ausfall zu feiern, lud er eines Tages die Offiziere zu einem Gastmahl ein, das im geräumigen Schloßhof aufgerüstet wurde. Der von Mauern eingeschlossene Platz war schattig kühl; jenseit derselben sah man das blaue Meer und die rötlichen Berge in der schwirrenden Luft kochen.

Gleich beim Beginn des Essens entspann sich ein Streit, indem Trautmannsdorff die Gesundheit des Kaisers ausbrachte und sein Glas darauf leerte, welchem Beispiel alle mit Ausnahme Wallensteins folgten. Von Trautmannsdorff darüber zur Rede gestellt, antwortete Wallenstein kurz, daß er das Weintrinken bei der Hitze nicht vertragen könne, wogegen Trautmannsdorff mit Schärfe einwandte, er habe Wallenstein kürzlich trinken sehen, als das Wohl des Erzherzogs von Steiermark ausgebracht sei. Der Erzherzog von Steiermark sei König von Böhmen und sein Herr, entgegnete Wallenstein. Das sei nicht wahr, rief Trautmannsdorff, annoch habe Matthias die Oberherrschaft in Böhmen, wenn er auch Ferdinand schon habe krönen lassen. Und ob Wallenstein Matthias nicht als seinem Kaiser Gehorsam vor allem schulde? Indem er sich drohend von seinem Sitz erhob, fragte Wallenstein, ob Trautmannsdorff ihn der Lüge zeihen wolle, und ob er behaupten wolle, er, Wallenstein, sei kein treuer Untertan des Kaisers?

Dieser gefährliche Zwist wurde durch die übrigen glück-

lich beigelegt, und Trautmannsdorff wie Wallenstein versicherten, daß sie weder dem Kaiser, noch dem Könige von Böhmen, noch sich gegenseitig dies zum Schimpf gemeint hätten. Bald jedoch entstand ein neuer Wortwechsel, indem Trautmannsdorff die Hoffnung aussprach, der nächste Krieg werde gegen die ketzerischen Rebellen im Reich gehen; der Umstand nämlich, daß die holländischen Staaten der Republik Venedig ein Hilfsheer unter dem General Grafen Johann Ernst von Nassau gesendet hatten, in welchem zahlreiche Protestanten aus dem Reiche dienten, wurde als eine ungebührliche Herausforderung aufgefaßt und hatte eine gereizte Stimmung im österreichischen Heer erzeugt. Dagegen sagte Wallenstein in einer Art, als ob seine Meinung besser begründet sei als die der anderen, es werde zunächst gegen die Türken gehen, erst wenn diese gänzlich niedergeworfen wären, könne die Ordnung im Reich hergestellt werden. Trautmannsdorff war Mitglied einer kürzlich gegründeten, hochadeligen Gesellschaft, deren Ziel ausdrücklich die Bekämpfung der Heiden war, von der man aber wußte oder mutmaßte, daß sie gegen die Evangelischen gerichtet und zunächst zur Unterstützung des Königs von Polen gegen Schweden bestimmt sei. Wallenstein scheine gründlich unterrichtet zu sein, sagte Trautmannsdorff spöttisch; er hätte selbst den Türken gegenübergestanden und wisse, daß sie nicht sonderlich mehr zu fürchten wären; einstweilen hätte man mit ihnen aufgeräumt. „Die Türken sind so mächtig wie je," sagte Wallenstein mit kühler Bestimmtheit, „und solange die Türken in Europa sind, wird niemals ein sicheres Gleichgewicht bei den christlichen Staaten herrschen." Ob er eine Weltmonarchie gründen wolle? fragte Trautmannsdorff höhnisch. Das komme wohl aus seinem Blute, denn soviel er wisse, sei Attila ein Böhme gewesen.

Noch einmal legten ſich die Offiziere zwiſchen die Streitenden mit dem Vorſchlag, die Würfel ſollten entſcheiden, wer recht habe. Unter lautem Jubel tat Trautmannsdorff den höchſten Wurf, womit es für bewieſen galt, daß der nächſte Krieg gegen die Ketzer gehen werde. Als dann der Würfelbecher unter allen umging, und zwar unter der Abmachung, daß der Sieger im Spiel den nächſten großen Sieg davontragen ſolle, gewann es Trautmannsdorff wieder mit der größten Zahl. Ein paar von den bedienenden Mädchen brachen Zweige von den Lorbeerbäumen, die an der Mauer wuchſen, banden ſie zuſammen und ſetzten den Kranz auf ſeinen blonden Kopf; ſein ſchon erhitztes Geſicht wurde noch dunkler rot, er umfaßte die Mädchen, küßte ſie, zog ſie auf ſeine Knie und erwiderte das Zutrinken der übrigen. Wallenſtein ſetzte ſein Glas an die Lippen, dann ſtand er auf und entfernte ſich, indem er ſich mit der Hitze entſchuldigte. Es ſei gut, daß er gegangen ſei, ſagte Dampierre aufatmend; ſeine Gegenwart laſſe keine rechte Fröhlichkeit aufkommen. „Er hat etwas an ſich, das mir nicht gefällt," ſagte Trautmannsdorff; „wenn er ein Kavalier iſt, ſo hat er gewiß den Bocksfuß im Wappen."

Drei Tage ſpäter wurde Trautmannsdorff, als er die Wälle beſuchte und ſich dabei zu ſehr ausſetzte, von einer Granate getroffen und ſtarb einige Stunden ſpäter. Auch der venezianiſche Feldherr Giuſtiniani fiel in dieſem Kriege, der auf beiden Seiten mit großer Tapferkeit, aber ohne entſcheidende Ergebniſſe, faſt wie ein glänzendes Turnier geführt wurde. Nach wechſelndem Kriegsglück kam im Herbſt 1617 der Friede dadurch zuſtande, daß auf Khlesls Betreiben der Kaiſer der Republik Venedig günſtige Bedingungen zugeſtand, anſtatt Ferdinands Intereſſen, wie dieſer gewünſcht hätte, bis zum äußerſten zu vertreten.

Von Gradisca aus fuhr Wallenstein eines Tages über die friaulische Ebene nach Venedig und Padua, um den alten Professor Argoli zu besuchen, von dem er sich als Jüngling in der Astrologie hatte unterrichten lassen. In einem von außen düster aussehenden Hause bewohnte Argoli hohe, luftige Gemächer, von denen aus man auf einen von Bäumen eingefaßten Platz und jenseit desselben auf die aus Gebüschen anschwellende gekuppelte Masse des Domes von San Antonio sah. Auf dem Platze war stets ein lebhafter Verkehr, sei es, daß an Markttagen die Landleute hier zusammenkamen, oder daß, im Winter, die reichen Venezianer, die in Padua Paläste besaßen, in Karossen oder Sänften oder auch zu Pferde hier spazierten. Argoli brachte einen großen Teil des Tages damit zu, den Leuten zuzusehen und sich über sie zu belustigen, indem er sie mit dem Gewimmel von Maden auf einem faulen Käse verglich, die übereingekommen wären, sich und ihren Wohnort für etwas Wichtiges und Dauerhaftes auszugeben.

Aus Wallensteins stattlichem Aufzuge reimte er sich sofort seine veränderten Glücksumstände zusammen, ließ aber davon nichts merken, sondern plauderte von diesem und jenem und führte dem Gaste seinen Hund und seine Katze vor, die zwei bequem ausgefütterte Körbe in seinem Arbeitszimmer bewohnten. Er erzählte, daß die Katze, die ein Junges hatte, mit dem Hunde in einer Art von Ehe lebte, insofern sie ihn als Vater des Kindes angenommen habe und er sich als solcher rücksichtsvoll und fürsorglich betrage; er nenne die drei deshalb die heilige Familie, den Hund San Giuseppe, die Katze Madonna und das neugeborene Kätzlein sei das Bambino. Wallenstein lächelte über den spaßhaften Einfall; aber an Tieren fand er keinen Geschmack und konnte sich nicht überwinden, ihnen Aufmerksamkeit zu

widmen. Dann zeigte Argoli ihm sein Theater, nämlich das große Rondell unter dem Fenster, wo eben ein geräuschvoller Zusammenlauf war, weil eine Karosse vor der anderen den Vortritt verlangte, den jene weigerte. „Diese armen Würmlein," sagte Argoli, „eine dünne Schicht Schimmel auf einem Knäuel von Verwesung, beißen sich bis aufs Blut, weil einer etwas schneller kriechen kann als der andere oder ein Pfund Kot mehr im Leibe hat als der andere," und lachte dabei so, daß ihm Tränen in die Augen traten. Wallenstein betrachtete ihn ein wenig befremdet, worauf er abbrach und von der Astrologie zu sprechen anfing und allerlei Erfolgen, die er gehabt habe; wie er erzählte, daß er den Tod des Kaisers Rudolf richtig prophezeit habe, und daß es ihm hernach von Neidern abgestritten sei, ereiferte er sich mehr und mehr, und seine kleinen Augen funkelten böse. Er habe Glauben an ihn, sagte Wallenstein, denn seine ihn betreffenden Prophezeiungen seien eingetroffen: er habe sich vermählt und sei reich, auch einigen Kriegsruhm habe er schon erworben. Das sei nur der Anfang, rief Argoli lebhaft aus, er habe ja noch bei weitem das größere Stück Weges zu durchlaufen. Es sei jetzt gerade sieben Jahre her, daß er ihm das Horoskop gestellt habe, jetzt sei der rechte Zeitpunkt, die Sterne wieder zu beobachten. Wallenstein bat ihn, es bald zu tun, da er des Krieges wegen nicht lange von seinem Regiment abwesend sein könne; der Professor könne darauf rechnen, daß er, Wallenstein, sich erkenntlich zeigen werde. Das wisse er, sagte Argoli, daß der Herr großmütig sei. Er wolle noch in dieser Nacht ein Bild des Himmels aufnehmen, die Nächte seien ohnehin jetzt klar und wiesen bedeutende Konstellationen auf. Auch dabei zu sein erlaubte er Wallenstein auf seinen Wunsch und empfing ihn am Abend auf der Zinne

des Hauses, wo er ein feines Essen hatte auftischen lassen. Während desselben plauderten sie über die Politik des Papstes und Venedigs, und Argoli sagte, die päpstliche Herrschaft sei im Augenblick zwar etwas wackelig geworden, werde sich aber wieder befestigen und einen neuen Aufschwung nehmen, bis sie zuletzt den ganzen Erdkreis umspannen werde.

Ob nicht ein Gewitter im Anzuge sei? fragte Wallenstein, nach dem dunstigen Horizont blickend. Nein, sagte Argoli, noch acht Tage, solange Jupiter den Himmel beherrsche, werde die Atmosphäre den entzündlichen Stoff einsaugen und vertilgen; hernach, wenn sie überladen sei, werde es mit furchtbarer Gewalt ausbrechen. Es mochte in entfernten Regionen ein starker Wind lebendig sein; denn während die Wipfel der Platanen um den Platz herum unbeweglich schwebten, eilte dunkles Gewölk unstet durch den blauen Himmel. Etwa um die zehnte Stunde traten die Sterne hervor, und bald darauf zeigte Argoli seinem Schüler die aufblitzende Krone des Jupiter. „Seht," sagte er, „Wolken und Sterne ducken sich vor dem glücklichen Licht, wie wenn ein König unter sie getreten wäre." Wallenstein, welcher wußte, daß dieser Planet seine Geburtsstunde beherrscht hatte, betrachtete ihn aufmerksam, der mit dem Feuer des weißen Saphirs, wie eine ewige Lampe in der marmornen Rotunde eines Domes, den Raum durchglänzte. So blieb es jedoch nur kurze Zeit, dann sammelten sich die Wolken, die die Festung des Lichtes vergeblich berannt und sich zerstreut hatten, in dichteren Haufen und schwollen langsam über den Westen, das Strahlenreich fast ganz mit Finsternis bedeckend. „Das Glück begünstigt nur meinen Anfang," sagte Wallenstein; „oder ist es der Tod, der meine Laufbahn früh abschneidet?" Argoli antwortete

nicht, ſondern blickte in tiefen Gedanken auf das ſtetig ſich verändernde Bild des beweglichen Himmels. Sich nach Norden wendend ſah er, daß dicht über dem Horizonte eine graue Dunſtmauer ſich gebildet hatte, in der es wetterleuchtete; es ſah aus, als ſtieße eine Schlange ihre lechzende Zunge über das Ufer eines Meeres. „Ihr werdet hoch ſteigen, hoch, hoch," ſagte Argoli ſinnend; „aber das Ende wird vor der Zeit kommen. Es iſt eine jähe Bahn. Die Kraft, die der Seele mitgeteilt wurde, verteilt ſich nicht gelaſſen über das Daſein, ſondern verdichtet und ſtaut ſich und erwirkt mit hitzigem Regiment hitziges Widerſtreben; wie ſie das Leben verſchlingt, ſo wird das Leben ſie verſchlingen." Er blickte forſchend in das ſchmale, gelblichblaſſe Geſicht des ihm gegenüberſitzenden Mannes, deſſen in ſchön gewölbtem Hohl ſich verbergende graue Augen mit vorſichtig zurückgehaltener Gier auf ihm ruhten. „Daß ich ſterblich bin, weiß ich," ſagte Wallenſtein; „habt keine Scheu, mir mitzuteilen, was Ihr wißt, wenn der Beſcheid auch bitter iſt." Noch wiſſe er gar nichts, entſchuldigte ſich Argoli eifrig, er müſſe nun Meſſungen und Berechnungen anſtellen, aus denen er das Ergebnis ziehen werde; am nächſten oder darauffolgenden Tage ſei er bereit, Wallenſtein ausführliche Auskunft zu geben.

Als Wallenſtein am nächſten Tage um die Mittagszeit ſich bei Argoli einfand, zierte die Mitte der Tafel ein ausgeſtopfter Adler, in deſſen offenem Schnabel eine Zitrone befeſtigt war. Es hätte, ſagte Argoli, mit liſtigem Blick lächelnd, eine Orange ſein ſollen, doch ſei ja, wie Wallenſtein wohl wiſſe, dieſe Frucht eben nicht zeitig; ſo habe er denn die längliche Zitrone als ungenügendes Symbol des Erdballs benützen müſſen. „Das ſoll nicht bedeuten," fuhr er fort, „daß ich Euch als Cäſar grüße; denn des Wortes

Kaiſer will ich mich nicht bedienen, um ſelbſt zwiſchen uns beiden nichts auszuſprechen, was wie ein Angriff auf die heilige Majeſtät klänge.“ Aber wenn auch nicht Kaiſer, werde er doch dem Kaiſer gleich ſein. Triumph blitzte aus Wallenſteins dunklem Geſicht, und er wurde immer aufgeräumter, je mitteilſamer Argoli unter dem Eſſen ſich zeigte. Vom Oſten komme ihm Ruhm und Ehre, ſagte Argoli unter anderm, dort werde der Schauplatz ſeiner Siege ſein. Er werde den Thron des Sultans umſtürzen und das alte Reich von Byzanz erneuern. Ob er nicht bemerkt habe, wie der dünne Halbmond geſtern nacht beim Aufſtieg des Jupiter am öſtlichen Himmel wie ein fadenſcheiniger Leinenfetzen verſchwunden ſei? Mars ſei ihm günſtig, nur zuletzt werde etwas kommen, das mächtiger als der Gott der Schlachten ſei. Dieſe Gefahr drohe vom Norden, und vor dem Norden ſolle er auf der Hut ſein; von dorther komme ſein Überwinder. Aber das ſchlummere in ferner Zukunft; noch ſei der Kelch ſeines Glückes nicht erblüht und werde blühend noch lange prangen.

Tags darauf überbrachten reichgekleidete Diener Wallenſteins dem Profeſſor Geſchenke ihres Herrn: einen ſilbernen Globus, auf welchem in blauem Schmelz der Sternenhimmel abgebildet war; eine Uhr, welche die in Erz getriebene Geſtalt des Rieſen Atlas auf der Schulter trug, und eine ſilberne, mit Halbedelſteinen reich beſetzte, kunſtreich und geheimnisvoll verſchließbare Kaſſette, in der hundert Golddukaten waren.

Auf der Rückfahrt durch die blaugrüne Luft, die fiebernd über den friauliſchen Sümpfen zitterte, ſaß Wallenſtein in ſeinen Wagen zurückgelehnt und ließ ſich, die müden Augen halb ſchließend, vom myſtiſchen Flimmern der Zukunft umweben. Er atmete das unendliche Schweigen der unbewohn-

ten Ebene wie Weihrauch der Erde ein, die ſich unter ihm bückte; jenſeit des Umkreiſes, den die Ehrfurcht ſeiner Größe einräumte, mochten die zurückgewichenen Völker knien und ſcheu das ſengende Geſtirn vorüberrollen ſehen.

Moritz von Heſſen hatte Urſache, ſtolz auf ſeine Kinder zu ſein; namentlich war er es auf die anmutige und kluge Eliſabeth, die ſo beſcheiden zuzuhören wußte, wenn ihr Vater ſich mit gelehrten Männern unterhielt, und ſo überraſchend gedankenvoll mitzuſprechen, wenn ſie dazu aufgefordert wurde. Schöner waren die Söhne, denen die frühverſtorbene Mutter ihren vielbewunderten Reiz zum Gedächtnis eingeprägt zu haben ſchien: Otto, der älteſte, mit dem vollen griechiſchen Munde und dem runden Kinn, und Moritz mit den goldſtrahlenden Augen, dem braunen Gelock und der mädchenhaft leicht errötenden zarten Haut. Die junge Stiefmutter ſah die wundervolle Blüte der bevorzugten Nachkommen ihres Mannes nicht ohne Eiferſucht, doch war ſie zu einſichtig, um es merken zu laſſen, und das Anſehen des Landgrafen in der Familie zu groß, als daß Streit und Mißhelligkeit ſich laut hervorgewagt hätten.

Es war ein Augenblick ſchöner Genugtuung für Moritz, als ſein Erſtgeborener im Jahre 1612 den neugewählten Kaiſer Matthias in Frankfurt in einer zierlichen lateiniſchen Anſprache begrüßte, und die Augen der Fürſten neidiſch oder wohlwollend auf dem Achtzehnjährigen ruhten, nicht wenige von dem Gedanken erfüllt, wie lieblich der Satan ſeine gefährlichen Werkzeuge auszuzieren wiſſe.

Bald darauf traf den glücklichen Vater ein jäher Schlag, indem der zwölfjährige Moritz erkrankte und ſchon nach zwei Tagen, bevor noch jemand die Gefahr des Zuſtandes erkannt hatte, ſtarb. Da man nichts anderes annahm, als

daß es sich um ein leichtes Fieber handle, stellte Moritz, am Bette des Knaben sitzend, ihm allerlei Aufgaben als Unterhaltung und Prüfung. Er disputierte mit ihm über das Abendmahl, in der Weise, daß er abwechselnd die Rolle eines Lutheraners und eines Papisten spielte und der Kleine die Auffassung der Reformierten beiden gegenüber verteidigen und sie mit Bibelstellen erhärten mußte. Dann ließ er ihn Sätze aus dem Deutschen ins Lateinische und Französische übertragen, was alles Moritz zufriedenstellend ausführte, die brennenden Augen eifrig und ein wenig angstvoll auf den Vater gerichtet, dessen Ungeduld beim Unterricht ihm bekannt war. In der Mathematik jedoch, die des Landgrafen Lieblingsfach war, wurden die Antworten des kranken Kindes unsicher und blieben einige Male ganz aus, so daß der Vater es scharf zur Aufmerksamkeit anhielt. „Ich werde es gleich wissen, lieber Vater," sagte das Kind, erschrocken die Hände faltend, und ließ den Kopf in das Kissen zurückfallen, indem es stammelnd um Wasser bat. Wie der Landgraf das Gesicht seines Sohnes sich verfärben sah, sprang er auf, läutete, rief nach Dienern und Ärzten; eben hatte er noch Zeit, den laut Atmenden in seine Arme zu nehmen und ihm zuzurufen: „Mein Sohn, mein Sohn, denke an Jesus Christus, der von den Toten auferstanden ist!" als die Augen, die ihn flehend ansahen, brachen, und das geliebte Kindeshaupt leblos auf seine Schulter fiel.

Der Landgraf blieb lange mit dem Leichnam seines Knaben allein und ließ sich während mehrerer Tage nur wenig vor anderen sehen; erschien er aber, so war sein Benehmen sicher und gebietend wie sonst, und sprach er ruhig von der Pflicht des Christen, sich dem Schmerz über den Verlust geliebter Personen oder irdischer Güter nicht hinzugeben, sondern die Aufgaben des Tages zu erfüllen. Solche Grund-

sätze hatte er namentlich seinem ältesten Sohne Otto vorzuhalten, der sich um den Tod des jüngeren Bruders leidenschaftlich grämte und weder durch Arbeit noch durch Betrachtung oder Musik zerstreuen ließ. Plötzlich aber war der Kummer ohne ersichtliche Ursache ganz erloschen; so fing sein Wesen immer verhängnisvoller an, von einer Übertreibung zur andern zu schwanken. Das väterliche Gebot der Mäßigkeit überschreitend, betrank er sich in loser Gesellschaft, knüpfte ein Liebesverhältnis mit einer älteren Frau an und ward einmal, aus einem übelberüchtigten Hause heimkehrend, berauscht auf der Gasse gefunden. Der Zorn und Schmerz seines Vaters schmetterte ihn zu tiefster Zerknirschung nieder, doch hinderte das nicht, daß er sich bald darauf neuen Ausschweifungen ergab, was durch den Ausbruch einer Krankheit an den Tag kam. Dem verzweifelten Landgrafen, der mit dem Gedanken umging, dem entarteten Sohne die Nachfolge zu entziehen, rieten die Erzieher Ottos, er möchte den nunmehr Zwanzigjährigen verheiraten und dadurch dem geordneten Leben wieder zuführen; und so wurde denn die Vermählung mit einer badischen Prinzessin so schnell wie möglich eingeleitet und vollzogen. Hoffnungsvoll beteiligte sich Moritz selbst an den Vorbereitungen zur Hochzeit, deren vornehmste Unterhaltung ein Kampfspiel zwischen der Babylonia und der Ekklesia, eigentlich der babylonischen Hure und der evangelischen Kirche war, die einander beschimpften und herausforderten. Moritz selbst dichtete und komponierte ein Hochzeitslied, das mit den Worten begann: Venus, du und dein Sohn, Der dem ihr gnädig seid, Über der Sterblichen Häupter schreitet er sorglos, ein Gott; und wider seinen Willen wurden seine Augen naß, als die ernsten Töne sich in feierlichem Rhythmus über den jungen Vermählten drehten. Auf seinen Wunsch stellte der Pfarrer,

der sie traute, ihnen die Bedeutung und die Pflichten der Ehe eindringlich vor, und daß sie für einen Fürsten und Landesbeherrscher besonders bindend seien, was auch Eindruck auf Otto zu machen schien. Als jedoch nach einem Jahre die junge Frau im Wochenbette starb, nahm er die anstößige Lebensführung allen Ermahnungen und Drohungen zum Trotz wieder auf. Zwischen den Fürbitten und Ratschlägen der Familie und der Räte beschloß Moritz schleunige Wiederverheiratung, obwohl Otto selbst ihr widerstrebte. Bald sagte er trotzig, daß er die aufgedrungene Frau nicht werde lieben können, dann hatte er Anwandlungen, wo er stundenlang weinte, sich anklagte und sagte, man solle nichts mehr mit ihm versuchen, es sei aus mit ihm, er müsse doch zugrunde gehen.

Im Innersten schwer niedergebeugt, hielt sich der Landgraf abseits von dem Treiben am Hofe und in der Familie, bemühte sich im Studium der Wissenschaften oder bei den Verwaltungsgeschäften zu vergessen, als ein Verbrechen seinen Blick auf neue Untiefen in seiner Umgebung lenkte. Spät am Abend beim Verlassen des Schlosses wurde Herr von Hertinghausen, ein älterer Mann, durch Rudolf von Eckardsburg, einen schönen, im Umgang angenehmen und besonders bei den Damen beliebten jungen Ritter ermordet, und zwar, wie sich herausstellte, weil jener eine tadelnde Bemerkung über verliebte Beziehungen des Eckardsburg zur Landgräfin Juliane gemacht hatte. Die Untersuchung ergab nichts, als daß Juliane mit dem von Eckardsburg häufiger als mit andern getanzt und gern mit ihm geplaudert habe; auch unter der Folter beharrte der Angeklagte dabei, daß nichts Strafbares geschehen, und daß er seine Augen nie anders als mit der der Fürstin schuldigen Ehrfurcht auf Juliane gerichtet habe. Diese leugnete gleich-

falls jede Schuld sowie auch jede Neigung ab und verlangte, daß Eckardsburg freigelassen werde, da er nur einen Verleumder zur Rettung ihrer Ehre im Zweikampf getötet, nicht gemordet habe. Die Zweifel des Landgrafen wurden nicht beschwichtigt, vielmehr, wie wenig er auch vorher an die Möglichkeit ehebrecherischer Liebe seiner Frau zu einem andern Manne gedacht hatte, so fest stand ihm jetzt, daß beide wenigstens gegenseitiger Zuneigung schuldig seien. Die Erinnerung vergangener Jahre suchte ihn heim, als die junge Frau des alten Landgrafen Ludwig von Hessen eines Liebesverhältnisses mit einem adligen Herrn beschuldigt wurde, und er mit richtendem Eifer die strengste Bestrafung der Angeklagten durchzusetzen suchte. Unter Qualen fragte er sich, ob ihn damals noch ein besonderer Haß gegen die Miterbin des dem Tode nahen alten Fürsten bewegt habe? ob er gegen die eigene Frau blind oder nachsichtiger sein dürfe als damals gegen jene? oder ob die Wut seiner Eifersucht ihm einen Vorwand, Strenge zu üben, zuspielen wollte? Bald dachte er diesen schmachvollen Zustand dadurch zu überwinden, daß er den Eckardsburg dem Martertode preisgab, den das Gesetz für solchen Fall vorschrieb; bald wurde er uneins mit sich, wünschte an die Unschuld seiner Frau zu glauben und forderte von seiner Hoheit und Überlegenheit Verzeihen. Erst nachdem die Geistlichkeit ihm versichert hatte, daß Eckardsburg dem Rechte nach nicht anders als mit dem Tode zu bestrafen sei, und nachdem auch die Richter auf Befragen sich dahin ausgesprochen hatten, es liege kein Anlaß, Gnade zu üben, vor, unterzeichnete er das Urteil, nach welchem der Schuldige gerädert werden sollte.

Die Landgräfin hatte bemerkt, was im Herzen ihres Mannes vorging, und aufgehört, zu Eckardsburgs Gunsten zu sprechen; sie war schweigsam und hielt sich in ihren Gemächern.

Am Tage vor der Hinrichtung teilte er ihr mit, daß das Urteil unter den Fenstern des Schlosses, als auf dem Schauplatze des Verbrechens, vollzogen werde; und daß es sein Wille sei, sie solle der Exekution mit ihm zuschauen zum Zeichen für jedermann, daß sie beide an der Bestrafung eines Missetäters, auch wenn er von hohem Range sei, ein Wohlgefallen hätten. Juliane entschuldigte sich damit, daß ihr nicht wohl sei, weshalb sie schon seit mehreren Tagen das Zimmer gehütet habe; doch da er, den Blick scharf auf sie richtend, sagte, sie habe sich sonst wohl auf seinen Wunsch oder aus eigenem Antrieb zu beherrschen gewußt, entgegnete sie nichts mehr und erschien zur festgesetzten Stunde am Fenster. Sie hörte dünnes Geläut den langsamen Zug verkünden, und sah den von zwei Geistlichen geleiteten Verurteilten im langen schwarzen Gewande heranschreiten, das weiche blonde Haar sorgfältig geordnet, hinter ihm rüstige Henker mit Keulen in den muskelstarken Armen. Er zitterte vor Furcht und heimlicher Hoffnung; denn er konnte es doch nicht glauben, daß er, der Schöne und Vielgeliebte, zu einem so greulichen Tode bestimmt sei. Als er das Rad aufgerichtet sah, auf dem er hingeschlachtet werden sollte, schauderte er und blieb gelähmt stehen, indem er unwillkürlich flehend am Schlosse hinaufsah. Sein Auge begegnete dem starren Blick der Landgräfin, in dem nichts von Gnade zu lesen war, und gleichzeitig stießen ihn die Knechte vorwärts. Juliane stand während der ganzen Zeit aufrecht ohne sich zu rühren: ihre großen dunklen Augen sahen leer auf den menschenerfüllten Platz, und auf ihren schmalen Lippen saß ein schwaches Lächeln.

Am Nachmittage begleitete sie den Landgrafen auf die Jagd und gab sich wie sonst ihrer Lust an wagehalsigem Reiten hin, eine Veränderung in ihrem Wesen höchstens

inſofern zeigend, als ſie ihrem Manne gegenüber ſchweigſam und von verhaltener Reizbarkeit war.

Zur zweiten Frau ſeines älteſten Sohnes wählte Moritz ein Mädchen aus der Anhaltiſchen Familie, das ſich beſonders durch Vernunft und Frömmigkeit empfahl und mehrere Jahre älter als Otto war. Die junge Frau klagte über nichts, ſondern äußerte ſich dem Landgrafen gegenüber zufrieden. Einige Monate nach der Hochzeit jedoch wurde Otto am Morgen erſchoſſen im Bette aufgefunden, wahrſcheinlich durch eigene Hand gefallen, jedenfalls als ein Opfer ſeiner laſterhaften Verwilderung.

Nun war Wilhelm, der jüngſte Sohn der ſchönen Agnes, Erbe des Landes. Er war, wenn auch hübſch und fein von Geſicht, ernſt und fleißig, doch weniger glänzend begabt als die Brüder, und war von ſeinem Vater ſtets etwas zurückgeſetzt geweſen, freilich ohne deſſen Wiſſen und Willen, der in der Behandlung ſeiner Kinder auf Gerechtigkeit hielt. Wilhelm ſuchte die Liebe des ſtrengen Vaters, dem er in beſcheidener Zurückhaltung ergeben war, durch Arbeitſamkeit und Pflichteifer zu gewinnen. Seinen zarten Körper ſtählte er durch ritterliche Übungen und wurde mehr infolge dieſer Willenskraft als aus natürlicher Anlage ein tüchtiger Jäger und Soldat.

Damals erſchien ein Buch, das dem Landgrafen Anregung gewährte: es hatte den Titel Chymiſche Hochzeit Chriſtian Roſencreuz, geißelte mit Witz und Wärme die Laſter der Zeit und berichtete von einer Geſellſchaft, die zum Zweck eine Reform der Sitten, der Politik und der Kirche, kurz des ganzen öffentlichen ſowie privaten Lebens habe. Es begann mit einer Erzählung, wie die Weiber eines Fabellandes ſich im Rathauſe verſammeln, um den herrſchenden Übeln

abzuhelfen, wie das Volk in Ehrfurcht wartet, auf welche Weise es gebessert und beglückt werden soll, wie endlich die geheiligte Pforte sich öffnet und den Harrenden das Ergebnis verkündet wird, mit welchem der Wendepunkt einer neuen, schöneren Zeit beginnen soll: eine neue Taxe auf Kraut, Rüben und Petersilie.

Die Empfehlung des Landgrafen verschaffte dem Buche in Hessen viele Leser, aber auch in anderen kalvinischen Gegenden erregte es Beifall oder mindestens Interesse, während es im allgemeinen als frech, aufwieglerisch und voll von Ketzereien getadelt und bekämpft wurde. Der ungenannte Verfasser, nach dem man vergebens fahndete, war ein Schwabe, der aus einer Familie von Theologen stammte, Johann Valentin Andreae, ein rastloser Geist, dessen Verstand ebenso durchdringend und unbestechlich, wie seine Phantasie lebhaft war, heiter, stolz, warmherzig und unternehmend. Durch seine Abkunft zur Theologie bestimmt, widmete er sich doch zunächst aus Neigung der Mathematik und Mechanik, der Malerei, Musik und Dichtung, führte ein ungebundenes Reiseleben oder verdiente sich seinen Unterhalt als Erzieher. Etwa im Jahre 1613 war er mit zwei Freunden, dem österreichischen Edelmann Abraham Hoelzel und dem schwäbischen Juristen Besold, seiner Gesundheit wegen im Bade Griesbach, ohne Stellung und willens, sich durch Unterricht die Einnahmen zu verschaffen, deren er bedurfte. Während eines längeren Aufenthaltes in Italien hatte er in Padua Fechten und Voltigieren gelernt und es mit seinem geschmeidigen Körper darin zu großer Fertigkeit gebracht. Als er eines Tages mit Hoelzel an einem Platze vorbeikam, der zur Kurzweil für die anwesenden ritterlichen Gäste bestimmt war, lockte es ihn sich ein wenig zu tummeln und belustigte sich in allerlei Spielen und Künsten mit Hoelzel

zuſammen, der, plumper gebaut und weniger gewandt, Johann Valentins Vorzüge in deſto beſſerem Licht erſcheinen ließ. Am nächſten Tage erzählte Hoelzel, es hätten ihn mehrere vornehme junge Leute aufgeſucht und ihn nach dem jungen Manne ausgefragt, der ſich mit einem ſo vortrefflichen und ungewöhnlichen Voltigieren habe ſehen laſſen; er, Hoelzel, habe darauf Andreaes Talente und Fertigkeiten gerühmt und ſie ſeien begierig, ſeine Bekanntſchaft zu machen. Er ſolle ſich bereit halten, vielleicht blühe ihm hier das Glück. In kurzer Zeit hatte er wirklich mehrere junge Edelleute zu Schülern im Fechten und Voltigieren, die übrigens gute Geſellſchafter waren. War er mit Hoelzel und Beſold allein, ſo diente es ihnen zu großer Beluſtigung, daß Andreae nun endlich das Gebiet gefunden habe, auf welchem er Ehre und Vorteil erringen könne; kärglich ſei es ihm ergangen, ſolange er ſich der Weltweisheit, Kunſt und Gottesgelehrtheit befleißigt habe, als Fechtmeiſter werde er zu Ruhm und Anſehen kommen. Übrigens beſchloß er ſogleich, unvermerkt auf das Innere der jungen Männer zu wirken, die ihn mit der Ausbildung ihres Körpers betraut hatten, und als ein anderer Merkur ihre Seelen zu Gott zu führen. Bei dem häufigen Zuſammenſein fand er Gelegenheit, ſeine Kenntniſſe in der Mathematik zu zeigen und ſie ſo für dieſe Wiſſenſchaft zu intereſſieren, daß ſie ſich alle etwas davon anzueignen wünſchten und ihn um Unterweiſung baten. Kamen ſie dann auf theologiſche Fragen, ſo lobte Beſold wohl die Schriften des Myſtikers Valentin Weigel, während ihn weder Luthers noch Kalvins Lehre ganz befriedige. Sie wären, ſagte er, offenbar von den Menſchen aufſteigend zu Gott gekommen, während man doch, um zu Gott zu kommen, ſich ſo weit wie möglich von den Menſchen entfernen müſſe. Die Anſchauung unſeres Lebens

müsse man verlassen, wenn man Gott finden wolle; denn Gott wisse nichts von uns, Gott wisse nur von sich, darum müsse, wer zu ihm wolle, die feste Erde von sich stoßend einen Sturz in den bodenlosen Abgrund wagen, der für unsere irdischen Sinne die Nacht und das Nichts sei.

Diese Auffassung bekämpfte Andreae als schwärmerisch und gefährlich. Gott, dessen Wesen Licht sei, sei nur durch das Licht zu erreichen. Es sei viel Wahrheit in dem, was Besold sage, aber das Ganze sei unwahr. Man dürfe nicht vergessen, daß die Welt, welchen Anteil auch das Böse an ihr habe, doch von Gott erschaffen, von seinem Samen und Blut sei. Es komme nicht so sehr darauf an, daß der einzelne im Glauben Befriedigung finde und Gott näherkomme, wie daß die Gesellschaft, die kleinste wie die umfassendste, eine harmonische Ordnung darstelle. Luther sei kein Gott, also nicht unfehlbar, wenn auch göttlichen Geistes voll gewesen; aber welcher andere Mensch sei das? Wohin würde man geraten, wenn ein jeder die Macht haben sollte, den eigenen Träumen über die höchsten Dinge nachzugehen, sich eigene Wege zur Seligkeit zu graben? Sie wüßten wohl alle, daß das Wort Religion von Binden komme, und sie solle in der Tat ein heiliges Band um alle Menschen, ja um alle Welt schlingen. Das möchte ihnen katholisch klingen; aber Luther habe ja auch die katholische Kirche nicht abschaffen, nur reinigen wollen. Einst werde gewiß die Kuppel der allesumfassenden Kirche mit dem Gewölbe des Kosmos sich decken und ein Gotteshaus für alle sein. Das Grübeln, Schwärmen und Disputieren müsse einmal aufhören, jeder solle sich auf dem festen Boden gemeinsamen Glaubens einem tätigen tugendhaften Leben widmen. Was für eine wundervolle Harmonie habe er in den Städten Basel, Zürich und Genf gesehen! Die glichen lichtbringen-

den Sternen, die sich streng, voll Ruhe und fast gleichgültig auf regelmäßiger Bahn bewegten.

Er erzählte mit Vorliebe von dem Leben in den eidgenössischen Städten, von der Tüchtigkeit und Vernünftigkeit ihrer Bewohner, wie sie ihrer Arbeit fleißig nachgingen, ein jeder tue was ihm obliege, die Vornehmen stolz auf ihre Pflichten, auch die Geringeren auf die ihrem Stande eigentümliche Würde. Fehle es auch nicht ganz an Flecken und Abweichungen, so würden sie doch ausgeglichen durch die Regelmäßigkeit der Bewegung und die Fülle des Lichtes im Ganzen. Freilich wären die Theologen dort auch anders geartet als die im Reich und leider nicht zum wenigsten in Schwaben; sie lehrten, predigten, walteten in der Gemeinde, täten ihr Tagewerk, anstatt alberne Spitzfindigkeiten auszubohren und sich hernach darüber zu zanken und zu verfluchen.

Damals waren die lutherischen Theologen über zwei Streitfragen gespalten, deren eine die Allenthalbenheit oder Ubiquität Christi genannt wurde. Einige sagten, daß, da Christi Leib beim Abendmahl im Brote sei, und zwar ohne daß, wie die Katholischen fälschlich lehrten, eine Verwandlung vor sich gehe, dies so erklärt werden müsse, daß er eben allenthalben sei; während die andern entgegenhielten, die Welt sei voll Unrat, und es sei unziemlich anzunehmen, Christus sei im Dreck enthalten. Ferner nahmen die Theologen der Universität Gießen, die zu Hessen-Darmstadt gehörte, als Dogma an, daß Christus während seines Wandels auf Erden im Vollbesitz seiner göttlichen Natur gewesen sei und sich nur scheinbar der Leiblichkeit mit ihren Gebrechen unterworfen habe, um seine Aufgabe vollführen zu können. Dies verwarf das Haupt der württembergischen Theologen, Osiander, gänzlich, da, wenn Christus nicht wirk-

lich ein Mensch gewesen sei, sein Tun und Leiden auf Erden bedeutungslos und gewissermaßen Spiegelfechterei genannt werden müsse. Er habe sich vor der Menschwerdung seiner göttlichen Eigenschaften entäußert und es bestehe das ganze Geheimnis in seiner Gottmenschheit, wie aus vielen Bibelstellen zu erhärten sei. Ebenso stützten die Gegner ihre unwiderlegliche Beweisführung mit großer Gelehrsamkeit auf Bibelsprüche.

Unter dem Druck der schwäbischen Theologenherrschaft hatte auch Johannes Kepler zu leiden, der ja im Württembergischen geboren war. Eine Anstellung in seiner Heimat für ihn zu erwirken, war seinen Freunden nicht möglich; freilich hatten sie auch nicht den Mut, sich um seinetwillen sehr auszusetzen. Seine Frau war bald nach dem epileptischen Anfall, den sie beim Einbruch der Passauer in Prag erlitten hatte, gestorben, und schon vorher hatte er das kleine Mädchen, seinen Liebling, verloren; noch im selben Jahre folgten diesen beiden zwei andere Kinder. Er arbeitete damals angestrengter als je, zwischendurch aber kämpfte er mit traurigen und peinvollen Gedanken. Wenn er sein Eheleben, das nun abgeschlossen und unwiderbringlich hinter ihm lag, überblickte, karg an Glück, reich an Entbehrung, Streit und Mißhelligkeit, so schien es ihm jetzt nicht mehr, als fiele die Schuld daran auf seine arme tote Frau, sondern als hätte er es anders gestalten können. Sie war wohl oft unzufrieden, ängstlich auf den Erwerb und die Notdurft bedacht, bitter und grämlich gewesen; aber wie hatte er seine Pflicht erfüllt? War er der Stab gewesen, an dem sie sich aufrichten, der Quell, aus dem sie Erfrischung schöpfen konnte? Seine schönen, überschwänglichen Stunden hatte er bei der Arbeit gehabt; für sie war Müdigkeit und Un-

geduld übriggeblieben. Er entsann sich der holdseligen kindlichen Witwe, als die er sie kennen lernte, wie rührend ihre Bangigkeit und ihre Zweifel ihm erschienen waren, und wie er sich vermessen hatte, ihr das Leben lieb und leicht zu machen. In den ersten Jahren, wenn er nachts den Himmel beobachtet hatte und hernach an ihr Bett kam, hatte sie ihn oft mit seltsam sehnsüchtigen Augen angelächelt und etwa gesagt: Dein Antlitz schimmert noch von den Sternen; aber es war ihm niemals eingefallen, daß er ihr von seiner Fülle etwas hätte mitteilen können. Ihre religiösen Grübeleien hatten ihn gelangweilt und geärgert; das hatte er nie bedacht, womit sie denn sonst ihre schmachtende Seele hätte speisen sollen.

Freunde und Freundinnen sagten ihm, er hätte sich nichts vorzuwerfen, sondern sei ein vorzüglicher Ehemann gewesen, und rieten ihm, sich wieder zu verheiraten, damit er eine richtig geordnete Häuslichkeit hätte. Anfänglich mochte er nichts davon wissen und keine leuchtete ihm ein, wie viele ihm auch vorgeschlagen wurden. Dann kam ihm in den Sinn, daß er durch die Heirat mit einer Dame von Rang und Vermögen des elenden Ringens und Quälens um das tägliche Brot überhoben werden könnte; von seinen schon gekrümmten Schultern würde die häßliche Bürde fallen, frei würde er sich aufrichten und mit leichtem Schritt der Höhe des Lebens zustreben können. Ja, das hätte er können, wenn er allein gewesen wäre; aber nun war er an die anspruchsvolle fremde Dame gebunden, der er den Wohlstand verdankte, und die peinlicher lasten mochte als die einstigen Sorgen. Er konnte sich seine Frau nur als ein schlichtes, liebliches Mädchen denken, ein sanftes, unbefangenes, heiteranlächelndes, sittsames, und nach einem solchen fing er allmählich an sich zu sehnen. Da ihm von einer berichtet

wurde, nämlich von der schönen Susanna Rettinger, einer Schreinerstochter, die eine vornehme Dame hatte erziehen lassen, entschloß er sich, sie zu heiraten und die Sorge für den Lebensunterhalt weiterzutragen.

Da Kaiser Matthias ihm weder den rückständigen noch den laufenden Sold auszahlen konnte, nahm er eine Professur an dem Gymnasium in Linz an, wo er unter den Herren von Adel Anhänger seiner Lehre und Bewunderer seiner Schriften hatte, und wo er geehrt und friedlich hätte leben können, wenn ihm nicht von der Heimat aus Unruhe und Beschwerde wäre bereitet worden. Es befand sich als Prediger in Linz sein Landsmann Doktor Hizler, mit dem er viel verkehrte; denn Hizler interessierte sich für Astronomie, Mathematik und Mechanik, war lebhaft, wißbegierig und fröhlich und verstand es, den schweigsamen und ungeselligen Kepler durch seine Munterkeit umgänglich zu stimmen. Er hatte kleine, lustige, kindliche Augen, aufwärts gesträubtes Haar und einen spitzen Bart, trank gern guten Wein und hatte meistens, das Theologische auf die Berufsgeschäfte einschränkend, eine mechanische Spielerei in Arbeit; so fertigte er damals ein von selbst laufendes Wägelein an, auf dem ein trompetenblasender und peitschenknallender kleiner Kutscher saß.

Eines Tages um Ostern, als Kepler der Sitte gemäß das Abendmahl nehmen wollte, fiel es Hizler ein zu fragen, ob Kepler die württembergische Konkordienformel unterschrieben habe, was Kepler verneinte, da er es überhaupt nicht für richtig halte, seinen Glauben auf Formeln zu zwingen, vollends aber jener nicht zustimmen könne. Hizler war erstaunt und böse und bestand darauf, Kepler müsse die Formel unterschreiben, die gut und löblich sei, sonst könne er ihn zum Genuß des Abendmahls nicht zulassen.

Kepler antwortete, wegen des Dogmatiſchen möchte es ſein, aber dazu könne er ſich nicht entſchließen, die Anhänger Kalvins zu verfluchen, das ſei gegen ſeine Überzeugung. Was? fuhr Hizler auf, ob er etwa die abſcheuliche Ketzerei der Kalviner in Schutz nehmen wolle? Ob er etwa behaupten wolle, daß ein Mann durch etwas anderes als den Glauben ſelig werden könne? Ob er etwa der Anſicht ſei, daß ein Untertan ſich der von Gott eingeſetzten Obrigkeit widerſetzen dürfe? Ob er ſich einbilde, daß ein Laie zum Predigen berufen ſein könne? Ob der Teufel ihm eingeblaſen habe, daß das Brot nicht der Leib Chriſti ſei?

Dabei blickte er, die Hände auf den Tiſch geſtützt und weit übergebeugt, Kepler aus kleinen, funkelnden Augen drohend an.

Darauf wolle er ſich nicht einlaſſen, antwortete Kepler; er habe im Sinn, bei der lutheriſchen Lehre zu bleiben, auf die er getauft ſei; es möchte auch ſein, daß die Lehre Kalvins Irrtümer einſchließe, nur könne und wolle er nicht einſehen, warum man ſie deshalb verfluchen müſſe.

So? rief Hizler hohnlachend, den Grund wolle er wiſſen, warum man ſie verfluchen ſolle? Kepler möchte doch ihm den Grund ſagen, warum man ſie nicht verfluchen ſolle, die der Wahrheit ins Geſicht lögen und wider die Rechtgläubigkeit anbellten?

So möchten er und andere ſie immerhin verfluchen, ſagte Kepler, nur er könne es durchaus nicht tun, weil er keinerlei Haß oder Abneigung gegen ſie habe.

Dabei beruhigte ſich Hizler aber keineswegs, ſondern kam an den folgenden Tagen wieder, um Kepler abwechſelnd zu bedrohen und zu beſchwören, daß er die Konkordienformel unterſchreibe. „Lieber," rief er faſt weinend, „was gehen dich die Erzſchelme und Teufelskinder von Kalviniſten an?

Ach Lieber, verfluche sie doch! Verfluche sie in Gottes Namen! Verfluche sie wenigstens mit der Zunge, wenn auch dein Herz nicht dabei ist!" Indessen trotz seiner Verträglichkeit tat ihm Kepler den Willen nicht, worauf Hizler ihn, wie er gedroht hatte, vom Abendmahl ausschloß. Dies glaubte Kepler als einen groben Schimpf sich nicht bieten lassen zu sollen und wendete sich klagend an das Konsistorium in Stuttgart. Wegen seiner Parteinahme für den gregorianischen Kalender schon vordem gegen ihn eingenommen, entschied dasselbe dahin, Kepler sei ein Schwindelhirnlein, das sich allzusehr aufblase, wenn er glaube in theologischen Fragen andere meistern zu können; er solle richtige Kalender machen und fleißig in seinem Berufe sein, in der Theologie aber sich von denen zurechtweisen lassen, die dazu befugt seien.

Seitdem blieben die beiden Landsleute verfeindet; Hizler suchte Kepler, wo er ihn traf, durch ingrimmige Blicke und vor sich hin gemurmelte Scheltworte aus dem Gleichgewicht zu bringen. Unter diesen Widerwärtigkeiten litt Kepler um so mehr, als er neuerdings durch Nachrichten aus der Heimat empfindlich beunruhigt wurde; seine Mutter nämlich, die in Güglingen lebte, war der Zauberei verdächtigt worden.

Katharina Kepler, eine kleine, braune, durch vielerlei Mühseligkeiten früh gebeugte Frau, die aber munteren und beweglichen Geistes war, lebte, seit ihre hübsche sanfte Tochter Margarete sich mit dem Pfarrer Binder verheiratet hatte, ganz allein in leidlichen Verhältnissen. Ihr Mann war vor vielen Jahren, des häuslichen Lebens müde, in den Türkenkrieg gezogen und dort verschollen; ihre Söhne waren, bis auf Johannes, ohne höhere Bildung aufgewachsen, einer war, wie einst sein Vater, als Söldner dem Kriege nachgezogen und kam mit Frau und Kindern bettelarm zurück,

nachdem er in der Fremde katholisch geworden war. Entrüstet wies ihn die Mutter, bei der er jetzt unterschlüpfen zu können hoffte, von ihrem Tische. In ihrer Einsamkeit vertrieb sie sich die Zeit, die sie sich durch Lesen nicht verkürzen konnte, denn das verstand sie nicht, mit wunderlichen Träumereien oder dadurch, daß sie Besuche aus der Nachbarschaft empfing, mit denen sie bei einem Glase Würzwein plauderte. Irgendwie verdarb sie es mit manchen von diesen Bekannten, vielleicht weil ihre Augen, obwohl sie fern an den Leuten vorbei ins Weite schweiften, doch tief eindrangen, und sie mit unbedacht scharfer Zunge unliebsame Wahrheiten sagte. So kam es dahin, daß eine Frau namens Reinbold, die unter einer immer zunehmenden Lähmung und Verkrümmung der Gliedmaßen litt, die Kepler beschuldigte, ihr das Leiden, mit dem kein Arzt sich auskenne, angehängt zu haben.

Während dies im Gange war, traf es sich, daß ein Bruder dieser Frau, der Barbier Kräutlein, und der Vogt Luther Einhorn bei einem ihnen befreundeten Förster mit dem Bruder des regierenden Herzogs, dem Prinzen Achilles, zusammenkamen, der gerade in der dortigen Gegend jagte. Bei dem gemeinsamen Mittagessen erzählte der Barbier, wie seine Schwester von der Keplerin unheilbar verzaubert sei, und daß seiner Meinung nach die alte Hexe gezwungen werden müsse, die Kranke wieder gesund zu machen. Prinz Achilles zeigte sich begierig, mehr von dem Hexenwesen zu vernehmen, womit ihn denn der Vogt und der Barbier gut bedienen konnten. Er vermesse sich, sagte der Vogt, eine Hexe bloß am Gesicht zu erkennen, er habe schon viele prozessiert, er kenne jetzt ihre Schliche und es könne ihm keine entschlüpfen.

Ob man sich denn dabei nicht den Teufel auf den Hals

ziehe, fragte Prinz Achilles, als den Buhlen der Weibsbilder?

Ach, rief der Barbier kichernd, man müsse den Teufel nur nicht fürchten, so könne er einem auch nichts anhaben. Auch glaube er gar nicht, daß dem Teufel viel an den alten Betteln gelegen sei, deren es ja mehr als genug gebe. Einmal, erzählte er, sei er in den Turm zu einem Hexenverhöre gerufen, weil der Henker bei einer Beklagten das Teufelsabzeichen, welches man Stigma nenne, entdeckt habe, sie hingegen es für eine Narbe habe erklären wollen, die nach einem von ihm, dem Barbier, weggeschnittenen Wärzlein zurückgeblieben sei. Dort habe die Frau splitternackt ausgezogen auf einem Stuhl gesessen, laut heulend, während mehrere Richter sie gehalten und an der Narbe oder dem Teufelszeichen, das an ihrer Brust gesessen sei, herumgedrückt hätten. Er hätte es denn auch in Augenschein nehmen müssen, hätte sich auch wohl des Wärzleins erinnert, aber als ein vorsichtiger Mann nichts davon gesagt, sondern gefragt, ob denn der Henker schon die Probe gemacht habe? Denn er wisse wohl, daß, wenn mit einer Nadel in den Flecken hineingestochen werde und kein Blut danach komme, dies ein hinlänglicher und vollgültiger Beweis für die Teufelsbuhlschaft sei. Darauf habe der Henker gelacht und gesagt, freilich habe er das schon getan, die Herren ließen sich eben von der Erzschelmin am Narrenseil führen, worauf er gleich noch einmal mit einer langen, spitzen Nadel in das Mal hineingefahren sei. Er habe denn auch des Heulens und Schwörens der Person ungeachtet gesagt, er wisse nichts von einem Wärzlein, kenne sie auch nicht, worauf sie gehörig gefoltert und zu Asche verbrannt sei.

Prinz Achilles, der schon ein wenig angetrunken war, hörte begierig mit rotem Kopf und glänzenden Augen zu.

Und splitternackt sei sie gewesen? fragte er; ob sie denn während des Folterns auch splitternackt ausgezogen wären? Der Vogt und der Barbier bogen sich vor Lachen; freilich, sagten sie, ob man etwa Weiber, die sich nicht schämten mit dem Teufel zu buhlen, wie Klosterjungfern behandeln solle? Das hätte er nicht gewußt, rief der Prinz, er möchte für sein Leben gern einmal dabei sein, und es wäre etwas gar Schönes und Verdienstliches, den Teufelsdirnen einen Denkzettel zu geben. Ja freilich, brüllte der Vogt, einen feurigen, mit dem sie zur Hölle führen, und so solle man es der Keplerin auch machen, wenn sie den guten frommen Leuten etwas anhänge. Ja, wenn seiner Schwester zu ihrem Rechte verholfen würde, sagte Barbier Kräutlein, wolle er sich dankbar erweisen; worauf der Prinz und der Vogt ihn vertrösteten, die Sache solle betrieben werden, es müsse seltsam zugehen, wenn man einem alten Weibe nicht Meister würde.

Dieser Verabredung gemäß begaben sich Barbier Kräutlein und Vogt Einhorn zu Frau Kepler, hielten ihr vor, was sie begangen haben sollte, und gaben ihr unter Drohungen anheim, den Zauber, durch den sie die Reinbold krank gemacht hätte, wieder aufzuheben. Die Keplerin verteidigte sich tapfer, sie habe die Reinbold nicht verzaubert, verstehe sich auch gar nicht darauf; nach ihrer Ansicht habe die Frau in früherer Zeit einmal heimlich mit einem Manne zu tun gehabt und die Frucht abzutreiben versucht, woraus der Gliederschaden entstanden sein möge. Hierdurch erbitterte sie ihre Feinde noch mehr, was sie aber nicht anfocht; vielmehr bewog sie ihren Sohn, den Zinngießer, und ihren Schwiegersohn, den Pfarrer Binder, eine Beleidigungsklage für sie einzureichen wegen des schimpflichen, ihr zugemuteten Verdachtes.

Der Prozeß nahm seinen Anfang, verlief aber nicht so, wie die ihrer Unschuld sich bewußte Frau Kepler für selbstverständlich angenommen hatte; denn die beklagte Partei suchte durch Zeugen den Beweis zu erbringen, daß sie in der Tat mit Hexenwerk umgehe, wodurch eine Menge Weitläufigkeiten und neue Gefahren entstanden. Da kam ein Schuster, der Jahre hindurch fast täglich ein Stündchen bei ihr verplaudert hatte, und behauptete, sie habe ihm in einem Glase Wein etwas Zauberisches beigebracht, wodurch er bettlägerig geworden sei; ferner der Totengräber, der angab, sie habe ihn vor Jahren gebeten, ihr den Schädel ihres verstorbenen Mannes zu verschaffen, sei aber auf seine gutgemeinte Warnung davon abgestanden. Dies leugnete sie nicht, sondern erklärte, sie habe im Sinne gehabt, ihrem Sohne Johannes einen Trinkbecher daraus machen zu lassen, damit er sich nach altem Glauben Kraft und Segen daraus trinke. Auch gab sie freimütig zu, kranke Kinder, zu denen man sie geführt habe, mit allerlei Versen besprochen zu haben, wie das von alters gebräuchlich sei, und wovon man immer gute Wirkung verspürt habe. Sie fügte vorwurfsvoll hinzu, es komme ihr unmenschlich vor, daß die Eltern, die sie früher um ihre Hilfeleistung gebeten und ihr dafür gedankt hätten, sie jetzt derselben als einer abscheulichen Missetat zeihen wollten.

Die Kinder der Frau Kepler gerieten über diese Wendung des Prozesses in Aufregung und Sorge, und ihrer Tochter schien es am besten, dem Bruder Johannes in Linz davon zu berichten, der als ein gelehrter Mann und Astronom des Kaisers klug und mächtig genug sein werde, um ihrer Mutter aus der Bedrängnis zu helfen. Dieser riet, die Mutter solle unverzüglich zu ihm nach Linz kommen, damit werde der widerwärtigen Sache am schnellsten ein Ende

gemacht. Diesem Vorschlag stimmten die Kinder lebhaft zu, halfen ihr einige Habseligkeiten zusammenzupacken, und die Abreise ging zur Erleichterung aller vonstatten. Unterwegs aber, allein ihren Gedanken überlassen, stellte sie sich vor, wie daheim nun alle denken und sagen würden, daß sie augenscheinlich eine Hexe sei, sonst würde sie nicht die Flucht ergriffen haben; wie sie ihr Leben lang für eine Hexe würde gelten müssen, und mit was für Augen ihr Sohn Johannes sie ansehen würde. Sie schalt sich töricht, daß sie ihren Kindern nachgegeben hatte: nichts Böses oder Teuflisches konnte man ihr nachweisen, vielmehr würde sie ihren heimtückischen Verleumdern obsiegen, so daß sich ihre Schande bloß vor aller Augen zeigen würde. Als sie unter solchen Gedanken in Ulm angekommen war, kehrte sie, ohne sich die berühmte Stadt anzusehen, sofort wieder um nach Hause, nicht nur zum Schrecken der Kinder, sondern fast auch ihrer Gegner, die bereits unsicher geworden waren, ob sie nicht am Ende selbst in die gefährliche Grube stürzen möchten. Da die Beute ihnen aber nun wieder erreichbar war, und sie zurück nicht mehr konnten oder wollten, suchten sie im stillen nach neuen Zeugen und Beweisen, um dann ihrerseits mit einer Anklage auf Zauberei hervortreten zu können.

Das Jahr 1618 begann mit einem Triumphe für Khlesl, indem der vollzogene Friede mit Venedig, der sein Werk war, feierlich in Wien begangen werden konnte. Der Kardinal liebte Feste und Umzüge und bekümmerte sich eingehend darum, daß ein in die Augen fallender Prunk dabei entfaltet wurde. In langem Zuge wallten die Hofbeamten, die Kloster- und Weltgeistlichen und die in Zünfte verteilten Bürger um den Stephansdom, jede Körperschaft eine mit Symbolen bemalte Fahne in ihrer Mitte tragend: ein in Flammen auf-

wärtslaufender Salamander, der heilige Martin, der mit dem Schwerte den Mantel zerschneidet, um ihn mit dem Bettler zu teilen, ein mit Lorbeerzweigen umwundenes Schwert und dergleichen. Nach seiner eigenen Anweisung waren auf vier Fahnen die vier Elemente, alle in Purpur, dargestellt: die Luft durch die purpurne Morgenröte, das Wasser durch das von der Flut zurückgespiegelte Abendrot, die Erde durch purpurne Blumen, das Feuer durch die purpurne Flamme. Lustig prangend und frohlockend bewegte sich die flatternde Prozession durch die klare Winterluft, bis ein Bild nach dem andern in der tiefen, duftenden Dämmerung des Domes sich sacht zusammenlegte und erblich.

Erzherzog Maximilian hatte den Friedensabschluß nicht verhindern können; aber nun sehe man, sagte er zu Ferdinand, daß es mit Khlesl zu Ende kommen müsse. Er sei zweifelsohne von Venedig bestochen worden, des Kaisers Verstandesblödigkeit nehme täglich zu, Khlesl sei der wahre Kaiser und Matthias sein Hampelmann. Bei seiner Kopfschwäche könne Matthias für sich nicht sorgen, sie müßten ihn befreien und ihm und sich selber Recht verschaffen. Auf dem gewöhnlichen Wege wäre der Zweck nicht zu erreichen, sie müßten gleichsam sich selbst für das Tribunal ansehen und den Schuldigen justifizieren, und nach seiner Ansicht geschähe das am schicklichsten, indem sie den gelben Teufel durch ein heimliches Gift, das durch einen vertrauten Arzt wohl zu beschaffen sein werde, auf die Seite schafften. Dieser Vorschlag kam Ferdinand befremdend vor, obwohl er zugleich nicht umhin konnte, die Entschlossenheit seines Oheims zu bewundern. Nachdem er sich mehrere Tage bedacht hatte, antwortete er Maximilian, das Mittel scheine ihm zu scharf, abgesehen davon, daß Khlesls Hochverrat vielleicht nicht ganz zu erweisen sei. Es lasse sich wohl noch ein anderer Weg

finden, um zum Ziele zu kommen, er stimme für gelindere Mittel, vorzüglich da es eine geistliche Person und Kardinal betreffe, dessen sich schließlich noch der Papst annehmen werde.

Erfuhr Khlesl von diesen geheimen Plänen auch nichts, so empfand er doch die zunehmende Ungunst der beiden Erzherzoge, und daß sie sich mit starken Entschlüssen trugen. Sein rüstiger Körper wurde um diese Zeit zum ersten Male von einem Unwohlsein befallen, und die Tage, die er untätig im Bette liegen mußte, brachten ihm schwarze Gedanken, was ihm bevorstünde, wenn etwa der Kaiser mit Tode abginge. Doch raffte er sich seiner Gewohnheit nach gewaltsam auf, fürchtete auch, es möchte in seiner Abwesenheit jemand das Steuer an sich reißen, und fühlte sich unentbehrlich, was er für den Kaiser und die Kaiserin in der Tat war. „Lieber Khlesl," pflegte ihm die Kaiserin zu sagen, „mein Herr bekommt gleich die Melancholie, wenn Ihr ihn nicht täglich ein wenig zusammenschimpft und aufmuntert." „Melancholie kommt von Langeweile," sagte Khlesl zu Matthias, „und die Langeweile kommt Ihnen, weil Sie nichts Rechtes vornehmen, und es gibt doch übergenug zu tun." Khlesl habe gut reden, da er gesund sei, verteidigte sich Matthias kläglich; ihm aber sei niemals wohl, er könne die Gedanken nicht beisammen halten, das Essen schmecke ihm nicht, gehen könne er auch nicht, es sei nicht anders, als wenn er verzaubert sei. Das wollte Khlesl nicht gelten lassen: gehen müsse er ja nicht, er sei der höchste Herr der Christenheit und könne fahren, wenn er keine Lust zu essen habe, könne er es bleiben lassen, zu wenig sei besser als zu viel, ihm fehle nichts, die Ärzte fänden nichts an ihm. „Nehmen Sie sich der Geschäfte an," sagte er, „das ermuntert Ihre Diener und ist auch Ihre Pflicht. Vom müßigen Hinsitzen kommt dickes Blut und Verderbnis der Säfte. Ich will

gern für Sie arbeiten und den Haß, der daraus kommt, auf mich nehmen; aber ich könnte Ihnen auch durch Krankheit oder Eifersucht der Feinde abhanden kommen. Was soll dann aus Ihnen werden, wenn Sie die Geschäfte nicht verstehen?"

In den Erbländern, namentlich in Böhmen, verfolgte Khlesl nicht dieselbe versöhnliche Politik wie im Reiche, vielmehr wurde wie zu Rudolfs Zeiten in allen streitigen Fällen meistens zugunsten der Katholiken entschieden. Dies wurde von den protestantischen Ständen namentlich dem Einfluß des Ferdinand zugeschrieben, der als ein Schüler und Anhänger der Jesuiten übel berufen war, und einige, namentlich Graf Thurn, machten darauf aufmerksam, daß er keinesfalls als König dürfe zugelassen werden; aber diese fanden, als der Augenblick zu handeln da war, nicht genügenden Anhang. Jetzt gelte es zu zeigen, sagte Thurn, daß Böhmen ein Wahlreich sei, wie sie ja auch Rudolf abgesetzt und Matthias auf den Thron gehoben hätten, gegenüber der Ansicht der Katholischen, als hätten die Habsburger ein Anrecht auf die Krone; dränge Ferdinand jetzt durch, so behielten sie gewissermaßen recht, und man könne ihn hernach nicht mehr los werden. Die anderen stimmten ihm wohl zu, meinten aber, Ferdinand mache persönlich einen guten Eindruck, gehe vertraulich und liebenswürdig mit dem Adel um, sei nicht hochmütig wie Rudolf und Matthias, man werde schon mit ihm auskommen, weise er sich später anders aus, so sei man doch immer noch Herr im Hause und werde sich des Hausrechts zu gebrauchen wissen.

Es währte nicht lange, so gab es hier und dort Anlaß zur Unzufriedenheit: namentlich der Befehl an Stadt und Universität, sich an der Fronleichnamsprozession zu beteiligen, während das Fest der heiligen Hus und Hieronymus

verboten wurde, empörte das ganze Volk; die Herren begannen einander vorzuwerfen, daß sie sich dem neuen Herrscher bequemt hatten, und nahmen sich vor, den begangenen Fehler wieder gutzumachen. In zwei Städten wurde der Bau von protestantischen Kirchen untersagt mit Berufung darauf, daß im Majestätsbrief nur dem Adel und den freien Städten freie Religionsübung zugestanden wäre, die fraglichen Städte aber nicht frei wären. Die Defensoren, welche eingesetzt waren, um die im Majestätsbrief bewilligten Rechte zu wahren, bestritten das, was sie insofern auch wohl konnten, da die betreffende Stelle im Dokument nicht genau genug gefaßt war, um nicht verschiedene Auffassungen aufkommen zu lassen. Wie nun ein scharfer Brief des Kaisers eintraf, der zum Gehorsam ermahnte und widrigenfalls mit Strafen drohte, ergriffen die Stände die Gelegenheit, auf ihrem Recht zu bestehen. Thurn, der, weil er rechtzeitig gewarnt hatte, mehr als früher gehört wurde, drängte, jetzt müsse das Versäumte nachgeholt und die Regierung endlich so eingerichtet werden, daß die Rechte des Adels nicht mehr verkürzt würden; andere dachten, sie wollten es darauf ankommen lassen, wie der Kaiser und der König sich zu ihren Forderungen stellte und mit etwaiger Nachgiebigkeit sich zufrieden geben. Den Kaiser glaubte man an der ganzen Sache weniger beteiligt als Ferdinand, die Hauptschuld aber maß man den katholischen Kronbeamten bei, Popel von Lobkowitz, der den Majestätsbrief nicht mit unterschrieben hatte, ferner Martinitz und Slavata, die von jeher Gegner der evangelischen Stände gewesen waren, und die über alle Vorfälle an den Hof berichteten, wie es ihnen beliebte.

An einem warmen Maimorgen versammelten sich die Stände bei Wilhelm von Lobkowitz, um sich nach gemeinschaftlich eingenommenem Frühtrunk auf das Schloß zu be-

geben und die Vertreter der Krone zur Rede zu stellen. Jetzt wollten sie sich vor Kompromissen hüten, sagte Kolonna von Fels unter dem Trinken, einmal müsse gründlich aufgeräumt werden mit den Habsburgern, sonst würden sie nie zur Ruhe kommen. Ja, sagte Kinsky, einmal müsse man Mut zum Handeln finden, ein einmaliger starker Bluterguß sei nicht so gefährlich wie das stete Tröpfeln aus einer offenen Wunde.

Das sei nicht gesagt, meinte Wilhelm von Lobkowitz kopfschüttelnd, bei einem starken Bluterguß fahre oft die Seele zugleich heraus. Unvorbereitet loszuschlagen sei sinnlos, man müsse gerüstet sein, wenn es auf einen Krieg auslaufen sollte.

Das sei gewiß, sagte Thurn, daß der Zeitpunkt bei der Wahl Ferdinands geeigneter gewesen wäre. Es sei doch ein anderes, wenn man sich im Rechte wisse. Jetzt hätte man gewissermaßen zugegeben, daß Böhmen ein habsburgisches Erbland sei.

Was? rief Kinsky, wodurch sie das zugegeben hätten? Sie hätten Ferdinand aus Recht und Freiheit, nicht pflichtschuldig gewählt. Übrigens würde geschriebenes Recht doch nicht geachtet, die Faust gäbe den Ausschlag. Verträge wären nichts anderes als der Schafspelz wölfischer Fürsten, töricht wer sich dadurch blenden ließe. Und ob sie etwa damals kriegsgerüstet gewesen wären? Wer es ehrlich meine, verschanze sich nicht hinter Ausflüchten.

Auf diese Worte fielen heftige Entgegnungen, mehrere sprangen von den Sitzen, und es wurde laut durcheinandergeschrien. Nachdem sich der Lärm gelegt und die Streitenden sich beruhigt hatten, sagte Thurn, sie wären ja darin einig, daß sie mit dem Hause Österreich nicht weiter wirtschaften wollten. Sie wären voll Lug und Trug, dabei lendenlahm, faul und blöde, ließen übermütige Diener schal-

ten. Alle ſtimmten zu: Matthias wiſſe wohl kaum etwas von dem ſcharfen Schreiben, das in ſeinem Namen an ſie abgelaſſen wäre, Martinitz und Slavata hätten es verfaßt, es wäre wohl niemals aus Prag herausgekommen. Den Prahlhanſen müſſe einmal gründlich das Maul geſtopft werden. Einzelne Stimmen wurden laut, man müſſe ſie defeneſtrieren, ſie hätten es vollauf verdient, Langmut mache ſie nur dreiſter.

Erhitzt und in wilder Laune ſtiegen die Herren zu Pferde und ritten den Weg zum Schloß hinan; Goldregen, Rotdorn und Schneeball quollen in dicken Gebüſchen über die Mauern der Gärten, und die Luft war von ſüßen Gerüchen durchkreuzt, als würfen ſich ſpielende Frühlingsgötter mit Haufen von Fliederduft.

Die Vertreter der Krone, die bereits im Schloſſe verſammelt waren, nahmen die ungeſtümen Fragen der Stände, ſie wollten wiſſen, wer den kaiſerlichen Drohbrief verfaßt habe, mit anſcheinend hochmütiger Gelaſſenheit und ein wenig hämiſcher Höflichkeit entgegen; aber ſie konnten ihre Unſicherheit und Ängſtlichkeit nicht ganz verbergen, die durch das umgehende Gerücht von der Wut und dem gefährlichen Vorhaben der Evangeliſchen über ſie gekommen war. In den feindlichen Blicken, die unter dem Fragen und Antworten auf ſie gerichtet waren, bemerkten Martinitz und Slavata plötzlich eine böſe Luſt, die ihnen Entſetzen einflößte. Martinitz wurde bleich, ſtotterte etwas von der Gerechtigkeit des Kaiſers, und daß er nicht vom Majeſtätsbrief abweichen würde, und wich dabei zurück, um durch ein anſtoßendes Gemach zu entfliehen; aber ſchon wurde er umringt, von mehreren Fäuſten gepackt und an das offenſtehende breite Fenſter geſchleppt, vor welchem der goldene Mai ſich ausbreitete. Unter Sträuben und Zappeln hörte er lautes

Brüllen: Fahre zur Hölle, Teufelsbraten! worauf ihm, bevor er noch an der steilen Mauer hinunterkſauſte, die Sinne vergingen. Inzwiſchen hatten ſchon verſchiedene Fäuſte den erſchrocken zur Flucht ſich wendenden Slavata ergriffen und ſchleuderten den kläglich um Gnade Flehenden dem erſten nach; die beiden Schelme gehören zuſammen! hieß es unter höhniſchem Gelächter. Den Schreiber der beiden, namens Fabritius, der dem geſchwinden Vorgang ſchlotternd zugeſehen hatte, warfen ſie nachträglich hinterher, damit er, wie ſie ihm lachend zuriefen, ſich des fatalen Briefſchreibens nicht mehr unterſtehen könne.

Der Ausgang dieſer raſchen Tat war überraſchend, indem die drei aus einer Höhe von vierzig Ellen herabgeſtürzten Männer, durch einen Miſthaufen weich aufgefangen, keine Verletzung erlitten, ſondern ſich vor der Wut ihrer Feinde, die ihnen noch einige Schüſſe nachknallten, in das nahegelegene Haus des Popel von Lobkowitz flüchten konnten. Während die Geretteten ſich des Beiſtandes der wundertätigen Mutter Gottes rühmten, erließen die Direktoren eine umſtändliche Rechtfertigung: ſie hätten verräteriſche Leute, die ſie zu Rebellen gegen des Kaiſers Majeſtät hätten machen wollen, nach alter Weiſe durch die Defeneſtration juſtifiziert und hofften, der Kaiſer, deſſen treue Untertanen ſie wären und auch bleiben wollten, werde künftig ihre Anliegen gnädig erhören und die Ungerechtigkeiten abſtellen, wodurch der liebe Frieden wiederhergeſtellt werden könne.

Von der Oberpfalz kommend fuhr am Sonntag den 27. Mai um die Mittagszeit ein breiter, gedeckter Wagen in Regensburg ein, aus dem zwei in unanſehnliche Mäntel gehüllte Reiſende ſtiegen, während zwei andere ſitzen-

blieben und weiterfuhren. Die beiden Fußgänger ſchlugen ſich ſchnell in eine Seitengaſſe und gingen ſchweigend und eilig bis zum Kollegium der Jeſuiten, wo ſie anklopften und eingelaſſen wurden. Vor dem Rektor legte der eine der beiden Männer Mütze und Mantel ab und gab ſich als Jaroslav von Martinitz zu erkennen, derſelbe, der vor kaum zehn Tagen in Prag von den Unkatholiſchen aus dem Fenſter geworfen und wunderbarerweiſe am Leben erhalten war. Er ſei, erzählte er, mit Hilfe des guten Baders und Chirurgen Thomaſon, als deſſen Diener er ſich ausgebe, aus Prag entflohen und ſoeben glücklich in Regensburg angelangt, von wo er ſich nach München unter den Schutz des frommen katholiſchen Herzogs von Bayern begeben wolle. Indem er laut die benedeite Jungfrau lobte, kniete der Rektor vor Martinitz nieder; er müſſe durchaus demjenigen Verehrung erweiſen, ſagte er, den die heilige Jungfrau ſo ſichtbarlich beſchützt habe. Das wolle er nicht leugnen, entgegnete Martinitz, den Rektor aufhebend, freue ſich vielmehr der Tatſache, daß die Jungfrau Maria ſich in Perſon ſeiner angenommen habe; aber er überhebe ſich deſſen nicht, ſondern ſchreibe es einfältigerweiſe der Kraft des Gebetes zu, worauf er ſeit früher Jugend ſich zu verlaſſen gewöhnt ſei. „Was für Zeitungen, was für Zeitungen!“ rief der Rektor, das müſſe der Biſchof hören; wenn es Martinitz recht ſei, wollten ſie ſich unverweilt zu ihm begeben. Während der Lakai, der Martinitz begleitet hatte, zu der übrigen Reiſegeſellſchaft ins Wirtshaus ging, eilten der Rektor und ſein Gaſt zum Biſchof, der, von den Vorfällen in Prag bereits im allgemeinen unterrichtet, begierig war, das Nähere zu vernehmen. Er ließ ſich kaum Zeit, Martinitz zu umarmen und zu ſegnen, und überſtürzte ihn dann mit Fragen: er könne und könne es nicht glauben, daß Menſchen ſo keck und böſe ſein ſollten,

fromme, unſchuldige Leute und hochvornehme Diener des Kaiſers aus dem Fenſter zu werfen! Und daß er nun eins von dieſen jämmerlichen Opfern mit Augen vor ſich ſähe! Ob er denn arg zerſchunden und zerſchlagen ſei? Dergleichen ſei ja kaum bei Türken und Tataren oder den heidniſchen Japaneſen üblich!

Wahr ſei es, ſagte Martinitz lachend, davon könne er zeugen, der es am eigenen Leibe erfahren habe; aber unerhört ſei es freilich, und der gute Herr von Slavata, der ſchwer daniederlege, habe auch geklagt, es ſtehe wohl in den Hiſtorien, daß die römiſchen Patrioten den ehrgeizigen Cäſar mit Dolchen ermordet hätten, aber aus dem Fenſter pflege man nur Katzen oder etwa ein junges Hündlein zu werfen. Ein ſolcher Schimpf ſei unausſtehlich, und es wäre kein Wunder, wenn man vor Kummer darüber hinſtürbe.

Wie es denn zugegangen ſei? fragte der Biſchof. Martinitz ſolle ihm doch um Gottes willen alles haarklein erzählen. Und was für eine Bewandtnis es denn mit ſeiner Errettung habe?

Martinitz erzählte, daß ſie am Tage zuvor gewarnt worden wären, als ob die Unkatholiſchen mit Mordgedanken umgingen, ſie hätten es jedoch nicht beachtet, ſondern wären, auf Gott und ihr gutes Gewiſſen trauend, zur anberaumten Sitzung auf die Burg gegangen; daß ihre Widerſacher ſie ſogleich mit ungerechten Vorwürfen angebellt und ihre Verantwortung kaum angehört hätten, und daß Graf Thurn das Zeichen gegeben und geſchrien hätte, wegen ihrer Verbrechen müßten ſie jetzt des Todes ſein, worauf er und der Smirſitzky ihn gepackt und unter Hohnlachen aus dem Fenſter geworfen hätten. Im Fallen habe er aber den Kopf nicht verloren, ſondern fortwährend gemurmelt: Jeſus Maria,

Maria ſteh mir bei, Maria verlaß mich nicht, unter welchem Beten er wohlbehalten im Graben angelangt und wie von mütterlicher Hand auf einen gepolſterten Seſſel ſanft niedergeſetzt ſei. Gleichzeitig ſei in der unteren Stadt eine Prozeſſion über die Brücke gegangen, und ein redlicher Mann, der dabei geweſen ſei, habe die allerſeligſte Jungfrau im blauen Mantel in der Luft flattern geſehn, wie ſie ihn, Martinitz, getragen und ſorgfältig im Graben abgeſetzt habe.

„Was für ein herrliches Wunder!“ rief der Biſchof, und der Rektor fügte mit funkelnden Augen hinzu, da alles ſo wohl abgegangen ſei, müſſe man ſich freuen, müſſe man frohlocken, daß die Unkatholiſchen einmal ihre Tücke und mehr als herodiſche Grauſamkeit gründlich offenbart hätten. Nun müſſe doch jedermann und auch der Kaiſer einſehen, daß Moderation da nicht am Platze wäre, ſondern daß dergleichen Diſteln und Dornen nur mit Feuer könnten ausgerottet werden.

Gewiß habe Gott es eigens ſo veranſtaltet, ſagte Martinitz. Er und ſein lieber Oheim Slavata hätten es immer geſagt, in Böhmen müſſe man nicht glimpflich, ſondern auf ſteiermärkiſch reformieren, ſonſt wären dieſe gottloſen Schelme nicht zu beugen.

Ja, wie er denn ſo ſeltſam und eigentlich verſchmutzt ausſähe? fragte nun der Biſchof, indem er des Martinitz Geſicht in der Nähe muſterte.

So künſtlich hätte ihn ſein Bader hergerichtet, ſagte Martinitz, hätte ihn mit Ruß angeſchwärzt und auch den Knebelbart geſtutzt, um ihn unkenntlich zu machen. Es ſei auch notwendig geweſen; denn die Unkatholiſchen hätten berittene Mörder nach ihm ausgeſandt, die ihn auch eingeholt hätten. Er habe aber aufrecht in ſeiner Kaleſche geſeſſen und ſie

dreist angesehen, die Pistole in der Hand, worauf sie weitergeritten wären, sei es, daß sie ihn nicht erkannt oder sich nicht an ihn gewagt hätten.

Der Herr von Slavata, berichtete Martinitz ferner, sei schlimmer daran als er, könne das Bett nicht verlassen und kaum reden, so zerschlagen sei er; aber die hochgeborene Frau Polyxena von Lobkowitz pflege ihn unter ihrem Dache; das sei eine so kluge und majestätische Frau, daß die Unkatholischen sich keiner Gewalt gegen sie unterfangen würden.

Der Bischof tischte seinen Gästen ein prächtiges Abendessen auf, während dessen Martinitz seinen Bericht wiederholen und im einzelnen ausmalen mußte. Am folgenden Tage versah er den Flüchtling mit einem kleineren und leichteren Wagen, da man auf den schmalen und gefährlichen bayrischen Wegen, wie er sagte, mit einer schweren Kalesche, wenn sie etwa in den Graben stürzte oder im Schlamme steckenbliebe, übel daran sei. So ausgerüstet kam Martinitz glücklich nach Landshut und am Tage darauf nach Freising; aber von dort an nahm die Unwegsamkeit der Straße so zu, daß der Diener, welcher die Zügel führte, in große Sorge geriet und endlich anhielt mit den Worten, daß er sich nicht weiter traue oder wenigstens der Verantwortung enthoben sein wolle. Der Bader Thomason stieg aus, um die Gelegenheit zu betrachten, und sagte nach einer Weile, zu Fuße würden sie vollends steckenbleiben, da sie keine hohen Stiefel hätten, und weil sie doch nach München wollten, sei sein Vorschlag, daß sie es mit Gott versuchten hindurchzufahren. Martinitz warf nur obenhin einen Blick auf die Straße und sagte, freilich müßten sie weiter, nachdem ihn die Himmelskönigin eben erst beim Sturze von der Burg so tapfer behütet habe, wolle er sich jetzt nicht durch Zweifel beflecken. Auch hätten sie ja vier Pferde vor dem

Wagen, man solle nur in Gottes Namen daraufschlagen. Unter Peitschenknallen, Stolpern und Ziehen wurde die Reise langsam fortgesetzt; indessen, als die Dämmerung hereinbrach, kam es doch dahin, daß der Wagen umschlug, wobei zwar die Insassen mit einigen Quetschungen und Schrammen davonkamen, aber die Deichsel zerbrach. Martinitz half den Wagen aufrichten, was nach schweren Bemühungen glückte, und setzte sich dann auf einen Stein am Wege und betete, während die anderen mit den wenigen Werkzeugen, die sie bei sich hatten, das Fahrzeug leidlich zusammenflickten. Über den Saatfeldern und fernen sammetschwarzen Wäldern schwebte der Himmel wie ein ungeheurer Adler, von dessen Sturmfluge ein leiser, stetiger Luftzug über die tiefe Erde strich. Von München aus habe er die Absicht, nach Alten-Detting zu pilgern, sagte Martinitz, sein Gebet unterbrechend, es komme ihm unglaublich vor, daß Gott fromme katholische Reisende im Stiche lassen sollte. Er möchte sich fast verbürgen, daß sie noch vor Mitternacht vor den Toren Münchens ankämen.

Dies bewahrheitete sich, und der Exulant fand eine ziemliche Unterkunft im Wirtshause zum Güldenen Hirschen, wo er schon am folgenden Morgen vom Generalleutnant von Tilly, den er aus früherer Zeit gut kannte, und von des Herzogs Kämmerer Max Kurtz besucht wurde. Als dieser ausrichtete, der Herzog wolle Martinitz seine besten Leibärzte und Chirurgen schicken, um ihn zu behandeln, lachte er überlaut und sagte, er habe den allerbesten Arzt, das sei die Jungfrau Maria, die habe ihn bereits so gut kuriert, daß nur noch ein paar blaue Flecken als Spuren des greulichen Sturzes übrig wären. Tilly sah dem Geretteten andächtig zu, wie er in die Luft sprang und mit den Armen um sich hieb, um zu beweisen, daß ihm nichts fehle, und

ſagte, er hoffe, Gott möge ſich ſeiner, Tillys, bedienen, um die Ketzerei in Böhmen auszurotten und die notleidende Kirche wieder aufzurichten. Ob Gott ihn eines Märtyrertums, wie Martinitz und Slavata erlitten hätten, würdig halte, wiſſe er nicht, aber ſein Eifer dazu ſei ſtark und mächtig, und nichts wünſche er mehr, als daß Gott das Opfer ſeines Lebens annähme. Wenn Martinitz ihm die Ehre antun wollte, in ſeinem Hauſe zu wohnen, ſo wolle er ihm dafür als für eine Gnade danken, und er zweifle nicht, daß ſein Herr, der Herzog, damit einverſtanden wäre.

Bei Tilly blieb Martinitz einige Wochen, bis ſeine Familie ſich mit ihm vereinigte, mit der er dann ein Bürgerhaus am Viehmarkte bezog. Da in Prag zunächſt kein Umſchwung eintrat, vielmehr ein Regiment unkatholiſcher Direktoren eingeſetzt, endlich ſogar der Kurfürſt von der Pfalz zum Könige gewählt wurde, dachte Martinitz nicht an Heimkehr, ſondern ſiedelte von München auf den Befehl des nunmehrigen Kaiſers Ferdinand nach Paſſau über, wohin ſich auch Slavata mit den Seinigen flüchtete. Unter dem Schutze des Erzherzog-Biſchofs Leopold, mit dem ſie zur Zeit Kaiſer Rudolfs und des Paſſauer Einfalls in gutem Einvernehmen geſtanden, dem ſie ſogar die Nachfolge hatten zuwenden wollen, erwarteten ſie in behaglichem Frieden, doch nicht ohne Ungeduld die Gelegenheit, nach Böhmen zurückzukehren und ſich ihrer Güter wieder zu bemächtigen.

Das Ereignis des Fenſterſturzes vermehrte den Streit und die Unruhe in der Wiener Hofburg; denn Maximilian und Ferdinand wollten die Empörung, als was ſie den Vorfall anſahen, ſofort gewaltſam niederſchlagen, wohingegen Khlesl der Anſicht war, der Kaiſer müſſe einſtweilen nach Beſchwich-

tigung und Vermittelung trachten. Es sei ein wahres Sprichwort, sagte Khlesl, daß man nur den hängen könnte, den man habe. Wie wollte man denn aber der Schuldigen mächtig werden? Womit wollte man löschen, wenn es einmal brennte? Das Feuer würde Land und Leute bis aufs Hemd und alle miteinander fressen. Wovon sollte man leben, wenn die reichen böhmischen Einkünfte ausblieben? Der Kaiser könne nicht einmal den Kräutler und den Käsestecher bezahlen!

Dem Kaiser leuchtete die Ansicht Khlesls ein, und so wurde denn, während unter der Hand geworben und gerüstet wurde, ein sanftmahnendes Schreiben an die böhmischen Stände erlassen, sie sollten ihr unziemliches Rebellieren einstellen, anstatt dessen wegen vorhandener Schäden ordentliche Klagen einreichen, vor allen Dingen aber die eigenmächtig geworbenen Soldaten entlassen, so werde der Kaiser ihnen auch wiederum gnädig sein.

Die Stände erwiderten den Brief mit einem Schreiben, in dem sie versicherten, daß sie sich durchaus keine Rebellion anmaßten, auch die geworbenen Soldaten unverweilt entlassen würden, wenn der Kaiser zuvor seine Werbungen einstellte, die nach der Aussage friedhässiger Leute gegen sie gerichtet wären; denn sie könnten, solange sie von Krieg und Überfall bedroht wären, die Rüstung nicht wohl ablegen, begehrten aber nichts anderes, als nach wie vor des Kaisers gehorsame und treue Untertanen zu sein.

In Hinblick auf die Geldnot des Kaisers, die ihm nach Khlesls Ansicht das Kriegführen unmöglich machte, spielte der Erzherzog Maximilian auf Khlesls großes Vermögen an, womit er aushelfen könne; aber darauf wollte sich der Erzbischof nicht einlassen, machte vielmehr ein großes Aufheben von den Summen, die er Matthias schon vorgestreckt und

nicht zurückerhalten habe. Maximilian jedoch brachte dies Vermögen nicht aus dem Sinn: sie wären aus aller Verlegenheit und hätten was sie brauchten, sagte er zu Ferdinand, wenn sie dem losen Buben sein Recht zuteil werden ließen, und sein Hab und Gut, das ohnedies erstohlen wäre, dem Kaiser zufiele. Mit einem Galgen, einem Strick, und dem rechten Mann daran wolle er ganz Österreich und Böhmen und das Reich dazu in Ordnung bringen.

Während in Böhmen die Rüstung in vollem Gange war, führten die Verhandlungen des Kaisers mit den Ungarn so weit zu einem Verständnis, daß am 1. Juli Ferdinands Krönung in Preßburg vorgenommen werden konnte. Khlesl hatte es sich nicht nehmen lassen mit zu der Feier zu reisen, wiewohl sein Herz nicht festlich gestimmt war, und sah mit anderen Herren von einem Balkon des erzbischöflichen Palastes, in dem er wohnte, dem in der mächtigen Sommersonne funkelnden Aufzuge zu. Eben als ein Esterhazy mit seinen bewaffneten Untergebenen vorüberritt und Khlesl sich, um ihn besser zu sehen, über die Balustrade beugte, schwirrte der Bolzen einer Armbrust hart an ihm vorbei und blieb in der Wand des hinter dem Balkon liegenden Zimmers stecken. Indes die Herren hineilten, das noch zitternde Geschoß betrachteten und sich über den Zufall verwunderten, ließ sich Khlesl in einen Sessel fallen und trocknete mit einem Tüchlein den Schweiß von der Stirne. „Das war kein Zufall," sagte er mit schwacher Stimme, „es war ein Gruß für mich von der Fortuna." Das sei eine stachelige Sprache für ein Frauenzimmer, lachten die Herren, worauf Khlesl sagte, es sei ihr Abschiedsgruß, dabei pflegten die Weiber, habe er sagen hören, mehr zu beißen als zu küssen. Dies gab wiederum zu Scherzen Anlaß; denn es war bekannt, daß Khlesl von den Frauen nichts wissen

wollte, auch niemals mit ihnen zu tun gehabt hatte; aber heimlich waren alle einerlei Meinung darüber, wo der Schuß seinen Ursprung genommen hätte. Die Nachforschungen, die angestellt wurden, ergaben nichts, niemand wollte von der Sache etwas gesehen haben, und Khlesl kehrte mit bedrücktem Herzen nach Wien zurück.

Dort bereitete Maximilian schleunig die Gefangennahme Khlesls vor, wozu Ferdinand seine Einwilligung gab, um dem Kirchenfürsten wenigstens das Leben zu sparen. Der Umstand, daß Matthias gerade das Bett hütete, erleichterte es ihnen, unvermerkt die Vorbereitungen zu treffen: sie ließen nämlich einen verdeckten Gang von der Burg nach der Bastei errichten, durch welchen der verhaftete Kardinal in der Stille sollte abgeführt werden, damit nicht etwa das Volk zusammenliefe und ein Lärmen entstände.

Als Khlesl am Vormittage zum Kaiser fahren wollte, kam gerade der Nuntius zu ihm und sagte, er solle doch heute nicht auf die Burg, es habe ihm häßlich geträumt und er fürchte, es werde ihm dort etwas Widerwärtiges begegnen. Nein, sagte Khlesl, er habe niemals etwas auf Träume gehalten; daß seine Feinde Widriges im Sinne hätten, wisse er wohl; aber er vertraue auf den Kaiser, der werde seinen treuen Diener nicht unbeschützt lassen. Er wolle nichts gegen den Kaiser oder sonst jemand anbringen, sagte der Nuntius; aber es liefe doch in dieser Zeit viel Haß und Widerwillen unter, und sich der Gefahr nicht auszusetzen wäre nicht Feigheit, sondern Klugheit. Wolle aber Khlesl durchaus fahren, so solle er ihn mitnehmen und in seiner Herberge absetzen. Als der Wagen in einer engen Gasse durch eine Herde Schweine etwas aufgehalten wurde, sagte der Nuntius wiederum, daß dies ein merkliches Zeichen wäre, und Khlesl beugte sich aus dem Wagenfenster,

um dem Kutſcher zuzurufen, er ſolle umkehren; da jedoch im ſelben Augenblick der Wagen weiterfuhr und Khlesl durch den Ruck auf den Sitz zurückgeworfen wurde, ſchüttelte er den Kopf und ſagte traurig, er wolle es nun ſeinen Lauf nehmen laſſen.

Im Flur der Burg ſtanden Bewaffnete, welche nicht zur Leibgarde des Kaiſers gehörten und den Kardinal nicht in der üblichen Weiſe grüßten, was ihm einen peinlichen Eindruck machte; aber er faßte ſich und ſtieg die Treppe hinauf, die zu den Gemächern des Kaiſers führte, deſſen Nähe ihn doch auch wieder beruhigte. Im Vorgemach trat ihm ſogleich ein Vertrauter der beiden Erzherzoge entgegen und forderte ihn kurz auf, Hut und Mantel abzulegen, dagegen einen bereitliegenden ſchwarzen Umhang zu nehmen und den wartenden Offizieren, Dampierre und Collalto, zu folgen. Er erhebe Proteſt, ſagte Khlesl, im Namen des Kaiſers und des Papſtes, hatte aber kaum ausgeſprochen, als Dampierre ihn unter Schimpfworten hart anfuhr, er ſolle gehorchen, ſonſt werde man Gewalt mit ihm gebrauchen. Khlesl, der vor Schrecken zitterte, überlegte blitzſchnell, ob er verſuchen ſolle zum Kaiſer durchzudringen, oder ob ſonſt ein Entrinnen möglich ſei; aber da er nirgends eine Zuflucht vor der Übermacht ſah, ließ er ſich ohne Widerrede umkleiden und von den beiden Offizieren durch den verdeckten Gang treiben, an deſſen Ende eine Kutſche bereitſtand, die ihn in ſchneller Fahrt durch Steiermark nach Tirol brachte.

Nachdem der Kardinal auf dieſe Weiſe entfernt war, erübrigte noch, das Geſchehene dem Kaiſer beizubringen. Maximilian und Ferdinand traten an ſein Bett, teilten ihm mit, daß dem Kardinal an ſeinem Leibe kein Schaden zugefügt werden ſolle, daß ſie ihn nur in feſtem Gewahrſam halten würden, und daß dieſes zum Beſten des Kaiſers und

der Gesamtfamilie nötig sei. Solange Khlesl regiere, würde es nie zum Kriege kommen, und die böhmischen Herren würden zuletzt den Kaiser selbst zum Fenster hinauswerfen. Ob er dazu stillhalten wollte? Er solle auch bedenken, daß sie zu Kaiser Rudolfs Lebzeiten ebenfalls das Wohl der Gesamtfamilie im Auge gehabt hätten, sich nicht wundern, wenn sie jetzt auf das gleiche abzielten, und solle der Welt gegenüber sich so anstellen, als sei Khlesls Gefangennahme auf seinen Befehl geschehen.

Während Matthias schweigend zu weinen anfing, jammerte die Kaiserin laut, Khlesl sei ihr einziger Freund gewesen, sie wisse recht wohl, worauf die Erzherzoge abzielten, nämlich auf ihres Mannes Krone, der ihnen zu lange lebte. Das wollten sie Gott anheimstellen, sagte Maximilian, und Ferdinand fügte hinzu, sein Gewissen sei rein, sie wollten Matthias vielmehr die Krone fester aufs Haupt drücken. Matthias rief kläglich, er begehre ihrer Hilfe nicht, Khlesl sei sein wahrer Bruder und Freund, den wolle er wiederhaben; allein er hatte das Gefühl, daß offenes Widerstreben ihm nur selbst Gefahr bringen könnte, und fügte sich in das Unvermeidliche.

Im Spätherbste des Jahres 1581 fand in dem niederländischen Orte Vaux das Begräbnis des Maximilian von Longueval, Grafen von Buquoy statt, der bei der Belagerung von Tournay an der Seite des Gouverneurs der Niederlande, Alexander Farnese, Herzogs von Parma, gefallen war. Von dem Fenster eines vornehmen Hauses sah sein zehnjähriger Sohn Karl Bonaventura den festlich trauernden Zug durch die enge Straße marschieren: voran schritt das Regiment des Grafen mit der florverhüllten Fahne, dann folgte der von Rittern getragene, von einem schwar-

zen Tuch verhängte Sarg, auf welchem sein Wappen, seine Orden und Ehrenzeichen lagen, dann sein mit schwarzem, nickendem Federbusch gekröntes Leibroß und die von ihm im Kriege erbeuteten, entfalteten Fahnen, worauf wieder Abteilungen von Soldaten und geistliche Körperschaften folgten, denen je eine Gruppe Trompeter vorangingen und sie mit langsamem, starkem Blasen ankündigten. Nachdem die Zeremonien vorüber waren, begrüßte Alexander Farnese die Witwe seines verstorbenen Freundes und erkundigte sich nach den Plänen für die Zukunft ihres einzigen Sohnes. Der herbeigerufene Knabe, der stumm mit heißen Backen und großen Augen auf die Straße gestaunt hatte, nahm tief aufatmend das Wort und sagte, dies sei ein herrlicher Tag gewesen; er wolle werden, was sein Vater gewesen sei, damit er einst mit ebensolcher Pracht zur Erde bestattet werde. Bei sich dachte der Kleine, er werde es vielleicht dahin bringen, daß auf seinem Sarge der Orden des Goldenen Vlieses, des höchsten in der Christenheit, liegen werde, der seinem Vater noch fehlte. Dem Herzog von Parma gefiel der freimütige Ehrgeiz des jungen Buquoy, und er begünstigte ihn, solange er noch lebte; sobald es anging, rückte der Jüngling in die Würden seines verstorbenen Vaters ein und erwarb sich im spanischen Kriege gegen Holland neue. Diesen berühmten Offizier wünschte Matthias, sobald er Kaiser geworden war, in seinen Dienst zu bringen, und gewann auch dazu die Einwilligung des Königs von Spanien sowie seines Bruders, des Erzherzogs Albert, der inzwischen als Gemahl der Tochter Philipps II., Isabella, Gouverneur der spanischen Niederlande geworden war. Buquoy selbst jedoch hatte keine Lust dazu; denn nachdem er im Jahre 1612 das Goldene Vlies erhalten hatte, war sein Ehrgeiz im wesentlichen befriedigt, abge-

ſehen davon, daß die als kaiſerlicher Feldmarſchall bei den Kämpfen im Reiche etwa zu erringenden Lorbeeren ihm mit den ſeinigen verglichen etwas windig vorkamen. Wien ſamt der Hofburg und dem Kaiſer machte ihm, wenn er an Brüſſel dachte, einen zurückgebliebenen Eindruck: da war keine Ariſtokratie, denn die evangeliſchen Adligen zählte er nicht, ſondern alles in allem ein knauſeriges, bürgerliches Weſen. Indeſſen da die böhmiſche Revolution ausbrach, konnte er ſich dem vereinten Drängen des Kaiſers, des Königs von Spanien und des Erzherzogs Albert nicht mehr widerſetzen und tröſtete ſich mit der Verſicherung des letzteren, er werde die böhmiſchen Ratten bald abgefangen und ausgeſchwefelt haben, und könne dann reich belohnt zu Heimat und Familie zurückkehren, ließ ſich auch den Titel eines kaiſerlichen Rattenjägers, den ihm die Kameraden ſcherzweiſe anhängten, mit guter Miene gefallen.

Auch am Wiener Hofe hörte er mit Geringſchätzung von dem böhmiſchen Krawall ſprechen, freilich auch mit Erbitterung im Kreiſe der Anhänger Ferdinands, während der Kaiſer ſich dahin äußerte, es handle ſich nur darum, den Böhmen einen Ernſt zu zeigen oder etwa eine kleine Niederlage beizubringen, damit ſie ſich zu einem anſtändigen Frieden bequemten. Da er nun nicht mehr ausweichen konnte, verkaufte Buquoy wenigſtens ſeine Dienſte teuer, nämlich er verlangte 2000 Gulden Gehalt für den Monat, außerdem eine Entſchädigung von 13000 Gulden im Jahre und endlich, beim Abſchluſſe des Vertrages, ein Geſchenk von 6000 Brabanter Kronen. Freigebig wurden ihm dazu noch Ausſichten auf liegende Güter in Böhmen gemacht, welche man den beſiegten Rebellen abnehmen würde; denn man hoffte ihn durch großen Gutsbeſitz an den Dienſt des Kaiſers zu feſſeln.

Zuverſichtlich, aber weniger fröhlich als in ſeinen Jugendtagen, zog Buquoy dem Kriegsſchauplatze zu, von wo bald lauter böſe Nachrichten einliefen. Er befinde in Böhmen alles anders, als man ihm ausgemalt habe, ſchrieb er unmutig und niedergeſchlagen an den Kaiſer; die Böhmen ſeien keineswegs ſo untüchtig in der Kriegführung und zuſammengelaufene Haufen, als welche man ſie in Wien habe darſtellen wollen, ſondern kämpften grimmig, ſo daß er ihnen nicht habe beikommen können. Für ein Gut in dieſem Lande bedanke er ſich, denn es liege ihm nichts daran, ſich zwiſchen einer Herde von Wölfen ſeines Lebens zu wehren.

Durch ein geſchicktes Zuſammenwirken mit dem Oberſten Dampierre hätte Buquoy ſich wohl eher helfen können; allein dieſe beiden konnten ſich durchaus nicht vertragen, da Dampierre ſich dem Buquoy nicht unterordnen wollte und dieſer jenen als einen rohen Menſchen ohne adlige Sitte verachtete, und außerdem da Dampierre, als eine Kreatur Ferdinands, den Krieg keineswegs ſo gelinde führen wollte wie der Feldmarſchall des Kaiſers, dem es auf eine ſchleunige Verſöhnung mit dem Gegner ankam.

Zu dieſen bedenklichen Nachrichten aus Böhmen kam nun im November noch das Erſcheinen des Kometen, um den Kaiſer zu ängſtigen, der ſich ohnehin, ſeit ihm Khlesl ſo unverhofft von der Seite geriſſen war, trübſeligen Befürchtungen hingab. Die Ärzte verordneten ihm, um ſeine Lebenskraft anzuſpornen, bald eine Luftveränderung, bald ließen ſie ihn purgieren, aber es blieb beim alten, nicht einmal das dünne Süpplein, das er durch ein Rohr einſog, ſchmeckte ihm mehr. Zuerſt verſchaffte es ihm eine gewiſſe Erleichterung, als im Dezember die fettleibige Kaiſerin plötzlich ſtarb; denn nun ſchien ſich die Drohung des

Kometen auf ſie bezogen zu haben; aber andrerſeits vermißte er ihr freundliches, unterhaltliches Weſen und verging vor Kummer und Langerweile in den Stunden, wo er ſonſt mit ihr beim Brettſpiel geſeſſen hatte. Auch verſchwand der unheilvolle prophetiſche Finger nicht vom Himmel, ſondern wies unverwandt auf ihn, das weltliche Haupt der Chriſtenheit, als welcher mitſamt ſeinen verübten Freveln vom Erdboden hinweg müſſe, vielleicht durch eine Sündflut ſondergleichen weggeſchwemmt.

Mansfeld lag, als Feldherr der böhmiſchen Stände, mit dem im Dienſte des Herzogs von Savoyen angeworbenen Heere vor der Stadt Pilſen, die ſich mit Berufung auf den Kaiſer geweigert hatte, die Prager Direktoren anzuerkennen.

Der Oktober war licht, lauter und überreich an Früchten, es fehlte nicht an Nahrung im Lager. Ein Häuflein Soldaten lagerte um die Geſchütze herum, die ſie zu bedienen hatten, und verſpotteten, nach der Mauer blickend, den Feind, der nicht treffen könne. Nur der Scharfrichter, hieß es, verfehle nie das Ziel, weshalb man glaubte, daß er im Beſitze von Freikugeln ſei. Mit dieſem hatte Mansfeld eine verhängnisvolle Begegnung gehabt: da er ſich nämlich einmal der Mauer allzuſehr näherte, ritt ein Leutnant dicht an ihn heran und bat ihn, ſich zurückzuziehen, damit ihn nicht der Scharfrichter, der auf der Wache ſei, aufs Korn nehme. Mansfeld, der ungern vor einer Gefahr zurückwich, rief zürnend nach der Mauer hinüber: Seid ihr ehrliche Bürger und Bauern, daß ihr an eines Scharfrichters Seite ſchießen mögt? worauf augenblicklich eine Stimme, nämlich die des Scharfrichters, zurück höhnte: Kämpft ihr doch gar unter einem Baſtard! Über dieſen Vorfall plauderten die bei den

Geſchützen, als ein junger Menſch namens Blaſius aus Graz prahlte, er fürchte den Henker nicht und wolle ſich kalten Bluts dicht an den Feſtungsgraben ſtellen und der Beſatzung auf der Mauer zutrinken. Die Kameraden ſchüttelten zweifelnd den Kopf, andere meinten, er ſei vielleicht feſt oder trage irgendein Amulett bei ſich, das ihn ſchütze. Er trage allerdings einen Georgentaler, ſagte Blaſius, aber er ſei bereit, denſelben vorher abzulegen, wenn die Kameraden nach glücklich vollbrachtem Wagnis drei Taler darauflegen wollten. Nachdem ſie über die Wette einig geworden waren, ergriff er einen vollen Krug, ging hurtigen Schrittes bis zum Graben und ſchwenkte ihn gegen die Mauer, wobei er herausfordernde Worte rief. Sofort rührte es ſich auf dem Wall, und einige Schüſſe fielen; Blaſius jedoch drehte ſich geſchickt auf den Ferſen um, bückte ſich, raffte eine Kugel auf, warf ſie in die Luft und verbeugte ſich wie nach einem gelungenen Kunſtſtück gegen die Stadt; dann ging er wieder dem Lager zu, wobei er Bedacht nahm, einen gemeſſenen Schritt einzuhalten. Der Zufall wollte, daß Mansfeld dazukam, als die Kameraden den jungen Wagehals glückwünſchend umringten; er lächelte beifällig und reichte ihm ein paar Dukaten, indem er hinzufügte, er habe gerade Geld aus Turin erhalten und ſei nicht gewohnt, das ſchwere Metall lange in der Taſche zu behalten.

Bei den Geſchützen wurde auf dieſen Glücksfall hin gewürfelt und gezecht. Schon drehte ſich die Ampel der Sterne im Schoße der Nacht, als ein Zank unter den Spielern entſtand, weil der Blaſius einen andern beſchuldigte, falſche Würfel untergemengt zu haben. Dieſer verteidigte ſich durch die Gegenbeſchuldigung, Blaſius habe trotz des Georgentalers noch irgendeinen Teufelszauber bei ſich gehabt, und jeder von ihnen hätte auf dieſe Weiſe den Mutigen ſpielen und den Ge-

winn davontragen können. „Wenn ich einen Zauber hätte," rief Blasius, „so brauchtet ihr nicht neidisch zu sein. Ihr könntet euch auch einen verschaffen, wenn ihr den Mut hättet." Wie sie nun in ihn drangen, das Geheimnis zu bekennen, er sich weigerte, sie ihn zwingen wollten, wurde der Streit toller, und die Raufenden kamen erst zur Besinnung, als Blasius erstochen war.

Geheul und Geschrei zog den Profosen herbei, der Miene machte, Hand an die Schuldigen zu legen, aber einlenkte, als ihm ein paar von Mansfelds Goldstücken in die Hand geschoben wurden. Er hatte früher in einer Türkenschlacht ein Auge verloren und pflegte über die leere Höhle kreuzweise zwei Streifen schwarzer Seide zu kleben; aus dem übriggebliebenen Auge schoß er jetzt einen schnellen Schlangenblick auf den ärgsten Raufer, wie um ihm ein Merkmal einzuätzen, und beschloß ihn bei der nächsten Gelegenheit, die nicht ausbleiben würde, zu hängen. Ein gleichfalls herbeigeholter Pfarrer bückte sich über den verscheidenden Blasius und hörte dessen geflüsterte Beichte: es habe ihm kürzlich eine Zigeunerin geweissagt, er werde nicht vor dem Feinde, sondern bei einem Zwist mit Freunden fallen, das habe ihn so kühn gemacht; verbotene Künste habe er nicht getrieben, sondern sterbe als ein guter Christ in Erwartung der himmlischen Seligkeit.

Trotz mehrmonatiger Belagerung war noch immer keine Aussicht, Pilsen zu nehmen. Die durch ihre Lage und vortreffliche Befestigung ohnehin für uneinnehmbar geltende Stadt erfreute sich eines tüchtigen Kommandanten, Fels von Dornheim, der ein gutes Einverständnis zwischen Bürgerschaft und Besatzung wahrte, so daß die Soldaten sich genügender Verpflegung erfreuten; das Belagerungsheer dagegen begann allmählich Not zu leiden und über Untätig-

keit und ausbleibenden Sold zu murren. Die Direktoren ſchickten noch immer kein Geld, ſondern ermahnten Mansfeld von Zeit zu Zeit, ſich entſcheidender Aktionen, durch welche Pilſen einigermaßen in extremis verſetzt würde, zu enthalten, denn der Kaiſer möchte eine ernſtliche Gefährdung der ihm ergebenen Stadt als rebelliſch und unreſpektierlich empfinden. Einmal erhielt er ſogar Befehl, die Belagerung aufzuheben und zog wirklich ab, jedoch um zurückzukehren, als bald hernach ein Gegenbefehl eintraf.

Fels von Dornheim hatte eine einzige Tochter, die mit einem Oberſten verheiratet war und die er herzlich liebte. Dieſe kam eines Tages zu ihm und klagte über ihren Mann, daß er ſie, ſeit ſie in Pilſen wären, vernachläſſige und übel behandle, daß er ein Liebesverhältnis mit einer von den Kloſterfrauen angeknüpft habe, die vor den Mansfeldiſchen in die Stadt geflüchtet wären und ſich hier die Zeit mit weltlichen Händeln vertrieben.

Dornheim ſtreichelte zuerſt das liebe Geſicht der Frau, die ihm glich, und tröſtete ſie ein wenig zögernd damit, daß das nun leider einmal die Weiſe der Männer ſei, und daß er ſich am erſten wieder zu ihr und ihren Kindern finden würde, wenn ſie geduldig zuwarte. Das habe ſie wochenlang getan, entgegnete ſie, ihr Lohn ſei aber geweſen, daß er ſie ins Geſicht geſchlagen hätte, als ſie ihm zum erſtenmal ſeine Untreue in gelinden Worten vorgehalten habe. Ihre ſchönumſäumten Augen flammten ſchwarz vor Zorn und Scham; lieber, ſagte ſie, als ſolche Schmach ferner zu ertragen, wolle ſie mit ihren Kindern an der Hand ins Elend wandern. Der Kommandant ging mit großen Schritten im Zimmer auf und ab, während er mehrmals zornig hervorſtieß: das iſt zu viel! das erleidet kein Dornheim! Dann legte er den dunklen Kopf der Tochter an ſeine Bruſt und

ſagte beſchwichtigend, er wolle ihren Mann zur Vernunft bringen, ſie ſolle ihm vertrauen; ſolange er lebe, ſolle ſein Kind nicht wie ein Bauernweib geſchlagen werden oder ins Elend wandern. Sie lächelte unter Tränen zu ihm auf, und ihr Blick verweilte zärtlich auf der feſten, breiten Geſtalt des Vaters und auf ſeinem blühenden, rotbraunen Geſicht, aus dem die Augen ſo herzlich und ſicher herausſehen konnten.

Die Unterredung mit dem Schwiegerſohn, die den Kommandanten nicht wenig beunruhigte, verlief bequemer, als er gedacht hatte, und ziemlich zufriedenſtellend; wenigſtens verſprach er, der vor Dornheim viel mehr Angſt hatte, als dieſer ahnte, Beſſerung in jeder Hinſicht, das ſchuldige Verhältnis mit der Verführerin, an der er kein gutes Haar ließ, abzubrechen und ſeine Frau mit gebührender Rückſicht zu behandeln. Eine Verſöhnung wurde zuwege gebracht, bei der der Mann weinte und ſchluchzte und die junge Frau blaß und verſchloſſen dreinſchaute. In ſeiner Freude lud Dornheim den Schwiegerſohn und einige andere Offiziere auf den Abend zu einem Bankett ein und trank mehr als gewöhnlich, während er ſich ſonſt, namentlich während der Dienſtzeit, eher durch Mäßigkeit auszeichnete. Doch war er beſonnen genug, um Mitternacht die Tafel aufzuheben; vor dem Zubettgehen, ſagte er, wolle er noch eine Runde um den Wall machen, er fühle ſich wach und nüchtern, als ſei er eben aufgeſtanden, ſetzte er fröhlich hinzu, indem er ſeine kräftige Geſtalt reckte. Von einigen Fackelträgern begleitet traten ſie den Rundgang an, bei dem Dornheim ziemlich feſten Fußes voraufging, während die anderen, berauſcht und ſchläfrig, ihm nachſtolperten. Sie waren bei dem ſogenannten Badehauſe angekommen, das ein Hauptziel der Belagerer war, als Dornheim ſtillſtand, weil er ein Ge-

räuſch gehört zu haben glaubte; es rührte von einem Arkebuſier bei den Mansfeldiſchen her, der auf dem Bauche bis an den Stadtgraben gekrochen war in der Hoffnung, etwa Gelegenheit zu einer kühnen Tat zu finden. In dem Augenblick, wo Dornheim, einem der begleitenden Soldaten die Fackel aus der Hand nehmend, ſich zum Graben hinunterbeugte, legte der verſteckte Schütze an und traf den feindlichen Kommandanten ſo gut ins Herz, daß er, nur noch einen einzigen Seufzer ausſtoßend, tot vornüber in die Tiefe ſtürzte.

Sein Schwiegerſohn wurde ſein Nachfolger; allein unter ſeinem launiſchen Regiment, denn er ließ bequemer Nachſicht unvermittelt bösartige Härte folgen, wurde die Mannszucht der Beſatzung locker, die Einwohnerſchaft ihrer überdrüſſig, und die Verteidigung fing an, dem Feinde allerlei Blößen zu zeigen. Da nun auch endlich von Prag aus Mahnungen an Mansfeld kamen, er ſolle Ernſt gebrauchen, ſchritt er zum Sturme und konnte in der Frühe des 22. November als Sieger in die eroberte Stadt einziehen.

Vor Pilſen erkrankte einer der reichſten böhmiſchen Standesherren, Albrecht Johann Smirſitzky, und ſtarb in ſeinem Hauſe in Prag, wohin er ſich hatte bringen laſſen. Er war mit der Prinzeſſin Amalie von Hanau, einer Enkelin Wilhelms I. von Oranien, verlobt geweſen, die den Bräutigam tief betrauerte und ihr Bild an einer Kette nach Prag ſchickte, damit es zu ihm in den Sarg gelegt werde. Der junge Mann, der ein wildes und liederliches Leben geführt hatte, war in ihren Augen ein Glaubensheld, da er ſich bei der Defeneſtration der katholiſchen Räte als einer der eifrigſten mit eigener Hand beteiligt hatte, und ſie hielt ſein Andenken heilig. Noch bevor ein Jahr verfloſſen war, heiratete ſie den nunmehr älteſten Sohn des Landgrafen von Heſſen-

Kaſſel, Wilhelm, dem ſie zwar nicht an Bildung, aber an Geſundheit und Tatkraft überlegen war, und der ſich ihr mit ganzem Herzen hingab.

Spät an einem Dezemberabend des Jahres 1618 in Straßburg begab ſich der Profeſſor der Geſchichte Matthias Bernegger mit ſeinen Schülern zum Münſter, um den ſeit einiger Zeit ſichtbar gewordenen Kometen zu betrachten. Bernegger hatte der Religion wegen ſeine oberöſterreichiſche Heimat verlaſſen müſſen und an der Straßburger Akademie eine Anſtellung gefunden. In ſeinem Hauſe, das ein fröhlicher Sinn und tätiger Geiſt belebte, wohnten ſtets einige Studenten, die liebevoll und dankbar an ihm hingen, nicht ſelten aber auch ihn ausnützten und betrogen. Dies pflegte ſeiner Liebe keinen Eintrag zu tun, wie er denn immer mit innigem Anteil von dem Schleſier erzählte, der lateiniſche Verſe aus dem Stegreif machte, zur Mandoline ſang und, wenn er ihm Geld abborgte, ihn ſo unſchuldig ſchelmiſch anſah, als ob er ihm im voraus zu verſtehen geben wollte, daß er es nie zurückgeben werde. Ebenſo von jenem Basler, der durchaus nichts lernte, ſei es daß er es nicht konnte oder daß er keine Luſt dazu hatte, aber ſeiner Frau in der Küche ſo anſtellig zur Hand ging, daß ſie nicht mehr ohne ihn fertig werden konnte, der freilich auch einen ärgerlichen Handel mit einer Dienſtmagd anſtellte, ſo daß Bernegger um ſeinetwillen bittenderweiſe bei den Ratsherren umherlaufen und bei Freunden eine Anleihe machen mußte, um den Schaden einigermaßen zu decken. Noch mehr Not hatte er mit dem von Küſſow, einem jungen Pommer, auszuſtehen, der ſich betrank und niemals bezahlte, und wenn Bernegger einen Zweifel ausſprach, ob er auch zu dem Seinigen kommen würde, ſtolz entrüſtet ſagte, er ſei von uraltem deutſchen

Adel, wolle lieber das Leben einbüßen als die Ehre und fordere jeden vor sein Schwert, der ihm zu nahe träte. Er war faul und begriff nichts, konnte aber gut rechnen und löste, wenn er nüchtern war, die längsten und schwierigsten Aufgaben so geschwinde, als ob sie ihm jemand einbliese.

Während der kleine Trupp, von einem Laternenträger geführt, durch die nebelerfüllten Gassen schritt, erzählte Bernegger von dem Kometen und seiner etwaigen Bedeutung. Viele glaubten, sagte er, ein Komet zeige insbesondere den Tod hoher Herren an, und nachdem kurz vor seinem Erscheinen der Erzherzog Maximilian, sechzigjährig, gestorben sei, habe man ja nun auch den Tod der Kaiserin Anna erfahren müssen, und von bedenklicher Leibesschwäche des Kaisers werde viel gefabelt. Andere bezögen die drohende Fackel mehr auf Krieg und Pest, und auch das könne ja nur allzuleicht eintreffen, da von gewisser Seite, nämlich von den Jesuiten, ungescheut zum allgemeinen Kriege aufgerufen werde, und der Krieg schon für sich eine Pest sei. Er wolle ihnen, seinen Schülern, aber nicht verhalten, daß einzelne, zum Beispiel der große Kepler, den er mit Stolz seinen Freund nenne, von solchen Andeutungen nicht viel hielten, indem Kepler auf alle Erscheinungen der Welt die physikalischen Gesetze angewendet wissen wollte, welche wohl Gottes Größe im allgemeinen offenbarten, nicht aber seinen Willen in bezug auf die menschlichen Geschicke im einzelnen. Er wies auf Keplers großes Werk von der Harmonie der Welt hin, wonach die ganze Welt mit Einschluß der Erde in sich zusammenhänge und durch sich bestehe; freilich wären dies alles gefährliche Wahrheiten oder gar nur Hypothesen, denen vorzüglich die Jugend sich nur behutsam nähern dürfe.

Unter solchen Reden gelangten sie bis dicht vor die plötzlich aus dem dunstigen Dunkel auftauchende Mauer des

Münsters, und indem Bernegger seine Herde überblickte, bemerkte er, daß der Pommer fehlte. Wo denn der von Küssow geblieben sei? fragte Bernegger erstaunt die anderen. Den lockten andere Sterne, sagten die jungen Leute lachend, er werde wohl in irgendein Seitengäßchen entschlüpft sein. Bernegger schüttelte seufzend den Kopf und sagte: „Hätte der junge Böotier nicht auf dem Heimwege davonlaufen können!"

Inzwischen hatte der durch ein Glockenzeichen herbeigerufene Turmwärter das Pförtlein geöffnet und versicherte während des Aufstiegs, daß der Himmel klar sei; der Nebel liege nur wie ein ausgebreitetes Laken über den Dächern. In der Tat empfing die aus dem engen Schacht auf die Plattform Tretenden der klare Raum, aus dem alles Trübe, Dunstige und Schwere ausgeschieden und in die Tiefe hinabgestoßen zu sein schien; neben sich sahen sie den schlanken Turm wie einen Speer in die diamantene Luft schweben. Bernegger lehnte sich an die Mauer und blickte ein wenig betäubt in das festliche Gewimmel der Sterne. Haben etwa doch diejenigen recht, dachte er, welche behaupten, es sei unerlaubt, natürliche Gesetze auf die göttlichen Geheimnisse anzuwenden? Ist es nicht Frevel von uns Zwergen, das grenzenlose Kleid Gottes ausmessen zu wollen? uns einzubilden, Gott, der ohne Anfang und Ende ist, der aus dem Nichts schafft, teile mit uns kurzlebigen Würmern dieselben Gesetze? Gleichzeitig dachte er mit Bewunderung des Mannes, der mit mächtigem Finger in das Flammenchaos ewige Linien schrieb, und es schien ihm, als könne Gott dem wagenden Geiste, der sich seinen Spuren nachschwang, um ihn zu erkennen, nicht zürnen.

Sich zu seinen Schülern wendend fragte er plötzlich, was denn nach ihrer Meinung den Menschen vom Tiere unter-

scheide? und erhielt zur Antwort, das tue der Gedanke. „Wohlan," sagte Bernegger, „mißtrauet immer denen, die euch abhalten wollen zu denken; aber vergeßt niemals, daß das Denken von Gott stammt und zu Gott führen muß." Dann zeigte er ihnen die Planeten, welche sichtbar waren, die Sternbilder und den Kometen, der seinen ansehnlichen Schweif quer durch die Milchstraße zog. „Gleicht er nicht", sagte er, „einem wütenden Stier, der blind in eine Herde fromm weidender Kühe hineinstürmt?" Verhoffentlich wäre dies Himmelsbild kein Vorspiel der Zukunft, sondern diente den streitenden Menschen zur Warnung, daß sie lieber die Rosse vor den Pflug schirrten und die Erde sich zum Nutzen pflegten und schmückten, anstatt sie durch ihre Hufe zerstampfen zu lassen.

Er habe immer gehört, sagte der Turmwart ein wenig mißvergnügt, daß die Kometen die notwendige Bestrafung der Menschen anzeigten und deshalb auch die Gestalt einer Zuchtrute hätten, welche Gott dräuend aushänge. Auch sei er überzeugt, daß zu keiner Zeit die Menschen mehr und gründlicher ein Strafgericht verdient hätten durch Bosheit, Lüge, Abgötterei und Ruchlosigkeit aller Art, so daß es ihn nicht wundernehmen würde, wenn Gott sie allesamt mit einem Staupbesen wie Sodom und Gomorra von der Erde fegen sollte.

Es sei im Plutarch zu lesen, erzählte Bernegger, daß vor der Verschüttung der Städte Herkulanum und Pompeji durch den Vesuv ein rotgeschwänzter Komet mehrere Monate am Himmel gestanden habe. Auch jetzt vernehme man wieder von einem Rumoren und Zischen im Innern des Vesuv, und sei es ja wohl möglich, daß die durch den Kometen in der Sternenwelt hervorgerufene Unordnung sich im Bauche des Erdplaneten spiegle.

Einer der Schüler bemerkte, daß Italien der Sitz des Antichriſt ſei, und die geweisſagte Kataſtrophe alſo füglich dort Platz greifen könnte, vielleicht ſtehe gar der Umſturz der päpſtlichen Tyrannei bevor.

Bernegger ſchüttelte den Kopf; Venedig habe den Stuhl des Papſtes wohl ein wenig ins Wanken gebracht; aber nun ſtehe er feſter als zuvor.

Die Böhmen ſeien doch aber in Aufruhr und wollten einen evangeliſchen König, ſagte der Schüler. Wenn ſich alle öſterreichiſchen Länder ihnen anſchlöſſen, ſo könne etwa noch von dort aus die gereinigte Kirche über ganz Europa wachſen.

Er möchte lieber wünſchen, ſagte Bernegger, das Feuer bliebe auf Böhmen beſchränkt, und man könnte, wie man bei Waldbränden zu tun pflegte, durch Ausroden ringsum eine Inſel aus dem Lande machen, von der die Funken nicht anderswohin überſprängen und zündeten. Schließlich aber könnten ſie auf alle Fälle Gott danken, daß ſie in der freien Stadt Straßburg wie auf einem glückſeligen Eiland ſäßen, hinter deſſen guten Mauern und Rechten man den Kriegsſchwall nur wie fernes Meerbrauſen höre.

In der Stadt Straßburg, murrte der Turmwart, ſei es auch nicht mehr, wie es ſein ſolle, wer die Augen offen halte, könne auch hier den leidigen Teufel durch die Gaſſen ſchwänzeln ſehen, und man müſſe ſich nur der Langmut Gottes verwundern, mit der er die gebührende Strafe noch immer verhalte.

Bernegger, der wußte, daß er als Ausländer und Reformierter in der lutheriſchen Stadt mißbilligt wurde, bezog dieſen Tadel nicht mit Unrecht auf ſich und ſchwieg ein wenig kleinlaut; aber er faßte ſich wieder und ſagte lächelnd, ſie wären ſich wohl alle mannigfacher Unvollkommenheit

und Übertretung bewußt, und so täten sie allesamt am besten, auf die Gnade Gottes zu hoffen, von welcher der Sternenbogen, der schon seit Jahrtausenden ungetrübt über der menschlichen Verworrenheit stehe, ein tröstendes Bild sei.

In der Mitte des Monats März wehte der Wind aus Süden und schien die Sonne so warm, daß die Ärzte dem Kaiser Matthias eine Ausfahrt empfahlen, von welcher er jedoch statt erheitert bitterböse zurückkam, so daß seine dünnen, von faltiger Haut umschlotterten Hände hin und her zitterten. Er pflegte nämlich bei Ausfahrten Zuckerwerk unter die Kinder auszuteilen, die seinem Wagen nachliefen, und als er nun aus dem Sack, den man ihm hingelegt hatte, ein Stück herausnahm, um daran zu lutschen, merkte er, daß es ein Kieselstein war und daß die ganze Tüte nur von solchen voll war. Es entstand ein Laufen unter der Dienerschaft, ein Koch schob die Schuld auf den Konditor, der es wieder auf seine Ausläufer ablud, und endlich wurde dem Kaiser gemeldet, es habe gerade an Geld gemangelt, und da sei der Gewürzkoch auf den Einfall mit den Kieselsteinen gekommen, weil es ohnehin nur für die heillosen Gassenbuben sei; er bitte nun aber demütig um Verzeihung und wolle sogleich aus seiner Tasche gutes echtes Zuckerwerk unter die liebe Jugend verteilen lassen. Das kleine zusammengeschnurrte Gesicht des Kaisers nahm wieder einen freundlichen Ausdruck an, indem er sich zufrieden erklärte, doch klagte er noch ein wenig über die böse Welt, mit der es nun schon so weit gekommen sei, daß man sogar die schuldlosen Kindlein betröge.

Am folgenden Tage blies der Föhn so stark, daß der Kaiser keine Ausfahrt wagen konnte, und er lag kläglich von Schmerzen geplagt in seinem Bette, von den Ärzten

vertröstet, daß sie mit dem verderblichen welschen Winde wieder vergehen würden. Zwei Räte statteten ihm Bericht von den Geschäften ab, wie sich der König Christian von Dänemark beschwere, daß der Graf von Schauenburg zum Reichsfürsten ernannt sei und sich obendrein Fürst zu Holstein nenne, was eine unleidliche Provokation für ihn als Herzog von Schleswig-Holstein sei. Ferner hielt sich der König über das Reichskammergericht auf, welches entschieden hatte, daß die Stadt Hamburg eine freie Reichsstadt sei, und ermahnte den Kaiser, den Übermut und die Anmaßlichkeit der hansischen Städte nicht aufkommen zu lassen, welche sich als eine selbständige Körperschaft gebärdeten und schweizerische und holländische Grundsätze ins Reich einführen wollten, wonach man denn die Fürsten ausstopfen und in die Raritätenkammer stellen könnte. Es wäre auch spöttlich für den Kaiser, daß sie sich hinter den edlen und hochberühmten Reichsadler wie hinter einem Meduſenschilde versteckten, ihn hernach aber gleichsam in den Hühnerstall sperrten, ihm die Federn ausrupften und kaum ein mageres Futterkorn gönnten.

Andrerseits beklagte sich die Stadt Hamburg, daß der König ihr ungewohnte Zölle abfordere, daß er in öffentlichen Erlassen den guten altdeutschen Elbstrom als den seinigen ungescheut bezeichnet habe, und daß er schließlich ihr gegenüber eine neue Stadt gegründet und mit großen Begünstigungen ausgesteuert, ihr also gleichsam als eine Falle auf die Nase gesetzt habe, um ihr das Futter wegzuschnappen. Die Stadt Hamburg hoffe, daß der Kaiser sie nicht so jämmerlich werde verschrumpfen und aussaugen lassen, um so mehr als sie Türken- und andere Reichssteuern stets pünktlich bezahlt habe, und nicht einmal ein Bauer seiner Kuh das Heu ausgehen lasse.

Der Kaiser sagte schmunzelnd, da wären zwei Enten, die an einem Frosch schluckten, und das beste wäre, keine bekäme ihn, da sie beide schon frech genug wären. Die Räte lachten und waren derselben Ansicht, doch meinten sie, daß der Däne als hochmütiger und unternehmender Fürst ganz besonders zu fürchten sei; sie hatten ein Mahnschreiben an ihn aufgesetzt des Inhalts, der Kaiser verwundere sich höchlich, daß der König von Dänemark so impertinent sein wolle, sich etwelcher Verachtung des heiligen Reiches zu unterstehen und den nordischen Meerstädten die uralte Handelsfreiheit zu verkürzen, welchen Schaden er verhoffentlich bald abstellte, da der Kaiser sonst zu solchen Mitteln greifen müßte, die der König nicht gern sehen würde. Den Schauenburger betreffend würde der Kaiser diesen eindringlich ermahnen, sich ungebührlicher fremder Titel zu enthalten, sich vielmehr in dieser und anderer Hinsicht wie ein ehrliebender deutscher Reichsfürst erfinden zu lassen.

Daß König Christian sich des Grafen von Oldenburg annahm, der den Erzbischof Friedrich Adolf von Bremen verklagte, weil er seit vielen Jahren mit seiner Schwester verlobt sei, aber die Heirat zu effektuieren sich beharrlich weigere, wodurch er und seine Schwester vor aller Welt verächtlich gemacht würden, betrachteten die kaiserlichen Räte nur als einen Umschweif des Königs, um den Erzbischof von seinem Erzbistum zu bringen, in welches er bekanntlich seinen eigenen Sohn einschlüpfen lassen wollte. Er habe denselben über und über mit Gold beschmiert, damit er desto besser durch das Pförtlein einginge, aber die Domherren, wenn sie auch davon abgriffen soviel sie könnten, hielten ihn doch sorglich auf der Seite, weil ihnen der dänische Hirtenstab zurzeit noch etwas fremd vorkäme.

Vielleicht, sagte der Kaiser, indem er über das ganze Ge-

ſicht lachte, wären dem König von Dänemark die Weiber ausgegangen, er ſolle ja ein Herkules in der Liebe ſein und wolle ſich ein neues Jagdgebiet im Reiche gründen.

Ja, ſagten die Räte unter anhaltendem Gelächter, der König ſei ſehr amoros und halte ſich auch für einen Adonis, ſehe auch dergleichen aus auf den Bildern, die ſein Geſandter bei ſeinem letzten Beſuch in Wien verteilt habe. Das Frauenzimmer in Dänemark ſolle übrigens ausnehmend ſchön ſein, nicht fett wie das hieſige, ſondern zart und blond, dazu verliebter Natur und treulos, weil ſie in ihrer Unmäßigkeit mit einem Manne nicht genug hätten.

Wenn Dänemark nicht ſo weit entfernt und nicht ketzeriſches Land wäre, möchte er wohl einmal dahin reiſen und dem König zu Hilfe kommen, ſagte der Kaiſer, während die beiden vor ſich niederſahen und kaum das Lachen verbeißen konnten.

Hierauf ſollte der Kaiſer noch die Mansfeldiſche Achtserklärung unterſchreiben; aber er war müde geworden und ſagte verdrießlich, es habe keinen Zweck, den Baſtard und Habenichts noch zu ächten, mit dem müſſe Buquoy auch ohne das fertig werden, wozu bekomme er denn das viele Geld, und ſo weiter. Die Räte hingegen ſagten, des Patent müſſe durchaus morgen angeſchlagen werden, baten flehentlich, der Kaiſer möge doch unterſchreiben und ließen ein Süpplein kommen, um ihn wieder zu erfriſchen. „Wir ſetzen ihn aus dem Frieden in den Unfrieden und erlauben ſeinen Leib, Hab und Gut Jedermänniglichem“ las der eine, während der andere dem Kaiſer eine Feder in die Hand gab und ihm die Stelle bezeichnete, wohin er ſeinen Namenszug ſetzen ſollte. Indem der Kaiſer ſchrieb, dem vor Schläfrigkeit die Augen zufallen wollten, lief etwas Speichel und Suppe über ſeine herabhängende Unterlippe auf die Ur-

kunde; er blickte errötend um ſich, wiſchte ſchnell und verſtohlen mit dem Ärmel ſeiner wollenen Nachtjacke darüber und ſagte kläglich, die Suppe ſei wieder ſo ſchlecht geweſen, niemand ſorge für ihn, ſeit dem Tode der Kaiſerin habe er keine einzige gute Schüſſel mehr bekommen. Noch ehe die Räte ſich entfernt hatten, war der Kaiſer eingeſchlafen und in ſeinen ſchweren Kiſſen und Federbetten faſt verloren. Angeſichts ſeiner Schwäche wurde ſein Ableben ſtündlich erwartet, aber es vergingen noch zwei Tage, bis er wirklich, das ungeduldige Warten Ferdinands und ſeiner Anhänger endlich krönend, verſtarb.

Es befand ſich damals ein Abgeſandter der holländiſchen Staaten in Prag, ein ruhiger, bedächtiger Mann, der, ſo behaglich man auch mit ihm plaudern konnte, über die politiſchen Fragen ſich nie recht ausließ, und ſelbſt bei Banketten, wo ein jeder ſich aufknöpfte, einer Schnecke gleich, die die Fühler einzieht, vorſichtig in ſich zurückkroch, wenn man ihn ausholen wollte.

„Wenn Ihr, meine Herren, betrachtet und nachahmt, was wir getan haben," ſagte er einmal, „ſo kann es Euch gewiß nicht fehlen. Wir haben vierzig Jahre lang wie ein Wall vor unſerm Hauſe geſtanden, und wenn einer gefallen iſt, iſt ein anderer in die Lücke getreten. Freunde haben wir nicht gehabt als das Meer, das wir wie einen Löwen mit Blut ſättigten, und das uns unſere Feinde verſchlingen half. Wir führten in einer Hand das Ruder, in der anderen das Schwert, waren Kriegsleute und Handelsleute zugleich, ließen uns Bettler und Krämer ſchelten und ſind frei und reich dabei geworden."

Ja, ſagten die böhmiſchen Herren, ihre Lage ſei nicht ſo günſtig, ſie wären kein Meervolk, könnten auch zu keiner

Eintracht kommen, weil bei der langen habsburgischen Herrschaft deutsche und böhmische Nation, katholischer und hussitischer Glaube nebeneinander aufgegangen sei. Die Städte wären selbstsüchtig und eifersüchtig, wollten für die gemeine Freiheit nichts tun und nichts geben, die Söldner wären ein habgieriges, ehrloses Volk, das sich ohne Geld nicht rührte. Man sollte zahlen und zahlen und könnte sich doch nicht selbst zugrunde richten.

Ob sie denn ihre Untertanen nicht bewaffneten? fragte der Gesandte. Ja, wer denn inzwischen ihre Güter bestellen sollte? war die Antwort. Freilich ließe hie und da einer seine Bauern zu Feld ziehen, aber im ganzen sei es nicht geraten, ihnen Waffen in die Hand zu geben, die sie leicht gegen den eigenen Herrn gebrauchen könnten. Den Bauern gehe es zu gut, darum wollten sie höher hinaus und zögen sich gern hinter den Kaiser, um unter seinem Schutze sich ihren Fronden zu entziehen. Der Kaiser drangsaliere zwar seine eigenen Bauern wie einer, bei den fremden aber spiele er den Schutzherrn; darum sei es eine bewährte Erfahrung, daß man mit den Bauern nicht gegen den Kaiser ziehen könne.

Nun, sagte der Gesandte, der den Auftrag hatte, die Böhmen auf alle Fälle bei der Kriegslust zu erhalten, die Hochmögenden Herren befänden sich zwar augenblicklich im Frieden mit Spanien und könnten sich nicht geradezu gegen den Kaiser einlassen, aber das Evangelium ließen sie doch nicht im Stich, wenn es anginge, und wären gottlob imstande, die gute Sache mit Geld zu unterstützen, wenn sie guten Willen und Ausdauer sähen.

Auf diese Vertröstung des geldmächtigen Holland taten sich die Böhmen viel zugute, doch unterließen sie nicht, sich auch nach anderer, tatkräftigerer Unterstützung umzusehen, die sie

hauptsächlich in einem geeigneten König zu finden hofften. Ein König, der Geld und Kredit hätte, meinten sie, würde ihnen mehr nützen als schaden, vorausgesetzt, daß sie seine Rechte in einem der Krönung voraufgehenden Vertrage tunlichst einschränkten. Die meisten von ihnen hielten eine aristokratische Republik mit monarchischer Spitze für die beste Staatsform, da namentlich in Kriegszeiten eine einheitliche Leitung vorteilhaft sei. Welcher Fürst für das Amt in Betracht komme, darüber gingen natürlicherweise die Ansichten auseinander. Graf Thurn und Graf Schlick, welche Lutheraner und deutscher Abkunft waren, stimmten für den Kurfürsten von Sachsen, weil er einer der mächtigsten evangelischen Fürsten und ihr Nachbar sei, vor allem aber, weil er mit dem Kaiser gut stehe, und derselbe sich nicht leicht mit ihm verfeinden würde. Die Kalviner dagegen, die bei weitem in der Mehrzahl waren, wollten lieber einen König ihres Glaubens und brachten den Kurfürsten von der Pfalz in Vorschlag, der eine weit mutigere und entschlossenere Politik verfolge als der Sachse und durch seine Verwandtschaft mit England und Schweden, sowie durch andere gute Verbindungen, mit den Staaten, der Union und der Schweiz, Nutzen bringen könne. Während diese beiden Fürsten zunächst noch kein Zeichen von Bereitwilligkeit verrieten, gab ein anderer große Geneigtheit zu verstehen: das war der Herzog von Savoyen, ein unruhiger, nach Vergrößerung trachtender Mann, der durch die Nachbarschaft mit Mailand oft in Streit mit Spanien geriet und als ein natürlicher Feind dieser Macht und Österreichs zu betrachten war. Er empfahl sich hauptsächlich durch fabelhaften Reichtum, der ihm zugeschrieben wurde, und wenn er auch katholisch war, so bekannte er sich doch als Feind des Papstes und behauptete, von Vorurteilen gegen Andersgläubige frei zu sein.

Die pfälziſchen Räte vernahmen von der etwa möglichen Wahl ihres Herrn auf den böhmiſchen Thron nicht gerne, der doch ein wenig allzu unſicher und gleichſam am Rande eines Vulkanes ſtand. Es war einmal nicht zu leugnen, daß Ferdinand bereits erwählter böhmiſcher König war, und vorauszuſehen, daß er nicht gutwillig einem andern Platz machen würde. Wurde er Kaiſer, ſo war es vollends eine heikele Sache für einen Reichsfürſten, ſeinem Oberhaupt im offenen Kriege entgegenzutreten, und verlor er leicht ſeine Bundesgenoſſen im Reiche. Nun hatten freilich nicht nur Pfalz, ſondern auch andere anſehnliche Reichsfürſten längſt beſchloſſen, diesmal die Kaiſerkrone vom Hauſe Habsburg abzuwenden; allein noch hatte man ſich nicht auf einen andern Kandidaten geeinigt, geſchweige denn daß ein ſolcher gewonnen wäre. Da von einem evangeliſchen Kaiſer doch abgeſehen werden mußte, die Kalviner ſich einen lutheriſchen auch nicht einmal gewünſcht hätten, zielte die pfälziſche Politik noch immer auf den wittelsbachiſchen Vetter, den Herzog von Bayern ab, und der Rat Camerarius reiſte eigens nach München, um die Stimmung des verſchloſſenen und vorſichtigen Herrn zu erforſchen. Jocher, des Herzogs erfahrenſter Rat, mit dem Camerarius verhandeln mußte, wußte genau, daß ſein Herr auf den Antrag der Evangeliſchen nicht eingehen würde; ſeine Aufgabe beſtand nur darin, ihre etwaigen geheimen Anſchläge in Erfahrung zu bringen und wenn möglich einen Vorteil für den Herzog herauszupreſſen, alſo zwar nicht anzunehmen, ſich aber den Abſchlag auch nicht gleich herauswiſchen zu laſſen.

Vertraulich erzählte Jocher, wie ſchon im vergangenen Jahre Ferdinand ihn um Hilfe angegangen und ihm Oberöſterreich habe verpfänden wollen, das ihnen ſeiner Lage

wegen natürlich anstehen würde. Sie hätten sich aber darüber noch nicht vernehmen lassen, denn es kaufe niemand ein Pferd, das ihm von selbst in den Stall liefe. Auch ohne das würde der Herzog sich jedenfalls gründlich bedenken, ob es rätlich für ihn sei, die Macht Österreichs zu stärken; denn er sei doch auch ein Reichsfürst, und die fürstliche Libertät, die durch Österreich und Spanien gefährdet würde, liege ihm wie jedem guten Deutschen am Herzen.

Hieran knüpfte Camerarius, zählte die Schäden auf, die der habsburgische Dominat dem Reiche gebracht habe, und mahnte, was für eine hohe Aufgabe es sei, und nur von einem klugen und mächtigen Fürsten wie Maximilian zu erfüllen, die alte Kaiserherrlichkeit wiederherzustellen.

Ja, sagte Jocher lachend, Kaiser und Reich ständen nicht gut in einem Ofen, wo eins aufgehe, schrumpfe das andre zusammen. Bei jeder neuen Wahl werde ein Stein aus der Kaiserkrone genommen und dafür ein Dorn eingesetzt, und so sei schon eine Dornenkrone daraus geworden, die einen doch nicht zum Heiligen mache, obschon sein Herr eine gewisse Anlage dazu habe. Auch Camerarius lachte und fragte, was für ein Herr der Herzog im täglichen Umgange sei? Ob er wirklich ein härenes Hemd trüge und sich geißelte, wie viele erzählten? Ob es in ganz München so streng und ehrbar zugehe wie am Hofe? Ob der Herzog wirklich nie mit Weibern zu tun hätte?

Jocher zog die Augenbrauen hoch und war augenscheinlich von Ehrfurcht durchdrungen. „Nichts dergleichen," sagte er; „der Mann würde ganz Bayern zu einem Kloster machen, wenn er Augen und Hände allerorten hätte. Aber Gott hat den Menschen aus Fleisch gemacht, das den Keim des Verderbens und der Fäulnis in sich trägt, und darf es nicht ans Licht, so wuchert es im Verborgnen." Laster und Ver-

gnügen sei schwer zu trennen, und es seien unter den Beamten viele, die sagten, wenn des Herzogs Vergnügen die Arbeit sei, so könne er das doch nicht von jedem voraussetzen und verlangen, besonders da es ihnen nicht zugute komme. Zuweilen führe er der Gesundheit wegen aufs Land, und bei Festlichkeiten wollte er, daß es hoch herginge, aber das Lustigsein zähle er herunter wie einen Rosenkranz oder säge es weg wie einen Klafter Holz.

Camerarius sagte, ihm gefielen die Menschen nicht, denen das Herz nicht einmal überlaufe. Für das Regiment möchte es freilich nützlich sein und besser taugen als die Natur seines jungen Herrn, der weder zur Arbeit noch zum Vergnügen die rechte Lust habe. Es sei immer, als ob er nur spiele oder noch nicht recht aufgewacht sei, und doch schliefe er bis in den hellen Tag. Übrigens sei er lieb und gut, trübe kein Wasser und nehme guten Rat an.

Jocher meinte, er sei ja auch noch jung, oft müßten die Jahre den Organismus erst ein wenig schütteln, damit alles an seinen Platz käme.

Das wäre zu wünschen, rief Camerarius; den feinen Verstand der Mutter hätte er, aber die Säfte wären träge, so wäre gewissermaßen ein gutes Mühlrad da, dem der Umschwung fehle, so daß das Korn ungemahlen bliebe. Zuweilen litte er auch an Melancholie, ließe sich aber leicht, namentlich durch das Söhnlein, zerstreuen.

Auch sein Herzog sei melancholisch, sagte Jocher, es habe aber nichts auf sich, sondern sei ihm angeboren, wie einer etwa dunkelfarbiger als andre auf die Welt komme. Eigentlich lachen könne er nicht, das gebe ihm aber gerade etwas Heroisches. Alles in allem sei er ein großer Fürst und keiner im Reich ihm zu vergleichen.

Darum eben, sagte Camerarius, scheine er zum Kaiser

bestimmt zu sein. Warum er denn die große Aufgabe nicht ergreifen wolle, für die Gott ihn geschaffen habe? Er sei der einzige katholische Fürst, für den die Stimmen der Evangelischen zu gewinnen sein würden. Und wie denn Jocher glaube, daß er seinerseits sich zu den Evangelischen stellen würde?

Jocher zuckte die Achseln. Die Gesetze würde der Herzog respektieren, sagte er. Aber da er Gesetz und Ordnung liebe, würde er kaum das Regiment in einem Reich zwiespältigen Glaubens übernehmen. Vielfältige Erfahrung lehre, daß dabei keine Ordnung möglich sei, schon wegen der geistlichen Fürstentümer. Ob die Kirche sich jemals gutwillig ihre Einkünfte würde entziehen lassen?

Der Knoten wäre leicht zu lösen, meinte Camerarius, wenn alle protestantisch wären. Dann gäbe es keine geistlichen Fürstentümer mehr, jeder Fürst sei unabhängig vom Papste, Herr im eigenen Lande, und zwischen Fürst und Kaiser herrsche kein Mißtrauen mehr.

Jocher wand sich vor Lachen in seinem Stuhle. In den katholischen Ländern, sagte er, herrsche nun einmal mehr Gehorsam, das sei erwiesen. Wo das hinaus wolle, wenn zuletzt ein jeder seine eigene Meinung hätte? Es sei viel besser und einfacher, wenn alle Evangelischen zur alten Kirche zurückkehrten, der Weg zum Stalle zurück sei immer leichter als hinaus. Ob Pfalz nicht den Anfang machen wolle?

Entrüstet sprang Camerarius auf und rief aus, da könne eher der Rhein zurück und in den Main fließen. Wer einmal die Freiheit geschmeckt habe, begebe sich nicht freiwillig wieder in die Dienstbarkeit.

Ach, sagte Jocher, das sei eine geschwollene Rede. Es sei doch im Grunde einerlei, ob man diesen oder jenen Katechis-

mus auswendig lerne. Ein geſcheiter Mann denke ſich dabei was er wolle, und inzwiſchen werde der Pöbel im Zaum gehalten.

„So gemütlich nehmen wir es nicht," ſagte Camerarius ruhiger. „Wenn es ſich tun ließe, wäre ich für meine Perſon es zufrieden; aber es läßt ſich nicht tun. Ich fürchte nur, daß wir über dieſem Streiten alle in die Servitut Spaniens geraten."

„Wir nicht," ſagte Jocher breitſpurig; ſein Herzog hielte die Augen offen. Und wenn er Kaiſer würde, täte er es gewiß, um Spanien einen Poſſen zu ſpielen.

Im Grunde war es den pfälziſchen Räten recht, daß das Projekt an Maximilians Abneigung ſcheiterte, wenn auch freilich kein anderer Kandidat vorhanden war, zu dem man mehr Vertrauen haben konnte; denn die Bewerbung des Herzogs von Savoyen war vollends eine verfängliche Sache. Als deren Verfechter erſchien Graf Mansfeld, vom Turiner Hofe kommend, mit einem gründlichen Memorial, in welchem ausgeführt war, daß das Haus von Savoyen von dem altdeutſchen Helden und Fürſten Wittekind abſtamme, pures, lauteres deutſches Blut führe und wegen dieſer Stammverwandtſchaft wohl zur Kaiſerwürde im deutſchen Reiche berufen ſei; wie er den Katholiſchen von Haus aus gefällig, auch den Proteſtanten wegen ſeiner Feindſchaft mit den Jeſuiten wert ſein müſſe, daß er glücklich im Kriege ſei und viel Geld habe.

„Ich meine," ſagte Chriſtian von Anhalt, nachdem das Memorial vorgetragen worden war, „wir könnten ſchließlich auch den Mogul von Perſien zum deutſchen Kaiſer machen. Mir ſollte es recht ſein, wenn es der Religion und der Freiheit zunutze wäre." Graf Solms ſagte, ein Kaiſer deutſcher Nation müſſe von deutſchem Blute ſein, und der

Herzog von Savoyen sei trotz Wittekind ein Welscher, so gut wie die Habsburger Spanier wären. Camerarius sagte auf Befragen, er halte nicht dafür, daß der Herzog von Savoyen bei der Wahl durchzubringen sei. Er werde den Kurfürsten im allgemeinen fremd und absonderlich vorkommen. Mansfeld entgegnete ärgerlich, der Herzog sei reich genug, um sich den Kurfürsten vertraut zu machen. Mit Geld, einem Schwert und festem Willen ließe sich leicht ein deutscher Kaiser machen. Freilich müsse man wollen und die Bedenklichkeit fallen lassen. Die Sache blieb aber gleich daran hängen, daß der Herzog ein Land im Reiche zu besitzen wünschte, um etwas Sicheres unter den Füßen zu haben, und dies mit äußerster Vorsicht erwogen werden mußte. Man fand, es sei besser, dem Herzog zwar nicht alle Aussicht abzuschneiden, aber auch nichts Bindendes von sich zu geben, sondern ihn mit Verhandlungen hinzuhalten. Wenn man ihn dahin bringen könnte, die gute Sache nur mit Geld zu unterstützen, so wäre das vorzuziehen. Demgemäß wurde wieder eine Gesandtschaft an den Hof von Turin abgeordnet mit dem Auftrage, den Herzog bei guter Gesinnung zu erhalten, ohne aber seinem Ehrgeiz eine Brücke ins Reich zu schlagen.

Um die Gesinnung des Kurfürsten von Sachsen wegen der böhmischen Thronfolge zu erforschen, begab sich Graf Joachim Andreas Schlick, der ein Jugendgespiele Johann Georgs gewesen war, nach Dresden und erlangte auch nach einigen Weiterungen eine Audienz. Der Kurfürst dachte zwar nicht im Ernst daran, die Krone anzunehmen, wollte sie aber auch nicht geradezu ablehnen, einerseits weil seine Stände größtenteils böhmisch gesinnt waren, sodann um sich dem Kaiser kostbar zu machen, der in diesem Streite

jedenfalls seiner Hilfe bedurfte. Er empfing deshalb den Grafen nicht allzu freundlich, und als dieser sich dreimal bis auf den Boden verneigte und darauf Gott anflehte, einen so großmütigen Herrn wie den Kurfürsten der Welt, dem Reich und der lutherischen Kirche zu erhalten, nickte er nur beiläufig, ohne den Blick von seiner Beschäftigung wegzuwenden. Auf einem vor ihm stehenden Tischlein nämlich lag ein Haufen sauber geputzter Gänseknochen, welche er auseinanderlas, ans Licht hielt und betastete. Nach einer Weile sagte er zu dem bescheiden wartenden Grafen, er gehe damit um, die Gänseknochen zu verwerten, denn bei einem fürstlichen Haushalt, an dem so viele Mäuler zehrten, müsse Sparsamkeit herrschen, davon hänge das Gemeinwohl ab; daran dächten freilich die adligen Herren nicht, die nur daherkämen, um zu fressen und zu saufen, und nicht fragten, woher es komme; ein gewisses Knöchlein, nämlich das Steißbein, werde verpulvert und komme dann in die Apotheke seiner Frau als ein vorzügliches schweißtreibendes Mittel, für die anderen habe er noch keine Verwendung, aber es werde ihm schon etwas einfallen.

Nachdem er die landesväterliche Fürsorge des Kurfürsten gepriesen hatte, sagte Graf Schlick, er habe als Bube auf dem Gänsebrustknochen blasen können, und wenn es der Kurfürst gestatte, wolle er ihm das Stücklein vormachen. „Ei der Tausend," rief Johann Georg, als Schlick ausgepfiffen hatte, indem er einen erstaunten Blick auf ihn warf, „ich hätte nicht gedacht, daß du ein solcher Teufelskerl wärest;" hieß ihn sich an seine Seite setzen und ihm das Experiment noch einmal gründlich zeigen. Schlick entschuldigte sich errötend, daß er dem Kurfürsten mit einer bescheidenen Kunst aus der Bubenzeit zu dienen sich unterstehe, es würde gar nichts daran sein, wenn der Kurfürst

nicht so gnädig und großmütig zuzuhören geruhe. „Ach was, Schlick," sagte Johann Georg, „eine blinde Henne darf auch einmal ein Körnlein finden, darum bleibt der Gockel doch Gockel," und lachte über diesen Spaß, daß ihm die Tränen aus den Augen liefen.

Nachdem somit ein vertraulicher Ton angeschlagen war, brachte Schlick das Gespräch auf die Politik, erzählte von den Kriegsvorfällen, was verfehlt und wie es hätte besser gemacht werden können, und daß die Kalviner mit ihrem tollen Dreinfahren den Karren nur immer tiefer in den Dreck zögen. So erlaubten sie jetzt ihren Bauern, ja ermunterten sie noch dazu, das Fest des Hus zu feiern, obwohl es der Kaiser streng untersagt habe und mit Recht, da es ein offenkundiger Heiligendienst sei. Er selbst habe den Budowec sagen hören, Hus sei ein Heiliger, weil er sie vom päpstlichen Aberglauben befreit habe, außerdem sei es für die Bauern gleich, ob sie diesen oder jenen Götzen anbeteten, wenn sie nur gehorchten; den wahren Gott, der Christen und Heiden miteinander erschaffen habe, könnten sie doch nicht erkennen. Bei diesen Leuten hätte es oft den Anschein, als ob Dr. Luther gar nicht oder umsonst gelebt habe.

Der Kurfürst schüttelte mißtrauisch den Kopf und fragte, was es denn mit dem Hus eigentlich für eine Bewandtnis habe. Nachdem er von Kaiser und Papst öffentlich verbrannt worden sei, schicke es sich nicht für einen treuen Reichsstand, einen solchen Malefikanten zu verehren. Ja, sagte Schlick seufzend, es sei eben die Eigenart der Böhmen, immer wider den Stachel zu löcken; wenn der prächtigste Hut vor ihnen läge, nähmen sie ihn nicht an, um lieber mit ihrer eigenen Narrenkappe zu schellklingeln. Aber, setzte er hinzu, sie fühlten jetzt wohl, daß sie sich nicht selbst aus dem Sumpfe

reißen könnten, und wenn ein weiser Fürst an ihre Spitze treten wollte, würden sie es ihm kniend danken.

Der Kurfürst überhörte diese Anspielung, war aber während der Tafel, zu welcher Schlick geladen war, sehr aufgeräumt, erzählte von dem Musikinstrument, das er erfunden habe, und warf dem Hofnarren, der hinter ihm am Boden kauerte, einen Gänsebrustknochen zu, indem er sagte, wenn er ihn rein abnage, solle er noch einen Flügel dazu bekommen. „Und wenn ich ihn aus Versehen auffresse?" fragte der Narr. „So bekommst du zwanzig Stockprügel und wirst einen Tag lang zu den Hunden an die Kette gelegt, weil du Knochen frißt wie ein Köter!" rief der Kurfürst unter dem Gelächter der Gäste. Als das Gänsebein blank war, schwenkte der Kurfürst es gegen Schütz, der die Tafelmusik leitete, und rief ihm über den Tisch zu, er habe ein Blasinstrument erdacht, welches besser töne, als die Flöte, die sein alter Heidenprinz Apollo geblasen habe; Schütz solle einmal herankommen und ihn, den Kurfürsten, die Notenschrift lehren, so wolle er ihm jedes beliebige Stücklein blasen, daß Schütz sich verwundern solle. Schütz trat in bescheidener Haltung an den Stuhl des Kurfürsten und sagte, die Noten seien zu harte Nüsse, als daß man sie so eins zwei drei zum Nachtisch knacken könnte; aber er sei überzeugt, der Kurfürst könne sich auch ohne Noten auf dem Gänseknochen recht hübsch hören lassen. Johann Georg wußte nicht recht, ob er diese Worte als Schmeichelei oder als Kränkung auffassen sollte, hieß Schlick spielen und sagte zu Schütz in verdrießlichem und spöttischem Tone, die Musikanten und die Apotheker bliesen sich gern auf, als ob sie eine geheime Kunst verständen; aber man wisse wohl, daß Mist und Dreck die beste Medizin wäre, und daß Frösche und Vögel schon zu Adams Zeiten Konzerte gegeben hätten.

Dann erzählte er, was ihn die Kapelle koste, was für liederliche Kerle die Sänger wären, daß sie geschmiert werden wollten wie kreischende Wagenräder, und wie überhaupt die Hofhaltung täglich kostbarer werde. Er lasse sich die Mühe nicht verdrießen, täglich selbst den Küchenzettel nachzusehen, dies und das zu streichen und darauf zu achten, daß die Überbleibsel gut verwendet würden. Auf diese Weise hätte sein Großvater, der weise Kurfürst August, Sachsen mächtig und ansehnlich gemacht, und dieser Tage sei es noch notwendiger aufzupassen, wo das neumodische französische Wesen einzureißen anfange. Da kämen schon seine kleinen Söhne, wollten seidene Strümpfe und wohlriechende Handschuhe und wohl gar französische Hofmeister haben und würden Schutz und Förderung bei ihrer Mutter finden, wenn er nicht allen miteinander dann und wann auf die Finger klopfte.

Graf Schlick, der dem Kurfürsten häufig mit dem Becher Bescheid tun mußte, brachte seine Gesundheit aus und rief laut, er fordere jeden vor sein Schwert, der behaupten wolle, es gebe einen weiseren, edleren und tapfereren Fürsten als Johann Georg und ein glückseligeres Land als das Kurfürstentum Sachsen, wobei ihm die Tränen über die Backen liefen.

Gegen das Ende des Gastmahls saß Schlick den Kopf in beide Hände gestützt und weinte geradeheraus. Ein solcher Fürst, schluchzte er, sei wie ein Leuchtturm am Meere, wenn es brauste und wütete, lasse er beständiges Licht aus und weise den Schiffbrüchigen das rettende Ufer. Wenn nur seinem Vaterlande in diesen bösen Zeiten ein solches fürstliches Licht erstrahlte, so brauchten sie nicht länger wie Waisenkinder ratlos von den wilden Wassern verschlagen zu werden.

Auch dem Kurfürsten fingen die Augen an überzulaufen, und er brüllte, wer von ihm sage, daß er seine Glaubensgenossen verlasse, der sei ein Hundsfott, seinem Jugendgespielen Schlick könne er nichts versagen, er habe ein Herz für alle seine Untertanen, nur die Kalviner wolle er ausrotten, denn sie seien Schelme und vom Teufel gesätes Unkraut.

Nachdem Graf Schlick noch eine Denkschrift eingereicht hatte, in welcher dem Kurfürsten, für den Fall daß er die böhmische Krone annähme, der Besitz der benachbarten Lausitz angepriesen wurde, auf welche er längst ein Auge geworfen hatte, begab er sich wieder nach Prag, um vom Erfolge seiner Reise Bericht zu erstatten. Im Hause des Grafen Wilhelm von Lobkowitz fand er auch den Grafen Thurn, der vom Kriegsschauplatz hereingekommen war, um Geld zur Bezahlung der unzufriedenen Söldner aufzutreiben. Lobkowitz blätterte mit niedergeschlagener Miene in dem neuen Kalender für das Jahr 1620, welcher kürzlich ausgegeben war, und in welchem eine böse Aussicht für die nächste Zukunft eröffnet wurde. Was ihn anbelange, sagte Schlick, so bringe er günstigen Bericht. Er sei vom Kurfürsten in langer Audienz empfangen worden und habe gute Vertröstung von ihm erhalten. Ein bestimmtes Versprechen habe der Kurfürst zwar nicht von sich geben wollen, habe aber fest zugesagt, daß er seine Glaubensgenossen nicht im Stiche lassen werde, desgleichen hätten ihm viele Standespersonen und gute Freunde versichert, sie hielten es mit den Lutherischen und nicht mit den Päpstlichen.

Ob es denn nicht an dem sei, fragte Thurn, daß der Hofprediger Hoë eine goldene Gnadenkette vom Kaiser erhalten habe, und daß der erste Rat Kaspar von Schönberg im vertraulichen Gespräch gesagt habe, der Kaiser könne wegen

des Kurfürsten unbesorgt sein, ihm schmecke ein Täublein, das der Kaiser ihm verehre, besser als ein Huhn, das er ihm aus dem Stall gestohlen habe.

Das sei nur ein Geschwätz, sagte Schlick, sie möchten es wohl mit dem Kaiser nicht verderben, aber sie hätten es ihm gegenüber an freundlichen Bezeigungen nicht fehlen lassen.

Lobkowitz schüttelte den Kopf und sagte, das möchte wohl gut sein, wenn nur der Kalender nicht wäre. Es wäre für Böhmen großes Blutvergießen geweissagt sowohl der Herren wie der Untertanen, weil man sich die Warnung Gottes durch den Kometen nicht zu Gemüt gezogen habe, sondern in den alten Sünden dahingefahren sei.

Der Komet habe doch nicht über Böhmen allein gestanden, sagte Thurn, die Schultern zuckend; in den sächsischen und österreichischen Ländern habe man ihn auch gesehen, soviel er wisse. Wenn Gott ihren Untergang beschlossen habe, so sei dagegen nichts auszurichten; einstweilen halte er es aber für das Beste, sich zu wehren und sich durch böse Zeichen nur desto mehr anspornen zu lassen.

Man könne doch aber auch in sich gehen und sich bedenken, meinte Lobkowitz. Vielleicht sei ihre Rebellion doch Sünde gewesen, und es sei ja noch Zeit, umzukehren.

Wie? rief Thurn aus, umkehren? Den Majestätsbrief und den Glauben und alle teuer erkauften Freiheiten preisgeben? Blut sei einmal geflossen, jetzt gelte es zu siegen, er für sein Teil wolle sich lieber in die Schlacht wagen, als in die Hände der rachsüchtigen Jesuiten fallen.

Auch Schlick war der Meinung, man sei zu weit gegangen, um noch zurück zu können, und wenn sie nur erst ein richtiges Haupt hätten, besonders wenn es der Kurfürst von Sachsen wäre, könne noch alles gut werden. Das große

Blutvergießen angehend, könne ja auch das Blut ihrer Feinde damit gemeint sein, und obwohl er für seine Person nicht blutdürstig sei, müsse man doch Gott schalten lassen und ihm Beifall geben.

Diese Aussicht ermunterte Wilhelm von Lobkowitz wieder, und die Verhandlungen nahmen ihren Fortgang, wobei freilich die Aussicht, den Kurfürsten von Sachsen zu gewinnen, bald schwand; denn da der Kaiser ihm für seinen Beistand, ebenso wie die Böhmen, den Besitz der Lausitz versprach, fiel auch diese noch in die Wagschale der altbewährten Politik, und über einige von seiner Frau angeregte Gewissensbedenken half ihm der Hofprediger Hoë hinweg, indem er ihm erklärte, ein guter altdeutscher patriotischer Reichsfürst müsse selbst diese zuweilen dem Reichsoberhaupt zum Opfer bringen.

Während der junge Kurfürst von der Pfalz in seine Frau noch immer sehr verliebt war, erregte sie oft den Unwillen seiner Räte und Geistlichen durch ihr undeutsches und unbedachtsames Betragen. Sie bediente sich nur der französischen Sprache, zeigte auch keine Lust, das Deutsche zu lernen, was vielen, trotz der Vorliebe für französisches Wesen, einer deutschen Fürstin doch nicht ganz anständig schien. In der Bibel wollte sie nicht lesen, denn die kenne sie nun, begnügte sich auch nicht mit Virgil oder Horaz, sondern unterhielt sich mit französischen Romanen. Besonderen Anstoß erregte es, daß sie einmal während des Gottesdienstes spazierengefahren war, ja man erzählte sich, sie habe einmal, als ihr der Finger geblutet habe, einen Wachsfinger in eine katholische Kirche geopfert, um zu versuchen, ob es helfe. Der Kurfürst ermannte sich nicht dazu, ihr deswegen Vorhalte zu machen, ja er ließ sich selbst, vorzüglich auf

Reiſen, mancherlei Mutwillen und Exzeß entſchlüpfen. Als er bei Gelegenheit eines Unionstages in Nürnberg war, nahm er mit der Kurfürſtin an einer Geſchlechterhochzeit teil, und da er beim Dunkelwerden gerade mit der Braut tanzte, ſagte er ihr, ſie wollten miteinander um die Kirche tanzen, das ſei pfälziſche Sitte, und führte ſie wirklich tanzend um die Lorenzkirche herum, nicht ohne einige Eiferſucht des Bräutigams und der Kurfürſtin.

In Nürnberg befand ſich damals in einer angeſehenen Familie ein weißer ſingender Fink, der als eine Rarität in der Stadt berühmt war, und da Eliſabeth neugierig war, ihn zu ſehen und ihn zu beſitzen wünſchte, erhandelte ihn Friedrich. Sie wurde ſeiner bald überdrüſſig, er hingegen brachte viele Stunden damit zu, ihn zu necken oder ihn pfeifen zu laſſen, trug ihn auf der Hand oder Schulter mit ſich herum und war untröſtlich, als er ſtarb. Sein Zimmer ſei ihm ohne den Vogel verödet, ſagte er, es ſei ihm recht, wenn es nach Prag ginge, damit er eine andere Welt ſähe.

Seine Mutter tadelte ihn, er könne wohl einen anderen Vogel bekommen, nicht aber ein anderes Fürſtentum, wenn er das ſeine verließe.

Er bekomme ja im Gegenteil ein neues, meinte Friedrich, und als verlautete, der Herzog von Savoyen gehe ernſtlich damit um, die böhmiſche Wahl anzunehmen, kam es ihm vor, als habe er ſich etwas Koſtbares aus der Hand gehen laſſen. Der Herzog von Savoyen hatte ein anſehnliches Projekt über die öſterreichiſchen Erblande, die nach erfolgter Abſchaffung der Habsburger verteilt werden ſollten, und zwar ſo, daß das Elſaß und die öſterreichiſchen Vorlande, nämlich der Breisgau, an Pfalz kämen; aber während die pfälziſchen Räte dieſen Zuwachs viel wünſchenswerter fanden als das entlegene Böhmen, verdroß Friedrich das Anerbieten,

das doch nur eine Lockſpeiſe ſei, um ihn von dem weit wichtigeren Böhmen abzulenken. Er wollte, daß die Böhmen vor dem unzuverläſſigen, falſchen und aufſchneideriſchen Savoyer gewarnt und ihnen hingegen die Vorzüge der pfälziſchen Wahl eindringlich vorgeſtellt würden.

Er und Eliſabeth ließen ſich oft von Anhalt die Herrlichkeiten Prags ſchildern, namentlich was er von der berühmten Kunſtkammer Kaiſer Rudolfs, ſeinen Kleinodien und Juwelen gehört und geſehen hatte. Dazu drängen, ſagten ſie beide, wollten ſie ſich nicht; aber wenn die Wahl Friedrich träfe, wollten ſie es als einen Fingerzeig Gottes anſehen und ihm folgen.

Die verwandten und verbündeten Fürſten, bei denen unter der Hand angefragt wurde, rieten ab und warnten, ſogar Moritz von Heſſen, welcher als einziger für die Annahme der böhmiſchen Krone ſtimmte, ſprach ſich nachdrücklich dahin aus, es könne nur geſchehen, bevor Ferdinand von Öſterreich Kaiſer ſei, Friedrich müſſe alſo zunächſt dazutun, daß die Kaiſerwahl verſchoben werde oder, falls dies nicht möglich ſei, daß Ferdinand nicht gewählt werde. Der Augenblick, ſich der Habsburger zu entledigen, ſei jetzt da, nie würde er vielleicht wiederkehren, die ihn jetzt nicht benützten, würden die Folgen zu tragen haben.

Unterdeſſen tat auch Ferdinand das Seinige, um zum Ziele zu kommen. Sowie Matthias im März, mitten aus den vergeblichen Verſöhnungsverſuchen mit den Böhmen heraus, geſtorben war, ſchickte er einen ſeiner vertrauteſten Diener, den Liechtenſtein, nach Bayern und an die geiſtlichen Höfe, um für ihn zu werben. Der Geſandte führte eine Schrift mit, in der Ferdinands beſondere Tauglichkeit zu einem römiſchen König und deutſchen Kaiſer auseinandergeſetzt war, wie er nämlich vor allen anderen Fürſten mit den

Tugenden der Sanftmütigkeit, Aufrichtigkeit, Holdseligkeit, Ehrbarkeit, Arbeitsamkeit, Erfahrenheit in Sprachen, Dexterität in Ratschlägen, Fazilität in Audienzen und vielen anderen ausgestattet sei. Dazu kamen mündliche Versprechungen, welche namentlich auf den Erzbischof von Trier, Lothar von Metternich, und seinen Familienanhang großen Eindruck machten, so daß dieser Fürst mit allem Nachdruck für die habsburgische Wahl eintrat. Viel schwieriger war es für Ferdinand, den Vetter von Bayern auf seine Seite zu bringen, der sogar, wenn er wollte, als ein Nebenbuhler und Mitbewerber auftreten konnte; denn diesem konnte er nicht, wie dem Metternich, ein halbes hunderttausend Gulden oder ein Gütlein anbieten, sondern mußte um vieles tiefer in die Tasche greifen, die noch dazu leer war. Mit einem guten Einfall trug sich Ferdinand schon seit längerer Zeit: daß er nämlich das schöne, einträgliche Land Oberösterreich an Maximilian, der schon ein Auge darauf geworfen hatte, verpfänden könne, indem er sich damit zugleich, da es wegen der Religion in vollem Aufruhr war, einer Sorge und Arbeit entledigte. Wenn er dann später mit Maximilians Hilfe Kaiser geworden wäre und Böhmen wieder unterworfen hätte, würde es ihm nicht an Mitteln fehlen, das Pfand wieder einzulösen, indem die Konfiskationen der Rebellengüter seine Kasse reichlich füllen würden. Dies Projekt mußte allerdings in großer Heimlichkeit betrieben werden, denn die oberösterreichischen Stände, die nichts von der bayrischen Herrschaft wissen wollten, hätten es gegen ihn ausnützen können, wenn sie vor der Zeit davon erführen. Auf einen eigenhändigen Brief Ferdinands, in dem er Maximilian an ihre alte Freundschaft mahnte und ihn aufforderte, den Bund der Jugend neuerdings zu gegenseitigem Flor und Prosperieren zu bekräftigen, antwortete

dieſer, er wolle zunächſt Oberöſterreich als Pfand annehmen, ſei auch bereit, Ferdinand in der böhmiſchen Sache zu helfen, wenn er ſich dadurch auch Feinde im Reich machte, es müßten aber zuvor noch einige Punkte feſtgeſetzt werden, über die er ſich ſchriftlich nicht auslaſſen könne. Was die Kaiſerwahl anbelange, ſo wolle er, Maximilian, ſich ihm darin nicht in den Weg ſtellen.

Den in Heilbronn tagenden Abgeordneten der Union redete Pfalz zu, daß die Kaiſerwahl, wenn denn ſchon die Habsburger in dieſem Turnier wieder ſiegen ſollten, wenigſtens verſchoben werden ſollte, damit das Vikariat länger dauerte und der böhmiſche Streit vorher zur Entſcheidung käme. Indeſſen namentlich die Städte äußerten ſich dahin, daß ſie eine längere Vakanz nicht gern ſähen und daß, wenn denn an einen evangeliſchen Freier für die Krone nicht zu denken wäre, das Haus Habsburg ſich immerhin durch die lange Gewohnheit empföhle. Auch eine Unterſtützung von Kurpfalz in der böhmiſchen Sache lehnten die Städte ab, weil ſie ſich in die Fürſtenhändel nicht miſchen wollten, bei denen ſie doch nur um das Ihrige kämen. Bei dieſem üblen Stande der Dinge wurde durch den Herzog von Zweibrücken, deſſen Bruder im Dienſte des ſchwediſchen Königs ſtand, auf dieſen als auf einen heroiſchen jungen Fürſten hingewieſen, der, wenn er in den Bund einträte, wohl in der Lage wäre, die evangeliſche Sache tüchtig zu ſekundieren. Derſelbe habe im Kampfe mit den Moskowitern und Polen ausnehmenden Kriegsverſtand und Tapferkeit gezeigt, dabei auch jene Mäßigung an den Tag gelegt, die die Größe des wahren Staatsmannes ausmache. Er, der Herzog, habe kürzlich in einem Flugblatt geleſen, wie eine Weisſagung des berühmten kaiſerlichen Aſtronomen Tycho de Brahe, die derſelbe beim Erſcheinen des Kometen im Jahre 1572 von ſich

gegeben habe, auf den König Gustav Adolf bezogen werde, daß nämlich, um die in jenem Jahre verübten Greuel der Bartholomäusnacht zu rächen, ein Held im Norden erscheinen und nach zweimal dreißig Jahren untergehen werde.

Des weiteren erzählte der Herzog von Zweibrücken, daß ihm soeben Bericht von einer wunderbaren Begebenheit aus Schweden gekommen sei: der junge König habe sich mit seinem Kanzler, dem durch seine Weisheit und Gelehrsamkeit bekannten Grafen Oxenstierna, in einem königlichen Schlosse aufgehalten, als am späten Abend Feuer ausgebrochen sei und nach Art dieses höllischen Elementes rasch um sich gegriffen habe, so daß alsbald das ganze Gebäude lichterloh gebrannt habe. Die beiden Herren hätten miteinander bei der Arbeit gesessen und der König daneben auf der Laute geklimpert, hätten keinen unzeitigen Schrecken gespürt, sondern sich schnurstracks aus dem Fenster geschwungen, wobei der König seinem Kanzler noch hilfreich beigestanden hätte. Nachdem sie so dem Feuer entronnen wären, hätten sie noch durch den Burggraben waten müssen, der voll Schmutz und Wasser gewesen sei, so daß es ihnen fast an den Hals gestiegen wäre, und als sie drüben angekommen wären, hätte der König auf sich selbst gescholten, weil er die Laute, die er bei der Flucht unwillkürlich in der Hand behalten, über sich zu heben vergessen hätte, und sie nun durch die Nässe verdorben sei. Der Kanzler hätte einen Schnupfen davongetragen, der König aber sei ganz unversehrt geblieben, worüber die Prediger in Schweden viel gepredigt hätten, und auch sein, des Herzogs von Zweibrücken Hofprediger hätte sich fein auf der Kanzel ausgelassen, wie der protestantische Held nunmehr durch Feuer und Wasser gegangen sei, um erprobt und geläutert, gleichsam als ein Erzengel den abgöttischen katholischen Drachen zu zertreten.

Trotz des großen Eindrucks, den diese Berichte von dem jungen Schwedenkönig machten, fehlte es nicht an Bedenken gegen ein etwaiges Bündnis: so wollten die Städte gehört haben, daß der König statt mit gutem gemünztem Gelde mit Kupfer zu zahlen pflege, weil dies schlechte Metall in den schwedischen Bergen überflüssig zu finden sei; bemerkten auch, daß Bündnisse mit auswärtigen Potentaten nach der Goldenen Bulle verboten seien und also zwiespältig und skrupulös zu unternehmen wären. Die Fürsten wollten sich darauf weniger einlassen, deuteten aber an, daß der König von Schweden zurzeit noch mit Moskowitern und Polen engagiert sei, auch mit dem König von Dänemark überquer stehen solle, mit dem man es, als mit einem schwerreichen, gewalttätigen Monarchen, der mit vielen Reichsfürsten verschwägert und selbst Reichsglied sei, nicht verderben dürfe. Inzwischen wollte man den jungen Herrn von Schweden nicht aus den Augen lassen und empfahl dem Herzog von Zweibrücken wie auch dem Landgrafen Moritz von Hessen, welche beide zu seiner Verwandtschaft gehörten, ein gutes Vernehmen mit ihm zu erhalten.

Ungehindert wurde nun die Kaiserwahl ausgeschrieben, und Ferdinand begab sich, nachdem er mit vieler Mühe und nachdrücklichen Pressuren das nötige Geld zusammengeborgt hatte, prächtig ausgerüstet nach Frankfurt. Gleichzeitig schleppte sich über die nach Frankfurt führende Landstraße ein schwerer, mit vier Pferden bespannter und von vielen Bewaffneten geleiteter Wagen, in welchem sich nebst zwei Offizieren und zwei Ratspersonen eine auf 140000 Gulden geschätzte Krone befand. Diesen bedeutungsvollen vergoldeten Wagen zu sehen war überall ein großes Zusammenlaufen des Volkes, und in Rotenburg, wo die Kutsche bei einbrechender Dunkelheit einzog, fiel es müßigen Leuten ein,

zu ihrer feſtlichen Begrüßung Raketen abzubrennen, welche gerade vor den Füßen der Pferde platzten und ziſchend in die Luft fuhren. Die erſchrockenen Tiere ſcheuten und bäumten ſich, worüber die Kutſche auf die Seite fiel, der Schlag ſich öffnete und die Krone in einen neben der Straße hinlaufenden Graben ſprang, ohne daß die ſelbſt übereinandergeworfenen Beiſitzer es hindern konnten; freilich konnte dieſer Vorgang nicht deutlich wahrgenommen werden, weil die Eskorte ſich ſofort mit gezogener Waffe zum Schutze um das ſo elend entblößte und ausgeſäte Reichskleinod aufſtellte.

Dieſer Unfall wurde zwar nach Möglichkeit verſchwiegen, erregte aber bei denen, die davon hörten, großes Bedenken, wie auch mehrere andere Unzuträglichkeiten, die anläßlich der Kaiſerwahl vorfielen, als üble Vorzeichen gedeutet wurden. So verfuhren die Quartiermeiſter, welche den Kurfürſten und ihrem Gefolge Herberge anzuweiſen hatten, ſo grob und unbedacht, daß ſie eine Wöchnerin, die erſt vor wenigen Stunden geboren hatte, aus ihrem Zimmer ſchafften, worauf ſie unaufhaltſam von ihrer wehklagenden Familie hinwegſtarb. Dadurch wurde der Frankfurter Pöbel noch mehr aufgereizt, der ſowieſo kein Herz für die Kaiſerſache hatte, weil bei der letzten Rebellion des Volkes gegen das Patriziat der Kaiſer für dieſes Partei genommen und die Empörer grauſam beſtraft hatte. Ferner ſollte Moritz von Heſſen, der ſich vorgenommen hatte, die Wahl des Erzherzogs Ferdinand auf irgendeine Art zu hintertreiben, als er zur Stadt hinaus mußte, denn es war Geſetz, daß alle Fremden, mit Ausnahme der Kurfürſten und ihres Gefolges, an den Tagen der Kaiſerwahl das Gebiet der Stadt Frankfurt verlaſſen mußten, bitterböſe Drohworte ausgeſtoßen haben; dieſes Fürſten notgedrungener Abzug erregte aber

nicht Teilnahme, sondern Schadenfreude des Volkes, weil er sich damals gleichfalls der Rebellion nicht angenommen hatte.

Das größte Aufsehen gab es, als am Tage nach erfolgter Wahl der Erzbischof von Trier, Lothar von Metternich, indem er aus seiner Kutsche aussteigen wollte, von einem Hunde ins Bein gebissen wurde und als ein Schwerverletzter in sein Bett getragen werden mußte. Er nahm es sich um so mehr zu Herzen, als er hauptsächlich die Wahl Ferdinands betrieben und zum Effekt gebracht hatte, und ihm nun dieser unverhoffte Hundebiß wie ein strafendes Gotteszeichen vorkommen wollte, weil er etwa um persönlichen Vorteils willen das Wohl des geliebten Vaterlandes zurückgestellt hätte. Daß es mit dem Hunde eine besondere Bewandtnis hatte, darauf deutete die Natur der Wunde, die nicht zuheilen wollte, wie auch daß man den Hund mit eingezogenem Schwanze davonlaufen und nachher gar nicht mehr gesehen hatte. Einige Ärzte äußerten die Befürchtung, der Hund möchte toll gewesen sein, was die Angst und Ratlosigkeit noch vermehrte. Nach allgemeiner Aussage befand sich ein gelehrter Jude in Frankfurt, der gegen den Biß toller Hunde ein geheimes Mittel kenne, aber der Kurfürst zweifelte, ob er sich von einem solchen dürfe behandeln lassen, und bot ihm viel Geld, falls er vorher zum Christentum übertreten wollte. Der Jude antwortete höhnisch, er sei dazu bereit, wenn der Kurfürst hernach aus Dankbarkeit den jüdischen Glauben annehmen wollte, so sei auf beiden Seiten nichts gewonnen und nichts verloren; Geld habe er genug, verlange auch keine Bezahlung für die Kur, die er nur vornehmen würde wegen des Vergnügens, einen so treuen Vasallen des Kaisers gesund zu machen. Hingegen gelang es, die Frau des Juden zu bestechen, daß sie ihrem Manne an

dem betreffenden Tage ein geweihtes, mit allerlei Sprüchen und Amuletten hergerichtetes Hemd anpraktizierte, in welchem er den Erzbischof ohne Schaden untersuchte, einsalbte, mit heilsamen Tropfen versah und so weit wiederherstellte, daß er nach Hause reisen konnte. Doch wurde der einst so schöne, majestätische und heitere Fürst die schwermütigen Gedanken nicht wieder los, befürchtete auch immer den Ausbruch der Hundswut und strafte sich selbst, daß er aus Sorge um sein gemeines irdisches Leben sich von einem Juden hatte kurieren lassen, der den Heiland gekreuzigt hatte.

Großes Ärgernis gab ein Mann, der in Tracht und Gebärden eines Quacksalbers während der Wahltage allerlei Gegenstände an die Meistbietenden verkaufte, worunter eine aus Blech verfertigte und mit buntem Glas verzierte Krone war; dieselbe war so nett und künstlich gemacht, auch würzte der Mann den Handel mit so gefälligen Späßen, daß er eine große Summe Geld damit erzielte. Der, welchem sie zugeschlagen wurde, band die Krone einem schäbigen Pudel auf den Kopf, der damit durch die Straßen lief, bis der Rat dem Unfug ein Ende machte, ohne aber der Schuldigen habhaft werden zu können. Der Verdacht fiel auf die in Frankfurt ansässigen Niederländer, die auch die letzte Rebellion angezettelt haben sollten, weil die reichen Bürger und Handelsleute sie wegen des Wettbewerbs und anderer Mißstände nicht leiden wollten.

Der nunmehrige Kaiser Ferdinand ließ sich alles dies nicht anfechten, sondern nahm die unter so großen Schwierigkeiten erfolgte Wahl als ein Zeichen Gottes, daß er wegen anererbter und angeborener Tugenden zum Weltregiment und namentlich zur Wiederherstellung der katholischen Religion auserlesen sei und ebenso wunderbar zum Siege über die Böhmen werde geführt werden. Zunächst reiste er zu

besserer Befestigung der Freundschaft und Abmachung gegenseitiger Vertragsleistung nach München, wo der Herzog den hohen Gast ehrenvoll empfing, ihm seine Residenz und Kunstschätze zeigte, sich aber in bezug auf die Geschäfte kaltherzig zurückhielt. Als Ferdinand ihm vertraulich sagte, wenn er nur wolle, so könnten sie miteinander das Unkraut der Ketzerei ausrotten, sie beide und sein Schwager in Spanien würden gleichsam eine irdische Dreieinigkeit bilden, der sich alles unterwerfen müsse, antwortete Maximilian, die Trinität sei ein himmlisches Mysterium, auf Erden habe jeder seinen eigenen Kopf und wolle seinen eigenen Futternapf. Auch Ferdinands weitere Erinnerungen, sie zwei hätten doch von jeher nur ein Herz und Haupt gehabt, auch hätten seine Mutter und Maximilians Vater sie oft ermahnt, wie Brüder zusammenzuhalten, veranlaßten ihn nur zu einer gemessenen Erklärung, er werde sich allezeit freundvetterlich und nachbarlich erweisen. Die Verpfändung von Oberösterreich betreffend, ließ er sich endlich näher heraus, sei ihm wenig mit einem aufständischen Lande gedient, das er erst mit vielen Kosten zum Gehorsam bringen und wieder abtreten müsse, wenn es ihm gerade einen Profit abwerfen würde. Wenigstens müsse er für seinen Aufwand einen gewissen Ersatz bekommen, und den könne ihm Ferdinand ja in der Weise leisten, wenn Pfalz wirklich die böhmische Krone annähme und dadurch die Acht auf sich zöge, daß er ihm den Vollzug derselben auftrüge und außerdem die pfälzische Kurwürde von der Heidelberger Linie auf ihn und seine Nachkommen übertrüge.

So hoch hatte sich Ferdinand den Preis, den Maximilian fordern würde, doch nicht vorgestellt und hielt seinen Schrecken nicht zurück; nicht nur sämtliche evangelische Reichsfürsten würden sich dawidersetzen, meinte er, sondern auch alle Kur-

fürſten und vielleicht ſogar der Papſt und Spanien, denn ein ſolcher Beſitzwechſel würde gemeinhin von niemandem gerne geſehen.

Dagegen ſagte Maximilian, wenn der Kaiſer es darauf ankommen laſſen wolle, Böhmen zu verlieren, ſo ſei das ſeine Sache, er könne ſeinem Lande die Laſten eines Feldzuges nicht aufbürden, wenn er nicht einer reichlichen Entſchädigung ſicher ſei. Wollten die Reichsfürſten ſich ſeines Vetters von der Pfalz wirklich annehmen, ſo ſei ja er da, um ſie zur Räſon zu bringen, er befürchte es aber nicht, Worte wären heutzutage billig wie Sand, Taten aber ſelten und koſtbar wie harte Edelſteine.

Von einer Jagd zurückkehrend ſaßen die beiden Vettern in einer Niſche des Schloſſes zu Grünwald über der Iſar, die ihre milchigen Wellen ſtürmiſch zwiſchen den die ſteilen Ufer lockig krönenden, ſanft hineinrauſchenden Eichenwäldern hinführte. Ferdinand lobte die ausgedehnten Forſte, die reiche Jagdgelegenheit und, zu einem gegenüberliegenden Fenſter tretend, die weißen Gehöfte eines Kirchdorfs, die wie Inſeln aus einem Meer golden wogender Äcker ragten; das Himmelsgewölbe ſtand rund wie eine tönende, kriſtallene Glocke über dem ebenen Hochland. „Der Boden iſt ſteinig," ſagte Maximilian, „Obſt und Wein trägt er nicht, aber Brot genug in Friedenszeiten." Das könnte ihn die Pfalz leicht koſten, bemerkte Ferdinand, ohne Krieg würde es dabei nicht abgehn. „Der Krieg ſoll viele Länder der anderen freſſen, ehe er an meins kommt," ſagte Maximilian ſtolz; „daraufhin wag ich es." Recht habe er, ſagte Ferdinand lachend, während ſie ſich zu einem Trunk Bier wieder in die Niſche ſetzten; den Allzubedenklichen gerate nichts. Es möge immerhin ringsum ein wenig krachen, in dieſen Fluren würden Rebhühner und Haſen nicht ausgehn, noch ihnen

die Luſt ſie zu jagen. Sie hätten ein gutes Gewiſſen und wollten ſich den frohen Tag nicht durch Sorgen um die Zukunft vergällen.

Nachdem die beiden Fürſten in der Hauptſache einig geworden waren, ſetzten die Räte einen Vertrag auf, in welchem der Handel mit Oberöſterreich, der Pfalz und der Kurwürde einzeln feſtgeſetzt wurde, nicht ohne gegenſeitige Verpflichtung, die äußerſte Heimlichkeit darüber zu bewahren.

Als der Kurfürſt von der Pfalz zum König von Böhmen erwählt war und trotz des Abratens ſeiner Mutter, ſeiner Räte und der Verwandtſchaft die Krone angenommen hatte, trat er mit ſeiner Gemahlin die Reiſe nach Prag an und wurde an der böhmiſchen Grenze von dem kalviniſchen Grafen Wenzel von Budowa und einigen anderen Herren empfangen, die ihm von da bis zur Hauptſtadt das Geleite gaben. Eines Tages kam die vergoldete Kutſche, in der Eliſabeth mit ihrem Söhnlein und einer Kammerfrau ſaß, aus einem Walde auf eine weite Lichtung, die im feſtlichen Sonnenfeuer der erſten Oktobertage brannte. Die Kurfürſtin, die es in dem feuchten Walde ein wenig gefröſtelt hatte, lehnte ſich fröhlich aus dem Wagenfenſter und rief aus, daß ſie an dieſer einladenden Wieſentafel eine Mahlzeit einnehmen möchte, worauf Budowa, der neben dem Wagen herritt, ſie einlud, ſein Gaſt ſein zu wollen, in einer Stunde werde ein ländliches Mahl gerüſtet ſein. Auf ſeinen Befehl hielten die Wagen, die ſeine Küche führten, und bald drehte ſich fettes Geflügel am Spieße über kniſterndem Reiſigfeuer, während anderswo blitzendes Silberzeug auf ſchwerem Damaſt gedeckt wurde und die kurfürſtliche Familie mit ihrem Gefolge ſich auf mitgebrachten Teppichen lagerte. Budowa wies dem fürſtlichen Paare einen ſpitzen Kirchturm, der ein paar Meilen

entfernt aus einer Mulde aufragte, erzählte, daß der Krieg dort gehauſt habe, daß das Dorf ausgebrannt und zurzeit noch verödet ſei, und zeigte die vertretenen Felder, aus denen geſchwärzte Strünke von Rüben und wüſte Halme ſtarrten. Zwiſchen dieſem Geſtrüpp bemerkte man plötzlich ein paar kriechende Geſchöpfe, die in der Erde wühlten, und in denen bei ſchärferem Hinſehen menſchliche Weſen zu erkennen waren; gerade in dieſem Augenblick wollte der Mann eine Wurzel oder einen Knollen zum Munde führen, als das Kind danach griff, worauf er es auf die Hand ſchlug und es kreiſchend zurückwich. Eliſabeth fragte erſtaunt, was für Wilde das wären, ſie hätte ſie zuerſt für Hunde oder Schweine gehalten. Budowa ſagte, es würden Bauern ſein, die der Krieg von Haus und Hof vertrieben hätte, dergleichen Geſindel triebe ſich jetzt viel umher, und er rief ihnen in böhmiſcher Sprache zu näherzukommen. Die Leute erſchraken und wollten davonlaufen, wurden aber von Budowas Dienern eingefangen und herbeigeſchleppt. Auf Budowas Befehl erzählte der Mann zitternd, ihre Hütten wären von Soldaten geplündert und verbrannt, ſie wären in die Wälder geflohen und nun ſchon meilenweit von zu Hauſe entfernt. In der Nähe befänden ſich Zigeuner, denen zögen ſie nach, weil ſie ihnen erlaubten, nachts an ihrem Feuer zu liegen, und ihnen auch hie und da etwas zu eſſen gäben; doch müßten ſie auch für ſie betteln oder ihnen ſonſt etwas mitbringen. Friedrich und Eliſabeth ließen den Leuten Geld reichen, und Budowa ſchrie ihnen zu, ſie ſollten niederknien und ihrem König und ihrer Königin danken.

Graf Solms, der mißtrauiſchen und düſteren Blicks dabeigeſtanden hatte, ſagte: „Gott verhüte, daß unſere Pfälzer Bauern einmal ſo den Pflug verließen, um Zigeunern nachzuſtreunen," und wendete ſich dann gegen Budowa mit der

Frage, warum man den Leuten nicht Vieh und Werkzeug gebe, daß ſie das Feld wieder beſtellen könnten. Er wiſſe nicht, wem dieſe gehörten, antwortete Budowa; es gebe Herren, die ſich nicht um ihre Untertanen kümmerten, außer daß ſie ihnen das Blut auspreßten, und die Bauern wären auch ſo geartet, daß ſie verwilderten wie das Vieh, wenn man ſie nicht ſtreng in Zucht und Ordnung hielte.

Das werde ſich nun alles beſſern, ſagte Eliſabeth; ſie möchte aber gar zu gern eine Zigeunerin ſehen und ſich die Zukunft von ihr auslegen laſſen. Sie hätte viel Wunderliches davon gehört und wolle wiſſen, was daran ſei. Ein paar jüngere Hoffräuleins kicherten und unterſtützten mit geflüſterten Bitten den Wunſch der Kurfürſtin; eine ältere Frau dagegen ſagte, man ſolle Gott nicht verſuchen, ſolcher Vorwitz könne verhängnisvoll werden, wie ihre Mutter ſelbſt erfahren habe. Dieſe ſei in ihrer Jugend am Hofe des Herzogs von Brieg geweſen, der etwas raſch und dem Trunke ergeben, ſonſt aber ein guter Herr geweſen ſei, und ſie habe einmal an einer Jagd teilgenommen, als man im Gehölz ein altes Weib angetroffen habe, das im allgemeinen Geſchrei geſtanden habe, als könne es das Zukünftige weisſagen. Der Herzog habe ſie angehalten und ihr befohlen, ihm etwas zu prophezeien, und wie er denn grobe Späße geliebt habe, habe er hinzugeſetzt, wenn ſie ihm nichts Gutes ſage, werde er die Hunde auf ſie hetzen und ihr bei lebendigem Leibe den Kopf vom Rumpfe ſägen laſſen. Da habe ihn die Alte feſt ins Auge gefaßt, mit einem weißen Stäblein ſein Bein berührt – denn er habe zu Pferde geſeſſen –, und langſam mit dünner, deutlicher Stimme geſagt: „Bruder, das nächſte Glas Wein, das du leerſt, wird dein letztes ſein.“ Der Herzog ſei darauf aſchenbleich geworden, als ob ihm ohnmächtig würde, ſo daß das Ge-

folge ihm beigesprungen wäre, und als man sich dann wieder nach der alten Hexe umgeblickt hätte, sei sie verschwunden gewesen. Von dem Tage an habe der Fürst mehrere Wochen still und eingezogen wie ein Einsiedler gelebt, so daß seine Gemahlin schon Hoffnung gefaßt hätte, er werde das Trinken ablegen; aber eines Morgens sei ein froher Mut über ihn gekommen, er habe sich festlich angekleidet und gerufen: „Möge kommen was da wolle, es muß einmal wieder gesoffen sein!“ habe Gesellschaft zu Tische bestellt und sich einen großen Humpen voll Wein bringen lassen. Kaum aber habe er ihn ausgetrunken und niedergesetzt, so sei zum Entsetzen aller Gäste die Farbe in seinem Gesicht erloschen und er tot umgefallen, ohne noch ein Wort zu sagen. Ob dies nun dem Laufe der Natur gemäß oder Zauberei gewesen sei, habe ihre Mutter dahingestellt sein lassen; das alte Weib aber hätte man endlich aufgegriffen und verbrannt.

Die Kurfürstin sagte lachend, um den Fürsten sei es immerhin nicht schade gewesen, und des Grafen Solms Tochter Amalie, ein kleines Fräulein mit klugem, blassem Gesicht, meinte, Leichtgläubigen und Abergläubigen sei leicht prophezeien. Budowa hatte schon Leute ausgeschickt, um eine Zigeunerin auszuspüren, und sie kamen mit einer an, als Elisabeth eben ihr jüngstes Kind an der Brust hielt und Friedrich den Erstgeborenen mit übriggebliebenem Konfekt fütterte; denn inzwischen hatten die Herrschaften das Essen eingenommen. Die Zigeunerin, ein altes, gelbes schmutziges Weib, kroch die Augen verdrehend an die Kurfürstin heran, ließ sich ihre gepuderte und mit vielen großen Ringen besteckte Hand reichen, drehte sie hin und her und betastete sie und rief plötzlich unter verzückten Gebärden aus: „Heil dir, Mutter von Königen! Mutter von

großen, mächtigen Königen!" was die Umgebung mit Heilrufen und Händeklatschen erwiderte. Elisabeth errötete vor Vergnügen und ließ ihre Hand der Alten, indem sie ihr bedeutete, noch mehr zu sagen. Diese, die nun kecker geworden war, hielt die weiße Hand dicht unter ihre Augen und sagte schmunzelnd und sich krümmend, sie sehe den Venusgürtel in dieser Hand, den Venusgürtel, in dem sich die Mannsleute fingen. Friedrich und Elisabeth lachten darüber, Graf Solms hingegen runzelte die Brauen, und Budowa suchte dem Auftritt ein Ende zu machen, indem er der Zigeunerin ein Goldstück zuwarf und sie mit sichtlichem Widerwillen hieß, die Hand der Königin fahren zu lassen und sich zu trollen. Das Weib raffte das Geld auf und machte Miene, sich zu entfernen, wobei sie aber einen suchenden Blick in die Runde warf, ob etwa noch jemand ihre Dienste wolle. Dabei blieb ihr Auge auf Budowa haften, und sie sagte sich aufrichtend, mit der Miene des Schreckens auf ihn deutend: „Wer bist du? Ich sehe einen blutroten Streifen rund um deinen Hals herum!" Der Graf erblaßte und griff unwillkürlich nach seinem Halse, während die übrigen ihn erschrocken anstarrten; nur das kurfürstliche Paar lachte, und Elisabeth meinte, er habe wohl eine Liebste, die ihn mit einem roten Schnürlein angebunden habe, um es zuzuziehen, wenn er ihr untreu werden wolle. Ja, er sei der Bettel wahrhaftig ins Garn gegangen, sagte Budowa ärgerlich, er hätte Lust, ihr nachzugehen und ihr das freche Maul zu schließen. Ei was, sagte Friedrich, eine wahrsagende Zigeunerin hätte so viel Redefreiheit wie ein Narr, es müsse ein jeder sehen, mit ihrem Spruch fertig zu werden. Unterdessen hatte Elisabeth einen Zweig von einer wilden Rebe mit rubinroten Blättern abgebrochen, zusammengeflochten und ihn dem kleinen Prinzen Heinrich

aufgesetzt, um den künftigen König zu krönen; der Kleine jedoch schien dies aus irgendeinem Grunde für einen Eingriff und eine Ehrenkränkung zu halten, riß den Schmuck aus den Locken, streifte die Blätter ab und schwang den Zweig wie eine Gerte, indem er seine Mutter herausfordernd mit flammenden Augen ansah. „Das ist ein rechter König von Böhmen!“ rief Budowa aus, „er will das Schwert führen, bevor er sich krönen läßt,“ und hob das leichte Kind auf seine breite Schulter, von wo es, seine Ängstlichkeit bezwingend, stolz lächelnd herabsah.

Nachdem die Krönungsfeierlichkeiten in Prag vorüber waren, trafen die rührigsten unter den kalvinischen Herren, an ihrer Spitze Wenzel von Budowa, allerlei Veränderungen und neue Einrichtungen; nämlich sie schafften die Frauenhäuser ab, deren im Schatten der Stadtmauern viele wucherten, gründeten Schulen und beredeten die Stiftung von Armenhäusern, insbesondere aber säuberten sie den Dom vom katholischen Gepränge, um eine ordentliche Gelegenheit für die kalvinische Predigt zu gewinnen. Es war ein frischer Dezembertag kurz vor Weihnachten, als Friedrich, von seinem Hofprediger Skultetus und Wenzel von Budowa begleitet, in das Münster eintrat, um zu sehen, wie weit sie schon gekommen wären, und um die Arbeiter durch sein persönliches Erscheinen anzufeuern. Das Gebäude sei schön, sagte er, indem er sich vergnügt umsah, aber es sei ausstaffiert wie eine Jahrmarktsbude, da müsse noch gehörig aufgeräumt werden. Ja, sagte Budowa, bis jetzt hätten die Arbeiter wohl gebetet; denn geschafft wäre noch nichts, und winkte einem Werkmeister, der die Aufsicht zu führen hatte. Derselbe kam sorgenvoll gelaufen und entschuldigte sich, die Leute trügen Bedenken, die heiligen Ge-

genſtände anzurühren. Und wohin ſie damit ſollten? Ob ſie in eine andere Kirche oder ob ſie in die Sakriſtei gebracht werden ſollten? Es ſei eine ſchwere Sache und ginge um die Seele. Einer der Arbeiter, ein kecker, ſtämmiger Mann, habe das Bild des heiligen Joſeph aus der Taufkapelle herunternehmen wollen, da habe es angefangen die Augen zu verdrehen und ſo zornig ausgeſehen, als ob es Flammen ſpie, worüber dem Manne vor Schrecken ſchwach geworden ſei und er den Arm nicht mehr habe rühren können wie ein Gelähmter. Friedrich lachte; Budowa ließ den Betreffenden vor ſich führen, betrachtete den breitſchulterigen, ſtiernackigen Menſchen mit ſtrengem Blick und befahl ihm, das Bild vor ſeinen Augen herabzunehmen. Der Mann ſchüttelte eigenſinnig den Kopf und ſagte, das tue er nicht zum zweiten Male, er habe Weib und Kind; er wolle wohl ſeine Schuldigkeit tun, aber nichts gegen den heiligen Glauben, denn dazu ſei er nicht verbunden. „Du biſt zu dem verbunden, was der König dir befiehlt," herrſchte ihn Budowa an, „und ſolange ich bei dir ſtehe, ſoll dich weder ein Teufel noch ein Götze behexen; wohl aber werde ich dich lahm ſchlagen, daß du deiner Lebtage kein Glied mehr rühren kannſt, wenn du Widerworte machſt!" Nun hob der Mann unter Budowas Augen das Bild herunter, vermied aber es anzuſehen und lehnte es ſo ſchnell er konnte verkehrt gegen die Mauer. Unterdeſſen hatte Friedrich ſeine Geldbörſe hervorgezogen und gab dem Manne, dem der Schweiß auf der Stirne ſtand, ein paar Münzen; das ſei für die ausgeſtandene Angſt und gegen die Einbildungen. Budowa ſagte, er wolle nun dem Volke Vernunft beibringen, ſtellte ſich auf die Stufen des hohen Chores, winkte die Arbeiter herbei und hielt mit dröhnender Stimme eine Anſprache: „Ihr bildet euch ein Glauben zu haben, aber

ihr habt nur Aberglauben. Gott ist in der Tugend, in der Bescheidenheit und im Gehorsam, nicht aber in Holz und Leinwand. Eine Holztafel, die mit Farbe bemalt ist, hat so wenig mit Gott zu tun wie eure Nase mit der Kirchturmspitze. Würdet ihr weniger trinken und mehr nachdenken, so würdet ihr Gott besser erkennen. Macht jetzt ein Feuer an und werft alle Bilder, Flitter, Kränze, kurz allen überflüssigen Kram, der hier herumhängt, hinein, denn es ist weiter nichts als Unrat. Ihr könnt euch zugleich daran wärmen und euren Brei darüber kochen. Führt ihr die aufgetragene Arbeit im Dienste der Obrigkeit gut aus, so dient ihr Gott mehr als mit Kreuzschlagen, Knien und Widerspenstigkeit."

„Das prasselt wie ein Feuerwerk," sagte Friedrich im Weitergehen. „Ihr könnt mit meinem Skultetus um die Wette predigen." Dieser sagte, ein wenig säuerlich lächelnd, es sei ja bekannt, daß der Graf es an Gelehrsamkeit mit jedem Theologen aufnehmen könne; worauf Budowa lachte und entgegnete, seine Gelehrsamkeit würde ihm hier nichts geholfen haben, mit dem niederen Volke müsse man nach seinem Verstande reden. Er kenne sich darin aus, denn er pflege seinen Bauern oft zu predigen und sie im Glauben zu unterrichten.

Jetzt meldete ein Junker Friedrich, daß die Schlitten bereit seien; denn es sollte an diesem Tage eine Schlittenfahrt unternommen werden. Budowa und Skultetus blieben zurück und versprachen, ein Auge auf den Fortgang der Arbeit zu haben, damit am folgenden Tage, als an einem Sonntage, das reine Gotteswort vor dem Könige laut werden könne.

In der Dunkelheit kamen die Schlitten im langen Zuge klingelnd zurück; an einem jeden waren Fackeln befestigt,

von denen fliegendes Licht auf den Weg tropfte, das den Schnee in roſigen Sternen erblinken ließ. Der König war von der kalten Luft müde geworden und ſchlief, an ſeine Gemahlin gelehnt, die mit einem Kammerherrn in franzöſiſcher Sprache plauderte; er wachte erſt auf, als der Schlitten mit einem Ruck vor dem Schloſſe anhielt. Nachdem er ſich erfriſcht und ausgeruht hatte, ging er noch in den Dom, um nachzuſchauen, ob alles in Ordnung ſei. Dort war Geſchrei und Bewegung; unter dem ſteinernen Himmel ſchwankten an langen Stangen befeſtigte Lichter um ein ungeheures hölzernes Kruzifix, das von der Mitte des Triumphbogens niederhing, und die dröhnende Stimme Budowas ſchalt widerhallend durch die Finſternis. Den Hauptgötzen hätten ſie ihm zum Trotze hängen laſſen, rief er, die faulen, trotzigen und feigen Baalsknechte. Ob das Gottesdienſt ſei, dieſen geſchnitzelten Kadaver anzubeten? Dabei entriß er, der auf einer Leiter ſtand, einem der unten ſtehenden Männer den Hammer und hieb damit gegen das grauenvolle Antlitz des im Todeskrampf erſtarrten Schmerzensmannes. „Das iſt häßlich," ſagte Friedrich, der hinzugetreten war und hinaufblickte, „wir wollen den Greuel an dieſer Stätte nicht mehr leiden." Während Budowa mit Äxten und Stricken eifrig hantierte, drängten ſich viele Arbeiter aus der Kirche, andere lagen, ſich bekreuzend, auf den Knien. Die Damen und Herren, die ſich Friedrich angeſchloſſen hatten, ſahen neugierig zu, und die Damen ſchrien zuweilen hell auf und deckten die Hände über die Augen. Plötzlich ächzte das Holz und ſchlug auf den Steinboden mit furchtbarem Krachen, dem ein vielſtimmiges Geſchrei im Inneren und wie ein Echo außerhalb des Domes folgte. In dem betäubenden Gepolter hatte man einen durchdringenden Jammerlaut unterſchieden, und es zeigte ſich, daß das

stürzende Kreuz einen Mann getroffen hatte, der nun bewegungslos unter dem einen der gewaltigen Holzarme lag, aber noch atmete. Man solle ihn heimtragen, sagte Budowa kurz, warum hätte er auch so vorwitzig sein müssen. Man solle aber die Sache nicht ausschreien, es werde schon übergenug davon geschwätzt, er werde sich nach dem Manne umsehen.

Als alle den Dom verlassen hatten, schloß Skultetus selbst das Portal ab. Von den Arbeitern und dem angesammelten Volke gingen viele in das nächste Wirtshaus, wo der Mann schon saß, der das Bild des heiligen Joseph hatte abnehmen müssen. Er war bereits vollständig betrunken und kam nur zuweilen zum Bewußtsein, um den Wirt zu rufen, weil sein Humpen geleert sei. Er solle nun aufhören und heimgehen, sagte der Wirt und erklärte auch den Neuankommenden, der Mann habe genug, er sei voll wie ein Schwein. Solange er zahle, lallte der Mann, müsse der Wirt ihm zu trinken bringen, andere mischten sich hinein und rieten teils wie der Wirt zum Heimgehen, teils unterstützten sie ihren Kameraden und munterten ihn zum Weitertrinken auf. Das Sündengeld müsse vertrunken sein, heulte der Mann, er habe die Hölle im Leibe und müsse löschen. Die Leute sahen sich bedeutsam an, sprachen von allem, was sich im Dome begeben hatte, daß Blut am Kruzifix heruntergeflossen sei, weil Budowa den Heiland ins Gesicht geschlagen habe, und daß es unter Türken und Tataren nicht schlimmer zugehen könne. Die Kalviner seien keine rechten Christen, und man hätte sich nie mit den Deutschen einlassen sollen. Der Betrunkene, der wieder eingeschlafen war, fuhr plötzlich schnarchend in die Höhe, griff in die Tasche und sagte, das Sündengeld sei dahin, er fühle sich nun wohler und wolle heimgehn. „Wie willst du heim-

gehn, du Schwein," ſagte der Wirt, „da du kaum auf allen vieren kriechen kannſt!" Ein paar Männer ſtanden auf und ſagten, ſie wollten ihm auf die Beine helfen, und griffen ihm unter die Arme. Unter Gelächter brachten ſie ihn in die Höhe und ermunterten ihn zu gehen; er hielt ſich am nächſten feſt und ſagte, das Zimmer drehe ſich um ihn herum, er müſſe ein Glas Wein haben, ſonſt getraue er ſich nicht weiter. Während ein Schenkmädchen lief und das Verlangte holte, gab ihm einer einen Stoß, um ihn in Gang zu bringen; das Gelächter verdoppelte ſich, als der ungeſchlachte Körper ins Wackeln kam, mit den Armen um ſich griff, taumelte und, bevor man ihm beiſpringen konnte, vornüber auf den Boden fiel. Da es ſich zeigte, daß der Mann tot war, hieß es, das ſei der Finger Gottes und die Strafe dafür, daß er ſich für Geld an einem Heiligen vergriffen habe, ſie hätten ihn gewarnt und vorausgeſehen, daß es nicht gut enden würde. Das Wirtshaus füllte ſich nach und nach mit den Angehörigen des Mannes und vielen Neugierigen. Er ſei von Gottes Hand erſchlagen, erzählten diejenigen, die es mit angeſehen hatten; es ſei nicht anders geweſen, als wenn ein Blitz vom Himmel in einen Baum einſchlüge und ihn fälle. So ſei es gewiß auch Gottes Wille geweſen, ſagte der Wirt, daß er ſo viel hätte trinken müſſen, es reue ihn, daß er mit dem armen Sünder harte Worte geredet hätte. Er hätte ihm nicht getraut, weil er lutheriſch geweſen ſei, nun ſehe er aber, daß man alles Gott anheimſtellen ſolle. Nein, der Mann ſei ganz recht geweſen, bemerkte ein anderer; im lutheriſchen Glauben ſei er nun einmal aufgezogen geweſen, aber er habe vor den Heiligtümern die Knie gebeugt und ein Kreuz geſchlagen, wenn die andern es getan hätten; und er würde ſich nicht an den Bildern vergriffen haben, wenn der Budowa ihn nicht gezwungen hätte.

Es war kurz vor Mitternacht, als der Küster des Domes außer Atem gelaufen kam und erzählte, er habe ein schreckliches Zeichen und Gesicht gesehen, und er sei gewiß, es stehe Krieg und Pest bevor, wenn nicht der Jüngste Tag im Anzuge sei. Als er vor einer halben Stunde aus dem Kloster gekommen sei und habe heimgehn wollen, habe er die Fenster des Domes erleuchtet gesehen, so daß er gedacht habe, es werde noch darin gearbeitet. Über diesen Frevel erschrocken, habe er an alle Türen gefaßt, aber sie wären fest verschlossen gewesen, und keinen Laut hätte er vernehmen können. Am liebsten, sagte er, wäre er davongelaufen; aber er hätte sich ein Herz gefaßt und wäre an einem der Holunderbäume, die um den Chor herum wüchsen, hinaufgeklettert, bis er durch die Fenster in das Innere hätte hineinsehen können. Da hätte ihn Entsetzen erfaßt, und er hätte so gezittert, daß er sich kaum an den Zweigen des Baumes hätte halten können: die ganze Kirche sei voll Blut gestanden, das sei alles des Heilands Blut gewesen; unter dem Gewölbe habe sein Leib gehangen, und aus den tiefen Furchen seines Gesichtes sei Blut herabgeronnen, und sein Mund und seine Augen wären wie Brunnenröhren gewesen, aus denen das Blut dick hervorgeschossen sei.

Nachdem die Zuhörer sich von ihrem Schrecken gefaßt hatten, wollten sie das Wunder auch sehen, aber der Wirt hielt sie ängstlich zurück; wenn Feuer im Dome sei, könne es sein Haus ergreifen, sagte er, indem er ängstlich nach der Kirche hinüberblickte, deren steile Mauerterrassen in gleichförmigem, schwerem Dunkel lagen. „Seht," sagte der Küster, „es ist wie ausgeblasen. Wenn es etwas Natürliches gewesen wäre, hätte es nicht so verschwinden können." Erst als die Nacht sich zerstreute, gingen die Leute verfroren und übermüdet nach Hause.

Am folgenden Tage predigte Skultetus im Dome, der in aller Frühe von den Spuren der gestrigen Arbeit gesäubert war. Wie der kleine hagere Mann, auf der Kanzel stehend, sich in dem erhabenen Raume umsah, reckte er sich unwillkürlich und blähte die Brust auf; denn es war ihm, als schwebe er über der erschaffenen Erdkugel, und seine Worte würden von der Unendlichkeit verschlungen werden. Hingegen tönte seine Stimme, als ob er in eine Posaune bliese, so daß er selbst vor dem Schall schauderte. Er sagte: Gottes Allmacht hat mich erfaßt und hierhergetragen, damit ich die Wahrheit verkündige. Gott wollte, daß das Reich der Finsternis aufhöre, und daß die Werke der Finsternis zerstört werden. Dies war das Nest, wo die geschwollene Nachtbrut der Mönche und Jesuiten trotzte, das ist Aberglauben, Tücke, Wut und Zerstörung. Heil uns, der Herr hat gerichtet! Das Licht, das da heißt Vernunft und Wahrheit, fährt stürmisch herauf, und Krähen und Eulen, wie schwere Dämpfe auf dem Bauche kriechend, sausen von dannen.

Friedrich und Elisabeth waren zum Gottesdienst feierlich geputzt, er in einem schwarzen, sie in einem weißen mit Diamanten besetzten Gewande. Er trug eine mit einem besonders großen Diamanten besetzte Agraffe nebst Reiherbusch am Barett, sie eine ebensolche im Haar, am Hals und in den Ohren trug sie Gehänge von Perlen. Es verdroß sie ein wenig, daß viele von den böhmischen Damen in viel reicherem Schmuck erschienen als sie, was sie auch schon auf den Bällen bemerkt hatte, und sie stellte Friedrich vor, daß dies ein Unfug sei, dem er steuern müsse. Die Königin, sagte sie, müsse sogleich am reichsten Schmucke kenntlich sein, und es würde niemals Ordnung und Anstand in einem Lande herrschen, wo die Vasallen schönere Kleider trügen

als die Herren. Friedrich sagte entschuldigend, daß er noch ein wenig hinhalten müsse, bis er in Böhmen recht stabiliert sei; sitze er erst einmal fest auf dem Throne, so wolle er einen größeren Schatz von Juwelen anschaffen, wie er ihrem neuen Stande gebühre. Böhmen sei ja ein reiches Land und könne seinen König gebührlich ausstatten, auch hätte er den Eindruck, daß die Untertanen es an nichts fehlen lassen würden, es wären ihnen ja schon stattliche Geschenke überreicht worden. Feine Lebensart hätten die böhmischen Weiber doch nicht, und müßten also darin sowie an Schönheit hinter ihr zurückstehen.

Die Zeit verging Friedrich zunächst schnell und angenehm, da er nach Brünn und Breslau reisen und die Huldigung der Mähren und Schlesier in Empfang nehmen mußte. Unterdessen regierten in Prag Christian von Anhalt, der Gouverneur, und die Räte der Krone, unter denen Wenzel von Budowa mit einigen andern das Wort führte. Unter seinen Briefschaften fand Anhalt eines Tages eine Bittschrift von Bauern, welche die Aufhebung der Leibeigenschaft verlangten, und nach einigen Bedenken entschloß er sich, dieselbe dem Rat vorzulegen. Er könne darüber nicht entscheiden, sagte er, weil er mit den Verhältnissen in Böhmen nicht vertraut genug sei; allein es komme ihm vor, als würden die Bauern hierzulande über Gebühr geplagt, und er halte es für gefährlich in Kriegszeiten, wenn der Landmann seiner Herrschaft nicht anhänglich sei und etwa gar dem Landesfeind zulaufe, anstatt seine Scholle zu verteidigen.

Die Sache sei so, sagte Budowa: für die Bauern hätte ihr jeweiliger Herr einzustehen, und wenn der der guten Sache anhänge und sie in rechter Zucht halte, würden die Bauern auch ihre Schuldigkeit tun, soweit sie könnten. Frei-

laſſen könne man die Bauern nicht, denn das verdienten und vermöchten ſie nicht, abgeſehen davon, daß der König doch wohl den Adel nicht ſeiner Rechte und ſeines Beſitzes berauben könne, der vielmehr der Quell des Rechtes ſein ſolle.

Dieſer Ausführung ſchloß ſich der Kanzler Ruppa an und ſagte, zur Zeit Kaiſer Rudolfs hätten ſich auch einmal die Bauern über ihre Herren beklagt und Befreiung von allerlei Fronden verlangt; Kaiſer Rudolf aber, der doch ein mächtiger Herr geweſen ſei, hätte die Schuldigen ausgeliefert, und da wären die Rädelsführer mit Rad und Galgen angemeſſen geſtraft, worauf es wieder Ruhe gegeben hätte.

Es handle ſich hauptſächlich um königliche Bauern, ſagte Anhalt, und es ſcheine ihm nicht rätlich, gleich jetzt mit der Schärfe gegen ſie vorzugehen. Man könne ja einen abſchlägigen Beſcheid geben oder ſonſt kunktieren. Die Herren ſollten bedenken, wie man jetzt daran ſei, wenn man noch Mannſchaft gegen die Bauern aufbieten müßte, und wenn die Felder nicht beſtellt würden, wo ſchon durch den Krieg eine Teuerung wäre.

Sie wären bis jetzt mit den Bauern fertig geworden, entgegnete Budowa, und würden es auch inskünftig werden. Das betreffe die Grundlage ihrer Rechte, und daran dürfe nicht gerüttelt werden. Gewiſſe Herren könnten ja vermahnt werden, ihren Bauern nicht das Blut auszupreſſen und ein chriſtliches Einſehen zu haben; er wolle durchaus das Verfahren aller nicht billigen. Aber der König werde auch nicht dulden, daß ſein Adel noch einem andern Landesherrn außer ihm huldige. Das würde ein Gelauf und eine Zwiſchenträgerei geben, wenn die hämiſchen Bauern wegen jeder Tracht Prügel, die ſie bekämen, an den Hof laufen und

klagen wollten. Dahinein dürfe der König sich nicht mischen, sonst hätte man schließlich das Faustrecht und wisse nicht mehr, wer Herr und wer Knecht sei.

Das wisse man auch jetzt nicht, sagte Graf Solms finster; nur so viel sehe er, daß der König hierzulande nicht der Herr sei.

„Meint Ihr," rief Budowa, „weil unser Land östlich von Eurem liegt, der König wäre hier wie der türkische Sultan und könnte seinen Großen den Kopf vom Rumpfe schneiden, wenn es ihm beliebt?"

„Wenn die türkischen Vasallen es verdienen," antwortete Solms nachdrücklich, „so hätte der Sultan recht und wäre um so besser daran."

„Die deutschen Grafen", rief einer von den böhmischen Herren aufspringend, „müssen wenig Ehre haben, wenn sie sich so mit den Hunden in gleiche Reihe stellen!" Auch Graf Solms erhob sich und sagte langsam, während seine Auge Blitze warfen: „Wie blank unsere Ehre ist, zeigt meines Schwertes Fläche, und wie schneidend unser Mut, seine Schärfe."

Anhalt beeilte sich Frieden zu stiften, indem er vorstellte, daß sie sich in der Ratsstube des Königs befänden, dem sie alle mit gleicher Treue ergeben wären; daß sie einander nicht zu beweisen brauchten, wieviel Ehre und Tapferkeit sie hätten, und daß sie ihr Blut für den Kampf mit dem gemeinsamen Feinde sparen müßten. Er brachte es auch endlich dahin, daß sich die Streitenden die Hand zur Versöhnung reichten, doch taten sie es mit sichtlichem Widerwillen und gegenseitiger Verachtung. Was die Bauern betraf, so wurde ihnen Untersuchung der einzelnen Klagepunkte in künftiger Zeit verheißen; inzwischen wurden sie vermahnt sich ruhig zu halten und zu unerschütterlichem Gehorsam gegen ihre Herren angewiesen.

Im Juni erhielt Herzog Maximilian die Nachricht, daß die Unionsfürsten sich hatten bereden lassen, still zu sitzen, wenn er gegen den Pfälzer ziehe, immerhin sich vorbehaltend, seine pfälzischen Erblande, falls er dort angegriffen werde, zu schützen. Er hatte nicht nach Prag ziehen wollen, solange er befürchten mußte, sie würden unterdessen sein Herzogtum überfallen oder Friedrich zu Hilfe kommen, und war deshalb von dem Ergebnis der Verhandlungen sehr befriedigt. Diesen Dienst hatte ihm Frankreich geleistet, und der französische Gesandte tat sich nicht wenig auf die Geschicklichkeit zugute, mit der er den protestantischen Fürsten eingeredet habe, es sei das beste für sie, Pfalz seinen unsauberen Handel mit dem Kaiser allein ausfechten zu lassen; allein Jocher äußerte sich vertraulich, es hätte ohnehin keiner von diesen Schneckenhelden Lust gehabt, seine Haut für ihren Obersten zu Markte zu tragen. Die Union habe sich, als Anhalt nach Böhmen gezogen sei, gleichsam selbst den Kopf abgebissen, und wenn sie auch wie der Skorpion noch eine Weile mit dem Schwanze zappele, so sei doch keine Lebenskraft darin und werde man sie bald mit bloßen Füßen ohne Schaden zusammentreten können.

So brach denn Maximilian mit einem wohlgeordneten und gerüsteten Heere auf, um zunächst sein Pfand, die Provinz Oberösterreich, in Besitz zu nehmen, und näherte sich in den ersten Tagen des August der Stadt Linz.

Kepler saß am Abend, als es anfing zu dämmern, über seinen Instrumenten und Büchern, als die Herren von Saurau, Vater und Sohn, zu ihm kamen, um sich von ihm zu verabschieden; denn sie gehörten zu den erklärten Rebellen und erwarteten sich nichts Gutes von der Ankunft Maximilians. Ob es denn wahr sei, daß der Bayernherzog auf Linz ziehe, fragte Kepler. In der Schule hätten einige wissen

wollen, er gehe geradeswegs gegen den böhmischen König, andere meinten gar gegen den Türken. Nein, sagte Herr von Saurau, das sei gewiß, daß es ihnen gelte. Ferdinand hätte sie ausgeliefert, das sei längst geplant gewesen. Widerstand könnten sie dem Herzog nicht leisten, unterwerfen wollten sie sich nicht, so verließen sie denn die Heimat. Sie gingen nach Nürnberg oder einer anderen evangelischen Reichsstadt. Kepler meinte bedenklich und mitleidig, die Füße wären lose, aber das Herz ließe sich nicht so leicht ausgraben.

Der Ältere sah schweigend vor sich nieder, der Jüngere aber sagte, in den Reichsstädten sei ein freieres und lustigeres Leben als in den Bergen zwischen den Bauern, man könne es wohl eine Zeitlang mitmachen, inzwischen gebe es vielleicht eine Änderung, die Zeit sei voll Unruhe, und Ferdinand habe den Bogen zu straff gespannt, aller Tage Abend sei noch nicht da.

Ob Kepler nicht auch verreisen wolle? fragte der Ältere. Sie könnten miteinander gehen, zu Linz sei seines Bleibens doch nicht. Herzog Maximilian sei vom Papste besoldet, die Ketzer auszurotten; man munkele, er werde später abdanken, um Jesuitengeneral zu werden. Wie dem auch sei, verschonen werde er keinen und die Wissenschaft am wenigsten, die es mit dem kopernikanischen System halte.

Er möchte ungern schon wieder wandern, sagte Kepler; wenn es aber nötig sei, wolle er versuchen, ob er nicht eine Anstellung in Schwaben finde. Wie solle er in Nürnberg sein Brot finden? Die Herren von Nürnberg hätten für Leute seines Schlages kein Geld übrig, und er habe ein Weib und liebe Kinder.

Dem alten Herrn tat es leid, und er nahm traurigen Abschied. „Wenn ich bei Euch saß und Euch zuhörte," sagte

er zu Kepler, „war es mir oft, als ſchmecke ich den Himmel.“ Wenn ſie nach Ulm gingen, ſagte Kepler, ſo ſei da der Aſtronom und Mathematiker Faulhaber; der ſei ebenſo gelehrt wie er und werde ihnen in allem, was er wiſſe, ſicherlich gern zu Dienſten ſein.

Als das bayriſche Heer in Sicht kam, wurde die Aufregung groß in Linz. Auf Bitten ſeiner Frau begab ſich Kepler zu einem Jeſuitenpater, der ihn oft aus Intereſſe an der Aſtronomie beſucht hatte, und fragte ihn, ob er im Notfall hoffen könnte, mit den Seinigen Schutz in ſeinem Kloſter zu finden. „Jetzt wird Euch bange!“ ſagte der Jeſuit langſam, indem er den Arm in die Seite ſtemmte und Kepler mit triumphierendem Lächeln anſah; „jetzt kommt Ihr als ein reuiges Kind, das ſich im Schoße der ſchwergekränkten Mutter bergen möchte!“

„Wenn Ihr damit meint,“ ſagte Kepler, „ich wollte mich zu Eurer Kirche bekehren, ſo muß ich freilich nein ſagen, jetzt ſo wenig wie vor zwanzig Jahren, und ich meine auch, es ſtände dem Manne noch weniger an als dazumal dem Jünglinge.“

Der Jeſuit ereiferte ſich: „Es ſteht einem jederzeit an,“ rief er, „Buße zu tun und die Wahrheit zu bekennen. Seht Ihr die Zeichen Gottes noch immer nicht? Wie mögt Ihr, als ein kluger Mann, Inſtitutionen anhängen, die in kurzem vor einem Hauche Gottes verſchwinden werden? Ihr, die Ihr Ordnung und Geſetz am Himmel ſo herrlich nachgewieſen habt? Wo iſt bei Eurer Ketzerei Ordnung und Geſetz? Wo iſt da die Baſis, die Baſis? O göttliche Weisheit Keplers, riechſt du auch nach Menſchenfleiſch? Greifſt du es nicht mit Händen, daß es nur eine Kirche geben kann, wenn es nur einen Gott gibt? Hätteſt du den Lauf der Sterne ausmeſſen können, wenn es Ketzer unter ihnen gäbe, die ihn verwirrten?“

„Wer weiß, ob es nicht Zwietracht und Kämpfe unter den Sternen gegeben hat, bevor die Sieger die Triumphspiele begannen, denen wir jetzt zuschauen? Ob die Katholiken oder die Evangelischen unterlegen sind, ist vielleicht in den Historienbüchern des Himmels aufgeschrieben," sagte Kepler und lächelte.

Der Pater mußte wider Willen lachen und nannte Kepler einen Schelm und Phantasten. „Ihr Ketzer seid nun einmal hartnäckig," sagte er, „ihr Schwaben insbesondere. Euch muß die Not beten lehren, und ich sollte Euch in der Klemme stecken lassen, damit es Eurer Seele zugute käme."

„Das hat sie oft getan," sagte Kepler, „und wenn ich gut kämpfen gelernt habe, so ist es, weil die Not meine Meisterin war."

„Kepler, Kepler," seufzte der Jesuit, „was für ein stolzer und verwegener Mann seid Ihr! Wenn ich Euch liebe, so ist es um des hehren Verstandes willen, mit dem Gott Euch Unwürdigen begnadet hat; sonst müßte ich es mir füglich zur Sünde anrechnen." Um dieser Liebe willen, sagte er, wolle er sich für Kepler verwenden, wenn die Stadt erstürmt würde und er in Gefahr komme, mehr könne er nicht versprechen. Übrigens werde es dessen nicht bedürfen; denn der Herzog von Bayern sei ein frommer katholischer Fürst und werde Barmherzigkeit üben.

Kepler trat den Heimweg an in Gedanken darüber, ob er in Wirklichkeit stolz und eigensinnig sei, daß er nicht katholisch werden wollte; denn er hatte schon manchmal gedacht, daß Gut und Böse vielleicht auf beiden Seiten gleich sei, er hatte keinen eigentlichen Widerwillen gegen die Katholiken, noch hielt er seine Glaubensgenossen für unfehlbar. Dennoch hätte ihn vor sich selber geekelt, wenn er seine bedrängten Brüder verlassen und sich zur Beichte und

Meſſe hätte bequemen ſollen. Es fiel ihm bei, nach den Mauern zu gehen und den fortſchreitenden Arbeiten des Belagerungsheeres zuzuſehen; dort traf er Hizler, von einem Häuflein Männer und Frauen umgeben, auf die er in großer Aufregung einredete.

„Seht ihr den Herodes?“ rief er und meinte damit den Herzog Maximilian; „ſeht ihr die Speere und Schilde in der Sonne blitzen, mit denen ſie euch morden wollen? Aber Gott wird mit ſeinem Volke ſein, wenn wir bei ſeinem Worte bleiben! Ich bin euer Hirt, und ihr ſollt mich noch auf dem Scheiterhaufen jubilieren hören! Wären keine Verräter unter uns, ſo würde der Herr uns nicht ſo ſtrafen. Aber da iſt einer, da iſt einer,“ rief er laut, indem er auf den langſam vorübergehenden Kepler zuſprang und ihn beim Arme griff. „Der hat die Kriegsnot über uns gebracht, weil er Gott erzürnte. Um deines Trotzes und deiner Sünde willen ſchickt uns der Herr die Philiſter über den Hals!“

„Wohlan,“ ſagte Kepler friedlich, „ſo ſchickt er ſie vielleicht um deiner Tugend willen wieder heim.“

„Das könnte dir paſſen, du Obenhinaus,“ knurrte Hizler und fügte verdrießlich hinzu: „Hätte mich der Zorn nicht übermannt, ſo hätte ich nimmer das Wort an dich gerichtet.“

Darüber brauche er ſich kein Gewiſſen zu machen, ſagte Kepler, es ſeien ja keine gütlichen geweſen.

Unterdeſſen ſchlugen unfern Kugeln in die Mauer, daß es krachte und Staub und Steine aufflogen, worüber viele erſchraken und fortliefen, um in dieſer Not bei den Ihrigen zu ſein. Da auch Kepler weitergehen wollte, rief ihm Hizler plötzlich mit wehklagender Stimme nach: „Bekehre dich doch, Keplerle, komm in den Stall zu den anderen

Schafen! Bekehre dich, so soll alles vergeben und vergessen sein."

„Weißt du," sagte Kepler stehenbleibend, „in mir ist ein Dämon, dem muß ich treu bleiben; denn er ist ewig, und eure Formeln sind von gestern und währen bis morgen." Er ging weiter, hielt aber noch einmal an und rief Hizler zu, er müsse die Zeit, die ihm noch bleibe, zur Arbeit nützen. Die nächste Nacht sei eine Mondfinsternis, wenn Gott gebe, daß die Stadt sich so lange halte, wolle er sie beobachten, und falls Hizler auch dazu Lust habe, sei er willkommen.

Die Gassen widerhallten vom Schritt der Soldaten, die der Kommandant beauftragt hatte, das Volk im Zaume zu halten, das Drohungen gegen ihn ausgestoßen hatte, weil er kapitulieren wollte. Kepler saß in einem offenen Balkon seines Hauses und erwartete den Mond. Der Abend war so still, daß sich kein Blatt im Wipfel der hohen Esche bewegte, die sein Haus beschirmte. Aus der Stadt scholl dann und wann Getöse und Aufkreischen; aber bis zu Keplers Bewußtsein drang in diesem Augenblicke nichts davon. Etwa um neun Uhr erglomm der Giebel des Nachbarhauses im näherrückenden Lichte, und gleich darauf schwebte die leuchtende Welt in den Gesichtskreis des Wartenden. Der Himmel hob sich wie ein milchgraues Meer aus der Dunkelheit, geballte Wolken tauchten auf wie Zacken und Berge und Schiffe und schwammen langsam vorüber oder sanken zurück in die Finsternis. Kepler fuhr herum, als Hizler durch die niedrige Tür eintrat, dessen Klopfen er überhört hatte. „Ich habe die Sache Gott anheimgestellt," sagte er, „es steht ein großes Gericht über die ganze Erde bevor, und es wird einem jeden zuteil werden, was er verdient hat. Ich habe dich gewarnt, nunmehr fahre hin, inzwischen wollen wir nicht hadern." Da Kepler ihn auf eine blutige Schramme

an der Schläfe und seinen humpelnden Gang anredete, sagte er, die rohen Kriegsknechte hätten ihm so übel mitgespielt, als er sie aufgefordert habe, lieber auf die Wälle zu ziehen und den Antichristen zu vertreiben, anstatt die gläubigen Brüder zu bedrohen. Er wollte sich nicht verbinden lassen, weil ihm jetzt mehr daran gelegen sei, die Mondfinsternis mit Kepler zu beobachten; wenn die Erscheinung vorüber sei, wolle er gern einen Schluck Wein annehmen und sich die Wunde von Keplers Hausfrau waschen lassen; einstweilen ertrage er die Schmerzen freudig um des Erlösers willen.

Schon nach wenigen Minuten sahen sie den Sternenschatten auf den wandernden Mond fallen, worüber Hizler, während Kepler still beobachtete, ganz atemloses Staunen und lautes Vergnügen war. Zu denken, sagte er, daß da oben ein mechanisches Theater ablaufe, regelmäßig wie eine Uhr, die nie aufgezogen zu werden brauche, eigentlich ein Perpetuum mobile, sei höchst wundervoll. Er sprach mit großer Gelehrsamkeit über dies Problem, mit dem er sich viel beschäftigte, wie er denn auch ein allerliebstes drehbares Planetarium aus Messing verfertigt hatte; dann, als die Verfinsterung vorüber war, ließ er den Gegenstand fallen und sagte: „Ein greuliches Warnungszeichen, das der Herr seinem Volke aufsteckt; aber sie toben und würgen weiter in ihrer Verblendung. Rase nur zu, blutiger Attila, Gott läßt dich eine Weile wüten, jedoch das Strafgericht wartet schon, in das du hineintappen wirst!"

Kepler meinte, Herzog Maximilian habe ein gut ausgerüstetes Heer und mehr Geld als irgendein Fürst im Reiche; solange er zum Kaiser halte, möchte ihnen nicht leicht einer gewachsen sein. „Da sieht man wieder das Schwindelköpflein!" rief Hizler sich ereifernd. „Willst du

die Wege Gottes auskennen? Wenn es ihm gefällt, kann er Tataren und Heiden auferwecken, um seine Befehle auszuführen! Wenn es ihm gefällt, kann er die falschen Götzen mit einem Atemzuge umblasen!"

Kepler, dessen Augen dem kleinen Schatten einer Fledermaus folgten, der pfeilschnell über die getünchte, mondbeschienene Mauer des Hauses huschte, ging nicht darauf ein und überließ es seiner Frau, Hizlers Prophezeiungen, Drohungen und Betrachtungen mit Ehrfurcht und Schrecken entgegenzunehmen.

Sein Gemüt war voll Sorgen über die Angelegenheit seiner Mutter, die nach den Berichten aus seiner Heimat eine schlimme Wendung zu nehmen drohte, und die um so schwerer wog, weil er sie, als eine schimpfliche und gefährliche Sache, niemandem mitteilen mochte, vielmehr, solange es anging, geheimzuhalten suchen mußte. Bald nach der Einnahme von Linz kam ein Brief von seiner Schwester, es sei nun alles aus, die Mutter sei aus ihrem Hause in den Turm geschleppt worden und solle durchaus eine Hexe sein. Ihr Mann sei böse über die Schande, ihr Bruder, der Zinngießer, sei vollends außer sich geraten und habe gesagt, wenn die Mutter wirklich eine Hexe sei, so wolle er nichts mehr mit ihr zu tun haben, es sei des Ärgernisses übrig genug. Wenn er ihr nicht schnell zu Hilfe komme, so sei die Mutter gewiß verloren, sie habe keinen Freund mehr. Ihr alter gebrechlicher Körper werde die Kälte, Folter und Marter nicht überstehen, und das werde noch das beste sein, da sie sonst lebendig ins Feuer müsse. Sie könne nichts tun als beten und weinen, und das tue sie Tag und Nacht; er solle sich eilen, damit er nicht zu spät komme.

Ohne Verzug reiste Kepler nach Güglingen und erfuhr, daß der Vogt Einhorn es dahin gebracht hatte, an die Stelle

des schwebenden Zivilprozesses einen Kriminalprozeß treten zu lassen, indem er der Frau Reinbold gestattete, eine Gegenklage auf Zauberei einzureichen. Sie hatte unterdessen neuen Stoff zum Beweise zusammengebracht: namentlich sollte die Kepler ein zehnjähriges Mädchen am Arme gefaßt haben und sollte dieser Arm lahm geworden sein, so daß das Kind ihn wochenlang nicht hätte gebrauchen können, und ferner sollte die Keplerin einem vierzehnjährigen Mädchen das Zaubern haben lehren wollen, dem sei es aber bange geworden, so daß es ihr unter Vorwänden entschlüpft wäre. Nachdem Kepler die Akten des Prozesses durchgesehen hatte, in die er auf vieles Ersuchen und Verwenden hatte Einsicht nehmen dürfen, stellte er dem Präsidenten des Gerichtes vor, daß die Punkte samt und sonders belanglos wären und durchaus nicht hinreichten, eine Anklage darauf zu begründen. Den Aussagen von Kindern könne man doch keinen Glauben schenken, sie könnten von Frau Reinbold unterrichtet sein oder etwas mißverstanden haben; nichts von allem sei erwiesen, und seine Mutter leugne alles.

Das täten die Weiblein freilich alle, sagte der Präsident mit einem feinen und herablassenden Lächeln; dazu wäre er da, um ihnen die Verstocktheit auszutreiben. Wenn er nicht ausreiche, so wären da Schrauben und Zangen, mit denen man meistens rasch zum Ziele käme. Wenn man ein wenig Erfahrung hätte, könne man auch den Hexen ihr Handwerk ansehn, wie einem Pfarrer oder Metzger das seinige. Ihm, Kepler, werde freilich diese Erfahrung abgehn; wo sollte er sie gemacht haben? An seiner Mutter? Er sei der Sohn, da trübe die natürliche Liebe den Blick. Er sei ja auch sonst wohl mit den Wissenschaften und dem Rechtswesen im besonderen nicht vertraut.

Er habe Theologie studiert, und die Jurisprudenz sei ihm

auch nicht fremd, sagte Kepler; nicht so fremd, daß er nicht wisse, es gehöre mehr dazu als die Aussagen von Kindern, um ein Malefizurteil darauf zu gründen.

Nach seinem Dafürhalten, sagte der Präsident gelassen und noch erhabener lächelnd, sei gerade auf das unschuldvolle Wort der Kindlein viel zu geben; sie wenigstens seien meistens noch nicht vom Satan bestochen. Übrigens würde sich das im Verlaufe des Prozesses alles aufklären. Wie es denn in Linz stehe? Da hätten die Evangelischen nun wohl ausgewirtschaftet.

Er hätte gedacht, der Präsident sei selbst evangelisch, sagte Kepler.

Ganz gewiß, antwortete der Präsident lächelnd, aber der Übereifer der Herren Pfarrer liege ihm fern. Kepler möge ihm nicht verargen, daß er das ausspreche. Die Prädikanten in Österreich hätten den Pöbel nicht aufhetzen sollen, das könne sich eine Regierung durchaus nicht gefallen lassen. Er münze diese Worte aber nicht auf Kepler, der gewiß vorsichtig und vernünftig gewesen sei.

Kepler merkte, daß der Präsident sich so anstellte, als halte er ihn für einen Pfarrer und wisse gar nichts von seinem wirklichen Beruf und seinen Werken; er biß die Zähne zusammen und verabschiedete sich kurz, damit seine Ungeduld und sein Zorn nicht noch herausführen und er die Lage seiner Mutter verschlimmerte.

Aus der Studienzeit hatte Kepler einen Freund, namens Besold, der Professor der Rechtswissenschaft in Tübingen und ein angesehener Gelehrter war. Zu diesem begab er sich, um sich Rat zu holen, und wurde mit Freude und der alten Herzlichkeit empfangen. Der ganze Prozeß sei natürlich ein Monstrum, sagte er lachend; aber darüber solle sich Kepler nur nicht wundern; was ihn betreffe, so wundere er

sich nur, daß er selbst noch nicht geköpft oder verbrannt sei. Und doch erinnere sich Kepler vielleicht, daß er ein gutherziger Junge gewesen sei und kaum einer Spinne etwas zuleide getan habe.

Aber wenn der Prozeß nach seiner, eines berühmten Juristen Meinung ein Monstrum sei, sagte Kepler, so müsse man ihn doch sistieren können; oder wenigstens sei doch Hoffnung, daß seine Mutter freigesprochen werde.

Besold zuckte die Achseln und sagte, man müsse nicht immer glauben, daß das Vernünftige geschehe, wenigstens in Schwaben nicht. Unter dem Regiment der lutherischen Pfarrer gingen unglaubliche Dinge vor. Kepler müsse ihn besuchen, er könne ihm haarsträubende Sachen von diesem Pfarrerregiment in Schwaben erzählen, sie wollten miteinander darüber lachen.

Er wolle gern kommen, sagte Kepler, aber bis der Prozeß erledigt sei, seine Mutter in Gefahr des Lebens, und was schlimmer sei, der Folterqual und unerträglicher Schande stehe, könne er sich mit nichts anderem befassen.

Das sei begreiflich, sagte Besold mitleidig, ließ sich die Einzelheiten erzählen und bemühte sich, einen Ausweg zu finden.

Kepler solle selbst die Verteidigungsschrift verfassen, riet er ihm, wobei er ihm gern behilflich sein wolle. Kepler solle sich aber nicht bei der Frage aufhalten, ob seine Mutter wirklich hexen könne, noch viel weniger damit, was von der Hexerei überhaupt zu halten oder wie sie zu bestrafen sei; dadurch würde er sich nur verdächtig machen und alle gegen sich aufbringen. Er solle einzig darzutun versuchen, daß es an Beweisen fehle, oder wennmöglich sonst einen Fehler in der Prozedur aufdecken. Freilich könne auch das fehlschlagen, Dummheit und Habgier seien unberechenbar; die Leute hätten

das kleine Vermögen seiner Mutter wohl schon unter sich verteilt und vielleicht schon im voraus verzehrt.

Vermutlich, sagte Kepler, werde ein Gutachten von der juristischen Fakultät in Tübingen eingeholt werden. Ob er in diesem Falle auf Besold rechnen könne?

Besold errötete und sagte schnell, ja gewiß, das könne er. Er dürfe sich allerdings nicht bloßstellen, er sei ohnehin anrüchig; aber er rate in solchen Fällen immer zur Milde, das könne sich Kepler wohl denken, und überhaupt sei die Fakultät in dieser Beziehung zurückhaltend. Sie hätte ja nichts davon, daß alte Weiber verbrannt würden, und bestände nicht aus tollen Lutherpfaffen. Wichtiger als alles sei, den Leuten angst zu machen. Ob Kepler ihnen nicht angst machen könnte? Er habe ja den Kaiser hinter sich; ob er nicht beiläufig mit dem Kaiser drohen könnte?

Er sei von dem neuen Kaiser noch nicht in seinem Amte bestätigt, sagte Kepler, das wisse man wohl. Augenblicklich sei er wieder einmal ein heimatloser und brotloser Geselle.

„Warum", fragte Besold, „bist du nicht zur alten Kirche übergetreten? Dann wärst du ein mächtiger Mann und keiner würde wagen, mit dir anzubinden."

„Das meinst du nicht im Ernst," sagte Kepler; „das täte ich nicht einmal um meiner Mutter Leben zu retten, noch würde sie es wünschen." Ob man überhaupt jemals ein mächtiger Mann werden könne, wenn man der Wissenschaft Diener sei? Die Livree, die man als solcher trage, habe in der Welt keine Geltung. Übrigens hätte er auch als Protestant gewisse Aussichten gehabt: König Jakob habe ihn nach England eingeladen, und auch nach Italien habe er einen Ruf gehabt, und das habe ihn mächtig angezogen, weil er gern die Bekanntschaft eines so großen Mannes wie Galilei gemacht hätte.

Warum er denn nicht hingegangen sei? fragte Besold erstaunt. Er, Besold, würde auch als Kaminkehrer nach Italien gehen, wenn man ihn so dort verwerten könne.

Es sei jetzt zwanzig Jahre her, sagte Kepler, daß sie Giordano Bruno in Rom verbrannt hätten. Nach seinem Dafürhalten sei ein Zeitraum von zwanzig Jahren zu kurz für die Menschen, um darin klüger zu werden. „Es scheint," setzte er mit einem Seufzer hinzu, „daß die Gefahr des Feuertodes eine Krankheit meiner Familie ist."

Besold lachte darüber herzlich. Was seine Mutter betreffe, sagte er, so sei sie, soviel er wisse, eine etwas einfältige und grobe Frau und sei gewiß auch durch eigene Schuld und Unbesonnenheit in einen solchen Sumpf geraten.

Ja, sagte Kepler, sie habe keinerlei Bildung genossen, wisse so wenig wie ein Viehhirte; aber sie habe einen hurtigen und ungeduldigen Geist, der zusammenfresse was eben am Wege liege, auch übles und unverdauliches Zeug. Aber mit Gott wolle er kämpfen und die alte Frau retten, die seine Mutter sei.

Er solle nur den Mut nicht verlieren, sagte Besold, und sich ein Ansehn geben. Prahlen und auftrumpfen, je unsinniger desto besser, seine hohen Bekanntschaften anführen und vom Kaiser reden, als ob er Geheimnisse mit ihm hätte. Er kenne die Zustände in Schwaben nicht, und wie das Pfaffenregiment die Leute dumm und stolz mache; sie würden später noch viel darüber lachen, wenn es niemand hörte.

Obwohl sich der Prozeß ein Jahr lang hinzog, wurde nichts Neues ans Licht gefördert, um die Schuld der Angeklagten zu erweisen, was aber die Richter nur desto mehr erbitterte, die sich schlechthin darauf stützten, daß die Beklagte nicht geweint habe, was in einer so kläglichen und

gefährlichen Lage jede Frau getan haben würde, die nicht mit dem Teufel umginge. Endlich erkannte das Gutachten der Juristenfakultät von Tübingen, es lägen nicht hinreichende Gründe zur Anwendung der Folter vor, es solle der Angeklagten nur mit der Folter gedroht, und sie, wenn daraufhin kein Geständnis erfolge, entlassen werden. Auf vieles Bitten wurde am Tage vor dem letzten Verhör Margarete Binder zu ihrer Mutter gelassen und begann jammervoll zu weinen, als ihr eine kleine verschrumpfte, hustende Alte entgegengehumpelt kam. „Ach Mutter," schluchzte sie, „ich kann Sie wie ein kleines Kind auf den Armen tragen." „Weine nicht," sagte die Alte, „Knochen leben so gut wie Fleisch, und eh sie sie mir zerschlagen, will ich ihnen noch manche Nuß zu knacken aufgeben." „Ach Mutter, Mutter," flehte die Pfarrerin, „erzürnen Sie die Richter nicht gegen sich! Schweigen Sie lieber ganz und gar!" Es werde ihr nichts zuleide geschehn, sie solle nur mit der Folter bedroht werden, sie möge nur standhaft bleiben und sich nicht etwa vom Schrecken ein Geständnis erpressen lassen. Andrerseits müsse sie auch ihre Zunge im Zaume halten und sich nichts gegen die Richter entwischen lassen, womit man sie zu Falle bringen könnte.

Während der Henker, ein dicker, umständlicher Mann, dem Brauche gemäß der Angeklagten die Folterwerkzeuge zeigte und ihr ihre Anwendung erklärte, bewegte die Kepler fortwährend die Lippen; denn sie hatte sich vorgenommen, damit ihr kein unbesonnenes Wort entführe, den 58. Psalm zu beten, welchen sie auswendig wußte, und zwar hatte sie sich gedacht, daß, wenn sie ihn dreißigmal hintereinander bei sich sagen könnte, dies ein Zeichen sein sollte, daß die darin ihren Feinden angedrohten Strafen sich erfüllen würden. Also betete sie: „Errette mich, mein Gott, vor meinen

Feinden, errette mich vor den Übeltätern und hilf mir vor den Blutgierigen, sei du keinem gnädig, die so verwegene Übeltäter sind, des Abends laß sie auch heulen wie die Hunde" und so weiter, wobei sie von dem Henker wegsah, ohne ihm und seinen Erklärungen die geringste Beachtung zu schenken. Dies Verhalten machte ihn endlich böse, so daß er sie mit einer eisernen Schaufel auf die Schulter schlug und rief: „Was murmelst du, alte Hexe? Auf mich sollst du schauen, damit dir das Brot auch schmeckt, das du essen sollst."

„Sage du deinen Spruch und laß mich meinen sagen," entgegnete die Alte, womit sich der erstaunte Henker, wie die Sache lag, begnügen mußte. So wie er waren auch die Richter nicht wenig verstimmt, daß das Opfer ihnen entging; allein sie trösteten sich damit, daß sie ein Auge auf die Hexe haben und ihr gelegentlich schon etwas aufmutzen würden, und daß ihr dann der Teufel selbst nicht davonhelfen sollte.

„Siehst du," sagte sie zu ihrem Sohne, der sie an der Tür des Rathauses erwartete, indem sie ihn triumphierend und herausfordernd aus ihren kleinen, versunkenen Augen anblitzte, „ich wußte wohl, daß ich mit den Bösewichten fertig werden würde, und es reut mich, daß ich euch zuliebe ihnen nicht die Wahrheit gesagt habe." Insgeheim beriet sich Kepler mit seiner Schwester, wie sie die Mutter aus dem Orte entfernen könnten, wo sie, wie sie wohl einsahen, noch in beständiger Gefahr war; aber die gequälte kleine Frau mußte sich bald zu Bett legen und stand nicht mehr davon auf, sondern starb im Frühling des folgenden Jahres, also über ihre Verfolger abermals triumphierend.

Nachdem das ligistische Heer unter Maximilian und Tilly sich mit dem kaiserlichen unter Buquoy vereinigt hatte,

zogen sie gemeinsam vor Pilsen, unterwegs mehrere von den Böhmen besetzte Plätze erobernd. Dabei gab es viele Mißhelligkeiten, denn der Herzog wollte sich nicht mit Plündern und Verwüsten aufhalten, wohingegen Buquoy sagte, das müsse man den Soldaten gestatten, wenn sie Lust zum Werke behalten sollten. Vollends brach der Hader vor Pilsen los, indem Buquoy belagern wollte, denn man könne unmöglich einen vom Feinde besetzten Ort im Rücken lassen, während der Herzog ohne Verzug auf Prag zu gehen wünschte, mit Mansfeld werde man dann schon fertig werden. Sich monatelang vor Pilsen zu legen, war nun freilich Buquoys Meinung auch nicht, aber es werde nicht schwerhalten, sagte er, Mansfeld dahin zu bringen, daß er freiwillig kapituliere. Mit Anhalt sei er ganz verfeindet, und mit Recht, denn der unterstütze ihn nicht und wollte doch den Herrn spielen, überhaupt sei es Mansfeld weder mit dem Evangelium noch mit den Evangelischen rechter Ernst, er sei aus edlem Blut und werde gern die Gelegenheit ergreifen, wieder auf Kaisers Seite und bei redlichen Kavalieren zu stehen. Der Herzog und Tilly waren mit einem dahinzielenden Versuch einverstanden, wollten sich aber nicht persönlich dabei einlassen, da Mansfeld ein Bastard und ein Schelm sei. Darüber lachte Buquoy. Warum sie so heikel wären? Es hätte doch mancher große Potentat einen Bastard in die Welt gesetzt. Das wären nicht die Schlechtesten, es komme nur auf das Blut an. Jungfrauen freilich, wie Tilly eine sei, täten gut sich vor ihm zu hüten. Übrigens sei Mansfeld ein ritterlicher Soldat und tapfer, wie er sich seine Feinde wünsche.

Einen kürzlich gefangenen Mansfeldischen Offizier, namens Carpezow, der dem Grafen am nächsten stand, schickte Buquoy mit dem Auftrage nach Pilsen hinein, Mansfeld

Vorschläge wegen einer Kapitulation zu machen und über seinen Eintritt in kaiserlichen Dienst zu verhandeln. Nach ein paar Tagen kam Carpezow zurück und berichtete, Mansfeld sei in schwieriger Lage, da er von keiner Seite Geld erhalte, die böhmischen Direktoren seien ihm eine Million Taler schuldig, dächten aber nicht ans Zahlen, infolgedessen würden die Soldaten unmutig und würden sich nicht lange mehr hinhalten lassen. Es sei ihm also unmöglich, zu kapitulieren, wenn er nicht zuvor Mittel erhalte, sein treues Heer zu befriedigen, er habe den Soldaten sein Wort verpfändet, und das wolle er halten. An anderen Bedingungen müsse er, wie sich von selbst verstehe, zuallererst der Acht enthoben werden, dann ein Regiment erhalten, und wenn er über alles genügende Sicherheit bekomme, werde er schon dem Kaiser seine Treue erweisen. Daneben richtete Carpezow aus, Mansfeld habe gehört, daß es im Lager knapp mit Mundvorräten zugehe, er schicke deshalb einen Transport von Eßwaren heraus und bitte Buquoy, dieselben anzunehmen. Buquoy bedankte sich und sagte, er könne Mansfelds Höflichkeit nicht besser erwidern, als indem er Carpezow die Freiheit schenke.

Von diesen Verhandlungen ließen die Kaiserlichen absichtlich Gerüchte nach Prag dringen, in der Meinung, Mansfelds Stellung zu erschüttern und ihm den Übertritt notwendig zu machen. Aufs höchste erschrocken schrieb Anhalt an Mansfeld, was denn daran sei. Er könne nicht glauben, daß ein deutscher Edelmann sich solchen Verrats gegen Vaterland und Glauben werde teilhaftig machen; worauf Mansfeld antwortete, er werde niemals aufhören, die spanisch-österreichische Tyrannei zu bekämpfen; wenn er sich mit dem kaiserlichen General in Verhandlungen eingelassen habe, sei es geschehen, um den Feind zu täuschen und

aufzuhalten, wodurch er glaube, dem König von Böhmen einen sonderbaren Dienst geleistet zu haben.

Er fühle sich getröstet und billige Mansfelds Verhalten, schrieb Anhalt zurück; aber um dem bösen Schein, der Verleumdung und allerhand Ärgernis zu entgehen, solle Mansfeld doch lieber die Verhandlungen gänzlich abbrechen. Gleichzeitig schickte er ein paar Gesandte nach Pilsen, die den geheimen Befehl hatten, Mansfeld zu beobachten, von dessen Treue Anhalt trotz seiner Beteuerungen keineswegs überzeugt war.

Zwischen Buquoy und Mansfeld gingen noch einige Briefe hin und her; da es jedoch bei Worten blieb, außerdem böses Wetter eintrat, die Vorräte ausgingen, die Soldaten erkrankten und starben, gab Buquoy dem Wunsch des Herzogs nach, und der Marsch wurde fortgesetzt. Bei Rakonitz traf man das böhmische Heer unter Anhalt, den die Ligisten durch eine Seitenbewegung nach Prag hin veranlaßten, sein festes Lager aufzuheben und zum Schutze der Hauptstadt einen vor dem Strahower Tore sich hinziehenden Hügel, den sogenannten Weißen Berg, zu besetzen. Es war Allerseelentag, als der Herzog, Tilly und einige andere Offiziere unter einer breiten und dicken Eiche saßen, wo sie vor dem Regen Schutz gesucht hatten, und grobes Brot und Käse verzehrten; denn es war nichts anderes aufzutreiben gewesen. „Es ist mager," sagte der Herzog, „aber die meisten Soldaten werden nicht einmal das bekommen."

„Wenn ich einen sauren Apfel dazu hätte, um das Brot verdaulicher zu machen," sagte Tilly, „so wünschte ich mir nichts Besseres."

„Das sollte in dieser Jahreszeit nicht schwer sein," meinte der Herzog und trug einem aufwartenden Junker auf, nach einem Apfelbaum zu fahnden. „Eure Gesundheit ist es

wert," ſagte der Herzog lächelnd, „Ihr bringt mir ein paar Äpfel leicht wieder ein."

Der Regen hatte nachgelaſſen und tröpfelte eintönig durch das verwaſchene Laub der Eiche, ringsum war der Boden aufgeweicht, und die Wolken hingen grau und ſchwer wie Säcke herunter. Der Herzog ſah ſorgenvoll nach dem Himmel und ſagte, wenn ſie lange hier lägen, ginge ſein koſtbares Heer zugrunde. Er möchte den Feldzug raſch beenden, damit er wieder heim könne. Was Tillys Meinung ſei? Ob das Heer imſtande ſei, den Feind zu ſchlagen?

Der Feind habe nach der Ausſage der Kundſchafter eine günſtige Stellung inne, ſolle zahlreich und tüchtig ſein und habe nicht wie ſie durch die Witterung gelitten. Es ſei aber auch bedenklich, hier die Winterquartiere zu nehmen, wo die Verpflegung ſo ſchwierig ſei, deshalb ſtimme er dafür, eine Schlacht zu wagen; man müſſe aber wohl zuvor Buquoys Meinung hören. „Viele Köche verderben den Brei," murrte der Herzog, gab aber doch Auftrag, daß Buquoy gebeten werde, ſich zu ihm zu begeben.

Buquoy hatte kürzlich eine Wunde erhalten, die zwar nicht gefährlich, aber ſchmerzhaft war und ihn am Gehen hinderte, weshalb er übellaunig und kriegeriſchen Unternehmungen abgeneigt war. Da er außerdem darauf bedacht war, dem Herzoge ſeine Unabhängigkeit und militäriſche Ebenbürtigkeit zu zeigen, kam er doppelt langſam heran und ließ ſich von ſeinen Dienern ein Ruhebett aufſchlagen, auf dem er ſich niederließ. Der Herzog räuſperte ſich und ſagte, es ſei ſein Wunſch, den Feldzug raſch zu beendigen; er ſei dafür, geradeswegs auf Prag zu ziehen und den Feind zu ſchlagen. Dann bat er Tilly, dieſe Meinung bündig zu begründen, worauf Tilly noch einmal auseinanderſetzte, was er dem Herzoge vorher geſagt hatte.

Buquoy hörte, ungeduldig seinen runden, lockigen Kopf wiegend, zu. Ein jeder wisse, sagte er, daß er nicht säumig sei, sondern schnelle Entschlüsse schnell durchzuführen liebe. Aber weil der Eber sich blindlings auf den Feind gestürzt habe, sei er mit dem Hauer im Baume steckengeblieben, und so habe ihn der Schneider gefangen. Er wolle nicht zu untätigem Warten raten, aber nach den Regeln der Kriegskunst dürften sie in ihrer Lage keine Schlacht anbieten.

Das werde schließlich doch auf untätiges Warten herauskommen, sagte Tilly langsam. Der Kurfürst oder seine Generale würden doch nicht so töricht sein, ihnen zuliebe die günstige Stellung aufzugeben.

„Noch törichter wären sie, wenn sie sich in ihrer günstigen Stellung schlagen ließen," sagte Buquoy mit spöttischem Lachen und einem hochmütigen Blick auf Tillys schmächtige, mit altmodischer Farbenpracht ausstaffierte Gestalt und sein gelbes, trockenes Gesicht.

Inzwischen war die trübe Nacht eingebrochen, und da es Buquoy fröstelte, wurde aus Reisig und Holzkloben ein rasches Feuer entzündet, das die herankriechenden Nebel verscheuchte. In einiger Entfernung sah man Lichter hin und her huschen und vernahm man ein eintöniges Murmeln von vielen Stimmen; die Soldaten beerdigten ihre verstorbenen Kameraden, sagte Buquoy, und ein Priester hielte Gottesdienst an den Gräbern. „Es ist Allerseelentag," sagte Tilly, nahm seinen Hut ab und betete.

Auch der Herzog und die übrigen Offiziere lüfteten die Hüte und beugten den Kopf einen Augenblick auf die gefalteten Hände; dann nahmen sie die Beratung wieder auf. Sie waren noch uneinig, als sich ein Trupp Soldaten näherte, an dessen Spitze ein Mönch, der Pater Dominikus, einherschritt, einen unkenntlichen Gegenstand in der Hand

schwingend. Sowohl der Herzog wie sämtliche Offiziere erhoben sich, um den berühmten Pater zu begrüßen, der, nachdem er sie gesegnet hatte, verkündete, ein Soldat, ein begnadetes Gotteskind, habe im Gesträuche das wundertätige Muttergottesbild gefunden, das die Bilderstürmer ausgestoßen hätten, und ohne welches die frommen Prager sich eine verwaiste Herde gedünkt hätten. Dies sei ohne Zweifel ein Zeichen von Gott, das Sieg verheiße, und der Herzog möchte doch nicht länger zögern, die kirchenschänderischen Ketzer seien ihm gleichsam schon überantwortet.

Der Herzog sagte, daß es sein Wunsch sei, zu schlagen, daß aber erfahrene Offiziere die günstige Position des Feindes dagegen anzögen, daß aber er und gewiß alle die Ansicht eines so heiligen Mannes, durch den Gott selber spreche, vernehmen möchte. Der Pater hielt nun eine schallende Ansprache und sagte: „Ach meine Söhne, glaubt mir, es kommt nicht sowohl auf die Stellung des Feindes an als auf den Willen Gottes. Daß aber Gott mit euch ist, wer zweifelt daran? Bürgte mir nicht der Segen des Heiligen Vaters dafür, den er mir für euch, meine geliebtesten Söhne, mitgegeben hat, bürgte mir nicht dies himmlische Bild dafür, das euch Gott vermittelst eines niedrigen Werkzeugs in die Hände gespielt hat, so sagte mir das Herz, daß die Stunde gekommen ist, wo die Söhne Luzifers gestürzt werden sollen. Ihr, meine Söhne, seid auserwählt zu dem Werke! Schon sehe ich die Glorie des Sieges über euren Heldenstirnen glänzen! Auf! Was besinnt ihr euch, wo es die Ehre Gottes und das Heil unseres armen Erlösers gilt? Ach, unschuldiges Lamm, sollst du noch länger in der Gefangenschaft schmachten? Ach, ach, sie schleppen es zur Schlachtbank, ich höre sein Winseln und Wehklagen! Auf, meine Söhne, das Blut, das in dieser Schlacht vergossen

wird, fließt geradeswegs in den Himmel. Rettet das Lamm, das die Heiden ans Kreuz schlagen! Der Erlöser streckt seine blutenden Arme nach euch aus! Vorwärts, vorwärts, wer seinen Heiland liebhat!"

Als die Rede beendigt war, die der Pater mit schwungvollem Schütteln des Marienbildes begleitet hatte, ging der Herzog auf ihn zu, umarmte ihn, küßte ihn auf beide Wangen und küßte dann auch unter Kniebeugung die Füße der hölzernen Mutter Gottes. „Es muß uns gelingen," sagte er, „ich bin ungeduldig, den Greueln in diesem Lande ein Ende zu machen!" Verdugo und Tilly knieten nieder, den Segen des Paters zu erbitten, worauf sich auch Buquoy erhob und, wenn auch mit kühler Miene, sagte, da der Herzog zur Schlacht entschlossen sei, wolle er nicht zurückstehen. Der Herzog ging auf ihn zu und bat, indem er ihm die Hand bot, es in der Schlacht nicht empfinden zu lassen, daß der Kriegsrat sich diesmal gegen ihn entschieden habe. „Fürstliche Gnaden," antwortete er, indem seine Augen aufblitzten, „ich kämpfe nicht, um recht zu behalten, sondern um zu siegen."

Allerdings wetteiferte in der Schlacht an besinnungsloser Tapferkeit mit Buquoy nur der junge Herr Gottfried Pappenheim. Denselben hatte vor mehreren Jahren das freundschaftliche Zureden des neubekehrten Pfalzgrafen Wolfgang Wilhelm von Neuburg zur katholischen Kirche geführt, und er hatte geschworen, daß er bei dieser Gelegenheit der Kirche, die den reuigen Sünder verzeihend aufgenommen, seine Schuld zahlen wolle. Für jedes Jahr seines Lebens, das er im Irrtum der Ketzerei zugebracht, wolle er der Mutter Gottes anstatt einer Kerze eine Wunde darbringen; weshalb er denn stets dahin stürzte, wo das Gefecht besonders heiß zu toben schien, und fast vergaß, daß es sich bei dem Blutvergießen um etwas anderes handelte, als ihm die er-

forderliche Anzahl Ehrenwunden zu verschaffen. Er wurde denn auch für tot von der Walstatt aufgelesen und kam erst unter dem Messer des Barbiers zu sich, worauf sogleich ein Zählen vorgenommen wurde, was bei der großen Anzahl der erhaltenen großen und kleinen Verletzungen nicht leicht war. Jedenfalls war die Anzahl der Jahre, die er Protestant gewesen war, weit überschritten, und er pflegte seitdem seine Wunden Rosen zu nennen, mit denen er der Jungfrau Maria Füße bekränze, und diese zähle man nicht.

Als nach gewonnener Schlacht die Feldherren sich trafen, reichte der Herzog Buquoy die Hand und sagte, ihm danke er nächst Gott vor allem den herrlichen Sieg; er brauche seine Bravour und seinen Verstand dem Kaiser nicht zu rühmen, da dieselben längst bekannt seien, er tue es nur zu seiner eigenen Genugtuung und der Wahrheit zuliebe. Buquoys braunrotes Gesicht strahlte, und seine breite Brust hob sich unter schnellen, tiefen Atemzügen. Das sei nicht der Rede wert, sagte er; ein echter Ritter ziehe sein Schwert für des Kaisers Majestät und die heilige Kirche; sie seien die Erzengel Gottes auf Erden, und der Sieg könne ihnen nicht fehlen, wenn ihr Glaube fest und ihre Ehre unbefleckt sei. Er bückte den blonden Kopf und ließ den Schweiß in schnellen Tropfen auf den Boden rinnen. Das sei guter Samen, sagte er lachend, wie kein Bauer ihn aussäen könne; nun wolle er gehen und das Gemüt seiner Gefangenen ein wenig erleichtern; es seien ein paar brave Kavaliere darunter, die ritterlich gefochten hätten, sie sollten spüren, daß sie in eines Edelmanns Hände gefallen wären.

Nun wandte sich der Herzog an Tilly, der dem Auftritt ernst und schweigend beigewohnt hatte, und sagte, dem Buquoy müsse einmal Honig ums Maul gesalbt werden,

Tilly solle sich deswegen nicht gekränkt fühlen, er, der Herzog, wisse wohl, was er an Tilly habe. Er habe seine Pflicht getan, sagte Tilly, sich verneigend, und sei glücklich, wenn er dadurch zum Wohle des Reichs und zum Heile der Kirche beigetragen habe.

Im Schlosse zu Prag saßen Friedrich und Elisabeth bei der Tafel, Friedrich in gedrückter Stimmung, die er nicht zeigen mochte, weil er fürchtete, seiner Frau dadurch zu mißfallen. Er sprach lebhaft davon, daß es dem Herzog Maximilian hingehn möge, wenn er ihn hasse und bekämpfe, er sei von jeher päpstlich und ihm zuwider gewesen, aber seinem Vetter Wolfgang Wilhelm, dem Apostaten, dem könne nicht verziehen werden. Er müsse Jülich-Cleve verlieren, Brandenburg solle es allein haben, das werde er betreiben, sowie seine Angelegenheit mit dem Kaiser erledigt sei. Als die ersten beunruhigenden Nachrichten vom Kriegsschauplatze hereinkamen, sagte er mit ungewohnter Heftigkeit, es sei nicht nötig, ihn durch jeden kleinen Unfall zu erschrecken; jede Schlacht schwanke hin und her, der Sieg werde nie mit einem Male errungen. Es sei ja unmöglich, daß ein Unglück geschehe, Anhalt habe ihm gesagt, wenn jeder seine Pflicht tue, könne es nicht fehlen, und er habe auch selbst die Schlachtordnung besichtigt und vortrefflich gefunden. „Du vertraust dem Anhalt zu viel," sagte Elisabeth, „mit schönen Augen und kecken Worten hat noch niemand eine Schlacht gewonnen." Da die üblen Nachrichten sich mehrten, eilte Friedrich an die Mauer, um sich zu überzeugen, wie es stehe, und kam bald darauf in fassungsloser Erregung mit den ersten Flüchtenden zugleich zurück. Diese meldeten, das Heer sei in vollständiger Auflösung, und der Herzog von Bayern habe gesagt, er wolle im königlichen Schlosse zu Nacht speisen. Niemals, sagte Elisabeth, werde sie den Anblick

dieses hochmütigen Teufels ertragen, sie wolle in die Stadt, und gab Befehl, in Eile ihren Schmuck und alle Habseligkeiten zu packen. Friedrich sagte, er müsse einen Waffenstillstand haben, es solle sofort darum an den Herzog geschickt werden, inzwischen könnten die Fliehenden sich sammeln und könne man Maßregeln ergreifen. In größter Hast fuhren sie in die Stadt und stiegen im Schlickschen Palaste ab, wohin Anhalt kam, um von dem Unglück Bericht zu erstatten. Schmutz und Regen hatten ihn übel zugerichtet, er grüßte den König und die Königin nur flüchtig und sagte, die ungarischen Truppen hätten sich schlecht, sehr schlecht gehalten, auch übrigens habe es gemangelt, da sei kein Eifer und keine Zucht, er wisse wohl, woran es liege, die böhmischen Herren hätten ihm entgegengearbeitet, sie wären alle den Galgen wert, er hätte umsonst Leben und Ehre aufs Spiel gesetzt.

Wenn der Herzog nur einen Waffenstillstand gewährte, sagte Friedrich, so könne man vielleicht frische Truppen zuziehen.

„Euer Liebden werden den Herzog nicht für einen solchen Narren halten," sagte Anhalt ungeduldig. Er solle jetzt keine Zeit verlieren, sondern sich zur Flucht herrichten. In Prag sei er seines Lebens nicht sicher. Er für seinen Teil gebe es auf, er hätte seine Kraft ehrlich an dies Unternehmen gesetzt, sein Sohn sei gefangen oder tot, nachdem er tapferer als alle gekämpft hätte, er habe getan und geopfert was möglich sei. Gegen die Treulosigkeit und den bösen Willen der Böhmen sei nichts auszurichten.

Inzwischen war Budowa gekommen und redete dem König zu, er solle sich selbst zu Pferde setzen und die Fliehenden ermutigen und ermuntern. Es sei durchaus nicht alles verloren, Prag sei kein Dorf, man könne sich noch lange hier verteidigen.

So ſchnell könne er ſich nicht beſinnen, jammerte Friedrich, es müſſe durchaus ein Waffenſtillſtand erbeten werden, damit er ſich beſinnen könne, der Schreck ſitze ihm noch in den Gliedern.

„Was Schrecken, Schrecken!“ rief Budowa. „Sie ſollten davor erſchrecken, eine koſtbare Krone fahrläſſig auf die Gaſſe zu werfen.“ Er habe genug von dieſer Krone, ſagte Friedrich, übrigens könne er ſich in Brünn oder Breslau ſammeln, nur in Prag wolle er nicht bleiben.

„Das iſt nicht wie ein König geſprochen!“ rief Budowa zornig aus. Anhalt machte indeſſen Friedrich Zeichen, daß er ſich nicht ſolle überreden laſſen, und flüſterte Eliſabeth zu, wenn ihr das Leben ihres Gemahls lieb ſei, ſolle ſie ihn zur Flucht bewegen.

Indem er die Krone angenommen habe, ſagte Budowa, habe er ſich verpflichtet, bei ſeinem Volke auszuharren, wie dies für ihn kämpfe. Er könne doch ſeine treue Stadt Prag nicht ohne Haupt dem Feinde preisgeben, damit der ſeine Rache an ihr kühle!

Nein, ſagte Anhalt halblaut, lieber ſolle er dableiben und ſich ausliefern laſſen, damit die Rache ihn treffe.

„So mußte es kommen, ſo mußte es kommen!“ ſchrie Budowa außer ſich vor Zorn. „Da haben ſie die Zeit mit Saufen, Huren und Praſſen zugebracht, und wenn der Wirt mit der Rechnung kommt, laufen ſie davon und laſſen ihren Dreck anſtatt der Zahlung zurück.“

Ehe ſie ſich ſo von ihren Vaſallen behandeln laſſe, rief Eliſabeth aufbrauſend, wolle ſie lieber in der Fremde betteln gehn. Sie ſei ſchwanger und müſſe ihr ruhiges Kindbett haben. Ob eine belagerte Stadt der Ort für einen Prinzen von Böhmen ſei zur Welt zu kommen? Der König müſſe ſie ohne zu zögern fortführen und in Sicherheit bringen.

Jetzt näherte sich Graf Solms dem Könige und sagte, er sei bereit, die Königin nach Brünn oder Breslau zu führen und wolle seinen grauen Kopf zum Pfand für ihre Sicherheit setzen, nur möge Friedrich Prag nicht verlassen. Wenn er bei seiner Königspflicht ausharre, werde Gott ihm beistehn, und wenn nicht, so werde doch seine Ehre ohne Flecken bleiben.

„Verläßt du mich auch, Vater?“ sagte Friedrich fast weinend; „was habe ich dir getan, daß du mich quälst? Auf dich wollte ich mich allezeit mehr als auf mich selbst verlassen!“

„Ich verlasse Eure königliche Würde nicht,“ sagte Solms traurig, „wenn es sein muß, gehe ich mit Euch in Tod, Elend und Schande. Aber weil ich Euch liebe, rate ich Euch zu Eurer Hoheit und Ehre.“

„Wenn ich dich nur nicht verliere,“ rief Friedrich getröstet, „so ist mir das mehr wert als das ganze Prag und Böhmen.“ Es verschlage ja nichts, fuhr er bittend fort, daß sie jetzt fortgingen, es diene ja der Sache zum Besten, da er aus Schlesien Hilfe holen wolle, das Verlorene wäre dann bald wieder eingebracht.

Ein Wagen wurde bereits angespannt und mit den zusammengerafften Wertsachen der Familie beladen; Anhalt, Ruppa und Graf Thurn erklärten, sich nicht von den Fliehenden trennen zu wollen. Wenn er in des Kaisers Hände falle, sei sein Kopf verloren, sagte Thurn, und er halte ihn für wertvoll genug, um für weitere Kämpfe bewahrt zu bleiben. Als Friedrich das Fenster öffnete, um auf die dunkle Straße hinabzusehen, schlug der Wind den Regen hinein, so daß er es schnell wieder zuschloß. Es sei nicht gut reisen in solcher Nacht, sagte er, ob man nicht bis zum Morgen warten könne?

„Hier bleibst du, König von Böhmen!“ schrie Budowa, mit dem Fuße stampfend und wollte ihn an seinem Wams packen; aber Solms und Anhalt traten rasch dazwischen, indem sie die Hand ans Schwert legten.

Budowa warf noch einen verachtenden Blick auf Friedrich und verließ das Haus. Man sehe nun, sagte Anhalt, wessen man sich von diesen Böhmen zu versehen habe. Hätte er sie vorher genugsam gekannt, würde er dem Könige nicht zu dieser Krone geraten haben. Er habe aber durch seinen Sohn dafür gezahlt und wolle auch jetzt sein Leben daransetzen, den König und die Königin in Sicherheit zu bringen.

In Breslau, wo Friedrich Unterstützung zu finden hoffte, zeigte es sich, daß die Stände kein Zutrauen mehr zu ihm hatten, sondern mit dem Kaiser Frieden zu machen wünschten; so flüchtete er weiter ins Reich, um verwandte Fürsten, Glaubens- und Bundesgenossen um Hilfe anzugehen.

Von den zurückbleibenden böhmischen Herren gingen einige dem Herzog von Bayern, als er in Prag einzog, entgegen, um durch ihn den Kaiser zu bitten, er möge sie bei ihren Rechten und ihrem Glauben schützen. Wilhelm von Lobkowitz, der an ihrer Spitze ging, den Kopf hängen ließ und ein betrübtes Gesicht machte, nahm das Wort und sagte, der Herzog möge doch bei dem Kaiser und Könige Fürbitte für sie einlegen; er möge ihm schildern, daß ihr ungestümes und verwegenes Betragen ihnen leid sei. Sie hätten ja einen gnädigen König an ihm gehabt, und er solle doch geruhen, ihnen wiederum ein solcher zu sein. Der Teufel hätte sie leider verführt, künftig wollten sie sich als getreue und gehorsame Vasallen erzeigen. Bei diesen Worten fing Lobkowitz an zu weinen, zog ein seidenes Tüchlein heraus, hielt es vor die Augen und schluchzte, worin mehrere einstimmten.

Er wolle dem Kaiser von ihrer Reue Meldung tun, sagte der Herzog. Inzwischen sollten sie sich ruhig halten und das Ihre dazu tun, daß Frieden und Ordnung im Lande wiederhergestellt werde.

Kaiser Ferdinand war in fröhlicher Stimmung, daß der Feldzug so schnell zu einem glücklichen Ende geführt war. Die böhmischen Herrlein würden sich ein zweites Mal keines solchen Streiches getrauen, sagte er, sie seien genug gestraft. Es ärgere ihn nur, daß Thurn, Ruppa und Schlick entronnen wären, das wären die hartnäckigsten Übeltäter, denen hätte er gern den Kopf vom Rumpfe springen lassen, und man solle alles aufwenden, um sie einzufangen. Übrigens wolle er jetzt das kaiserliche Gnadenbächlein fließen lassen, nur müsse die Ketzerei von Grund ausgerottet werden; nach einem Jahre dürfe es keine irrgläubige Seele in ganz Böhmen mehr geben, oder er wolle nicht der Sohn seiner Mutter sein.

Dieser Standpunkt des Kaisers erregte in den Hofkreisen große Enttäuschung, welche in einem Schreiben, das ein Herr von Nachod an den Kaiser richtete, Ausdruck fand. Er habe sich immer der Hoffnung getröstet, schrieb Nachod, in der Gnade des Kaisers zu stehen, habe nun aber mit Bestürzung wahrnehmen müssen, daß es nicht an dem sei, und daß vielmehr die friedhässigsten Leute und Erzbösewichte die Gnade des Kaisers mehr als er genössen. Diejenigen, die nach des Kaisers Leben und Untergange getrachtet und sich solcher entsetzlichen Frevel dreist gerühmt hätten, säßen vergnügt in ihrem sündlichen Überfluß und verlachten auch wohl die Frommen, die mit unbeschreiblichem Schaden und Verlust unentwegt ihrem Kaiser angehangen hätten. Der Kaiser möge es ihm nicht verargen, wenn er sein Herz von dieser unverhofften Ungnade durchbohrt fühle und die demütige Frage anbringe, ob er seine von der blitzenden Majestät

niedergeschlagene Person ihrer Unzufriedenheit gänzlich und für immer entziehen solle.

Eggenberg, mit dem der Kaiser sich darüber unterhielt, meinte, der Brief des Nachod sei nicht hoch anzuschlagen, wenn des armen Sünders Haus geschleift werde, kämen die Nachbarn mit Karren, um die Steine fortzutragen; aber, stellte er dem Kaiser vor, es wäre von Anfang an auf die Güter der Rebellen gerechnet worden, und Geld brauche der Kaiser durchaus, er dürfe den Schatz, der eben blühe, nicht ungehoben lassen. Er stehe gewiß mit seinem ganzen Vermögen dem Kaiser zur Verfügung und rede nicht von dem, was er schon vorgeschossen habe; aber es sei des Kaisers Schaden, wenn die Schulden immer höher anschwöllen. Mit einer gänzlichen und gründlichen Konfiskation sei es aber gut die Todesstrafe zu verbinden, und in Anbetracht, daß hoher und niederer Adel in allen Erbländern in offener und heimlicher Rebellion stehe, sei es nützlich, ein Exempel zu geben, wonach ihnen der Hals jucke. Es würde sich empfehlen, auch einen oder den anderen Katholiken daranzugeben, damit es nicht böses Blut setze und die Evangelischen sagten, es geschehe aus Haß wegen der Religion.

Derselben Ansicht waren alle Räte und die sonstige Umgebung des Kaisers. Es müsse durchaus einmal Geld in die Kasse fließen, hieß es, und Clemenz sei gut an ihrem Ort, aber mit Unterschied, damit die Guten ermuntert würden. Es sei leicht sich einzubilden, wie hoch der Herzog von Bayern die Kosten des Feldzuges berechnen würde, man brauche nur an Donauwörth zu denken, und seitdem hätte er das Addieren gewiß noch besser gelernt. Dann sei der Buquoy da und so viele andere, die eine Belohnung erwarteten und auch verdient hätten; dadurch unterscheide sich der Adel von den Bauern, daß diese ihre Dienste umsonst leisten müßten, ein

Fürſt müſſe ſeine Diener gut traktieren, wenn er auf Treue wollte rechnen können. Nach einer ungefähren Berechnung, die in der Finanzkammer angeſtellt ſei, könne dem Kaiſer durch eine ordentliche Konfiskation die Summe von 30 bis 40 Millionen Gulden zufließen; die Flut ſei lange ausgeblieben, nun ſie komme, dürfe man keinen Damm davorſetzen.

Der Kaiſer rief, die Hände zuſammenſchlagend: „Heilige Schutzpatronin, ſo reiche Diener habe ich und ſelbſt kein Hellerlein in der Taſche! Das iſt freilich unbillig und faſt eine Monſtroſität zu nennen. Die böhmiſchen Herren haben an Blutwallungen gelitten, und es iſt Zeit, daß ich ſie zur Ader laſſe.“

Nachdem der Beichtvater dem Kaiſer erklärt hatte, er ſei wenn auch nicht verpflichtet, ſo doch befugt, das Blut der Rebellen zu vergießen, gab Ferdinand ſeine Einwilligung, und es wurden 43 Herren des Hochverrats angeklagt und, ſoweit ſie Böhmen nicht verlaſſen hatten, verhaftet. Den Vorſitz des zu dem Zweck beſtellten Gerichtes führte der neue Statthalter Fürſt Liechtenſtein mit Strenge und Unerbittlichkeit. Die Angeklagten beriefen ſich darauf, daß Böhmen ein Wahlkönigreich ſei, und daß ſie deshalb die Freiheit gehabt hätten, Ferdinand abzuſetzen und einen anderen Fürſten zu wählen; aber das wollte Liechtenſtein durchaus nicht gelten laſſen. Er brachte einige Daten und Hiſtorien vor, welche das Gegenteil beweiſen ſollten, und außerdem, ſagte er, würden dann ja die Untertanen die Herren ſein, und die Könige müßten die Throne hinauf- und hinabhüpfen, wie es jenen beliebe; das aber könne unmöglich Gottes Wille ſein. Das ſei eine neue Lehre, die ſie aufgebracht hätten, um ihrer Rebellion ein vornehmes Mäntelein umzuhängen.

Dem Kaiſer wurde von den Frauen und Verwandten der

Verurteilten, 27 an Zahl, mit Bittschriften nicht wenig zugesetzt, denen er immer noch eine gewisse Neigung hatte nachzugeben, da er das Verfahren ein wenig grob gegen so große Herren fand. Auch war er verdrießlich, daß Matthias Thurn entronnen war, der der Rädelsführer und Hauptmalefikant sei, und um den er alle übrigen freilassen möchte; aber er sah wohl, daß er der Sache ihren Lauf lassen mußte, und begnügte sich, den alten Wilhelm Popel von Lobkowitz zu lebenslänglicher Haft zu begnadigen, welcher mit vielen Tränen eine so aufrichtige Reue hatte spüren lassen.

Des Morgens um 5 Uhr am 21. Juni verkündete Kanonenrollen den Beginn der Exekution, zu welcher eine große schwarzverhangene Holzbühne vor dem Altstädter Rathause errichtet worden war. Für den Fürsten Liechtenstein und seine Beisitzer waren Plätze auf der Altane des Rathauses hergerichtet. Von den drei Henkern, die besorgt waren, um die Arbeit auszuführen, war der eine ein kleines, sehniges, behendes Männlein, hitzig und empfindlich, da man ihm auf den ersten Blick oft nicht viel zutraute. Er pflegte zu sagen, daß es nicht auf Kraft, die er zwar auch besitze, sondern auf Geschicklichkeit ankomme, und brüstete sich mit seinen Erfolgen und mit dem Dank, den ihm mancher Delinquent noch durch den letzten Blick zu verstehen gegeben habe. Ein Herr von Mitrowitz, der zu dem Gerichtshof gehörte, und den die Veranstaltung etwas nervös machte, trat zu ihm und fragte ihn, ob er die Arbeit auch auf sich nehmen könne, es kämen neun auf jeden von ihnen, und es liege dem Fürsten daran, daß es ohne Hindernisse abliefe. Der kleine Mann geriet sofort in Zorn, erklärte, daß er Kraft genug habe, daß es aber nur auf Geschicklichkeit ankomme, daß er leicht mit der doppelten Zahl fertig werden könne, und forderte Herrn von Mitrowitz laut auf, ihm für jeden Schweißtropfen, den er

auf seiner Stirn finden würde, einen Batzen zu geben. Herr von Mitrowitz entschuldigte sich und sagte, sie würden ohnehin für jeden Kopf, der schlank auf den ersten Streich fiele, eine Extravergütung erhalten, er hätte es nicht anzüglich gemeint, sie sollten bedenken, daß die Delinquenten hohe Herren wären.

Durch die öden Morgenschauer kamen die Wagen angerasselt, die die Verurteilten aus ihren Gefängnissen herbeiführten; sie sahen fahl und übernächtig aus, und einige von ihnen mußten geführt werden. Den Vorzug, als der erste gerichtet zu werden, hatte Graf Joachim Andreas Schlick, der auf sächsisches Gebiet geflüchtet, aber vom Kurfürsten ausgeliefert worden war; denn nachdem der Kaiser ihm die Lausitz als Preis für seinen Beistand versprochen hatte, war Johann Georg nachdrücklich auf seine Seite getreten und sagte, die Empörer verdienten Strafe, und er wolle der Gerechtigkeit nicht vorgreifen. Obwohl es dem Grafen sehr übel und traurig zumute war, benahm er sich doch gefaßt und würdig und betete voll Inbrunst lutherische Gesänge, worüber ihm fast unversehens der Kopf abgeschlagen wurde. Erhobenen Hauptes und festen Schrittes trat Wenzel von Budowa auf, und als die Jesuiten, die sich die Bekehrung der Todgeweihten angelegen sein ließen, im letzten Augenblick noch einmal auf ihn einreden wollten, schob er sie so unwirsch zur Seite, daß sie taumelten, und sagte: „Fort mit euch, ihr Basilisken! Heute ist mein Feiertag, wo ich das Angesicht Gottes schauen werde!“ sah auch wirklich, solange er vermochte, mit festem, großem Blick um sich, als spüre er schon das Licht der ewigen Geheimnisse.

Jedesmal wenn der kleine Henker einen abgefertigt hatte, lehnte er sich nachlässig auf ein Bein, als ob er den Schlag nur so nebenher getan hätte, und warf einen herausfordern-

den Blick auf Herrn von Mitrowitz, dem diese Aufmerksamkeit so peinlich war, daß ihn schon vorher ein nervöses Zucken befiel.

Während die adligen Herren alle durch das Schwert gerichtet wurden, mußten die Bürgerlichen sich verschärften Prozeduren unterziehen, wie denn dem berühmten Gelehrten Jessenius, der Rektor der Universität gewesen war, vor der Enthauptung die Zunge ausgerissen und er nach derselben geviertelt wurde. Als er daran kam, fing gerade ein kühler Wind an zu blasen, Licht rieselte über die Dächer, und die Sonnenscheibe rückte groß und blendend in den silbernen Himmel. Der Scharfrichter flüsterte ihm zu, er habe einen gewürzten Wein mitgebracht, der gut zu nehmen sei und ein wenig betäube, er sei ein Christenmensch und wolle niemandem zuviel tun, man sehe es ihm, Jessenius, an, daß er schwächlich sei, er solle einen Schluck trinken, dann gehe es leidlicher. Nach einem Augenblick Bedenkens reichte Jessenius dem Manne die Hand und dankte; lange bevor die Sonne dort drüben hinuntergegangen sei, habe er ausgelitten. Er wolle das Kreuz auf sich nehmen; Gott sei gnädig und werde ihn durch die Finsternis des bitteren Todes in das Paradies einführen.

Nachdem die Exekution vorüber war und die Henker ihren Doppellohn erhalten hatten, nahmen die Herren vom Gerichtshof beim Fürsten Liechtenstein ein Frühstück ein. Einer der Appellationsräte erzählte, er hätte in seinen jüngeren Jahren einen guten Freund gehabt, der sei so stark gewesen, daß er seinesgleichen nicht gehabt, und den seine Kraft beständig geplagt hätte, etwas damit zu vollbringen, so daß man sich vor ihm hätte fürchten müssen, wenn er nicht ein so guter Kerl gewesen wäre. Sein größter Wunsch sei immer gewesen, einmal den Henker zu machen, um sich

ordentlich genugzutun, was er, der Appellationsrat, aber für Spaß gehalten hätte. Der andere aber hätte wirklich, als einmal eine große Hinrichtung von aufständischen Ungarn gewesen sei, einen Henker bestochen, daß er ihn an seiner Statt zugelassen hätte, und er hätte, gehörig vermummt, seine Sache gut gemacht und allgemeines Lob geerntet. „Als er mir davon erzählte," sagte der Appellationsrat, „tadelte ich ihn, weil er sich durch diese Verrichtung unehrlich gemacht hätte. Dagegen sagte er, es sei ja nicht sein Geschäft, sondern er hätte es zu seiner Belustigung getan, darum sei es eine andere Sache. Ein Wort gab das andere, und schließlich forderte er mich zu einem Duell heraus, was ich ablehnte, weil ich mich mit einem Henker nicht schlüge; denn ich wollte mich von dem unbesieglichen Kolossus nicht abschlachten lassen." Glücklicherweise sei damals gerade ein Türkenkrieg ausgebrochen, da sei er hingezogen, um Köpfe abzuschlagen, und wohl auch dort geblieben.

Pfui, sagte Herr von Mitrowitz, solche Neigungen könne er nicht begreifen; ihm sei heute schon das Zusehen auf den Magen gefallen, so daß er kaum imstande sei, etwas zu sich zu nehmen.

Der Appellationsrat lachte und sagte, nach dem fünften oder sechsten Hiebe habe er auch genug gehabt. Das Zusehen, sagte Fürst Liechtenstein kühl, sei natürlich unangenehmer, als selbst zu hantieren; aber so schändliche Rebellen verdienten Tod leiden zu sehen, müsse doch jedem Liebhaber der Justiz eine Genugtuung bereiten.

Es wurde nun eine Kommission eingesetzt, um die Konfiskationen ins Werk zu setzen, was eine knifflliche und langwierige Arbeit war; denn die Schuldigen wurden je nach dem Grad ihres Vergehens in solche eingeteilt, die ihr ganzes

Vermögen, die Hälfte oder den dritten Teil desselben einzubüßen hatten, wozu noch allerhand Ausnahmen und besondere Fälle kamen. In den Stuben der Kommissionäre ging es zu wie auf einem Markt, indem einerseits die Betroffenen feilschten und bettelten, um sich möglichst viel zu retten, und andererseits der böhmische und österreichische Adel, der auf kaiserlicher Seite gestanden und schon seit langem ein Auge auf die Rebellengüter geworfen hatte, dieselben nun um ein Billiges in seinen Besitz zu bringen suchte. Den größten Gewinn trug Albrecht von Wallenstein davon, der, weil er eine geringe Meinung von den evangelischen Herren und ihren Aussichten hatte, dem Kaiser treu geblieben war.

Druck der Roßbergschen
Buchdruckerei in Leipzig.

PT 2617 U28G7 Bd.1
Huch, Ricarda Octavia
Der grosse Krieg in Deutschland

PLEASE DO NOT REMOVE
CARDS OR SLIPS FROM THIS POCKET

UNIVERSITY OF TORONTO LIBRARY

UTL AT DOWNSVIEW
D RANGE BAY SHLF POS ITEM C
39 11 09 02 01 011 7